BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goeze, Johann August Ephraim, 1731-1793

Natur, Menschenleben und Vorsehung, für allerley Leser

Bd.: Erster Band

Leipzig 1796

Phys.g. 630 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10132440-0
VD18 9060122

Phys.g. 630m-1

Natur,

Menschenleben und Vorsehung,

für allerley Leser.

Von

J. A. E. Goeze.

Stadtbibliothek
Hannover

Erster Band.

Neue Auflage.

Leipzig,
in der Weidmannischen Buchhandlung.
1796.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB
MÜNCHEN
07/92/580

Vorrede.

Ich wüßte eben nicht, was ich dieser Schrift noch vorzusetzen hätte, als den Wunsch, daß sie eben so günstig aufgenommen würde, als das nützliche Allerley, an dessen Stelle sie treten, und versuchen mag, ob sie bey Lesern von allerley Art einen nützlichen Eingang finde.

Drey große Gegenstände sind es, die ich gewählt habe: — Natur, Menschenleben und Vorsehung. — Vielleicht die größten, denen wir unser Nachdenken schenken können! — und die uns gewiß, wenn wir sie unsers Nachdenkens, aber nicht ohne Herz, würdigen, nicht unbelohnt lassen, und zu zween, eben so erhabenen Gegen-

ständen, als sie selbst sind, führen: zur Weisheit und Tugend: das Gute zu erkennen, — und das Gute zu thun.

Die Materien habe ich wieder abwechselnd auf einander folgen lassen, daß bald die Natur, bald das Menschenleben mit seinen Auftritten, bald die Vorsehung und ihr Gang, unterrichtet, warnt, belehrt, beruhiget, und der Leser nicht ermüdet wird. Ich wünsche, daß dieses alles für einen Jeden auf eine entsprechende Art geschehen sey.

Vor der Ostermesse 1789.

Inhalt.

Inhalt.

I. Merkwürdigkeiten der Hausmäuse. Seite 1
II. Fortsetzung. 7
III. Fortsetzung. 13
IV. Fortsetzung. 18
V. Auftritte aus dem Menschenleben. 24
VI. Lächerlichkeiten am Bußtage. Der religiöse Bürgermeister. 30
VII. Ein Selbstmord von besonderer Art: nebst einigen Gedanken über die häufigen Selbstmorde in unserer Stadt. 32
VIII. Rührendes Beyspiel einer besondern Vorsehung. 40
IX. Etwas zur Naturgeschichte, und richtigen Bestimmung einiger fremden wilden Thiere, welche am 30sten März 1788 zu Quedlinburg zu sehen waren. 46
X. Warum die Pappelblätter so zittern? 56
XI. Ein Natur-Hygroskop von einem wilden Haferkorn zu machen. 59
XII. Gespräch über die sogenannten Donnerkeile. 63
XIII. Fortsetzung. 67
XIV. Fortsetzung. 72
XV. Was können Menschen zu Stande bringen? — Was können Menschen gewohnt werden? 79
XVI. Wetterpropheten im Thierreich. 83

XVII. Fortsetzung. Seite 92
XVIII. Fortsetzung. 96
XIX. Etwas zur Naturgeschichte des Skorpions. 104
XX. Von Menschenfressern. 113
XXI. Geschichte einiger Menschenfresser, und Menschenfresserinnen in Europa und Deutschland. 118
XXII. Fortsetzung des XXIsten Stücks. 123
XXIII. Ein Paar Probestückchen der Unwissenheit und des Aberglaubens aus einem Buche von 1762 126
XXIV. Vorsehung: durch kleine Umstände Verbrechen zu entdecken. 133
XXV. Der bestrafte Eigensinn. 136
XXVI. Kurze Naturgeschichte der wahren Hyäne. 139
XXVII. Fortsetzung des XXVIsten Stücks. 145
XXVIII. Räthselhafte Eigenschaften eines bekannten Thiers. 152
XXIX. Von seltsamen Handlungen einiger Thiere. 156
XXX. Wunderbare Eigenschaften des Queckſilbers. 162
XXXI. Fortsetzung. 168
XXXII. Fortsetzung. 175
XXXIII. Von den Farbenwechselungen des Chamäleons. 179
XXXIV. Moralische Ungeheuer, oder etwas zur Kenntniß äußerst schlechter, und einiger guten Menschen. 186

1. Geschichte einer unglaublichen Rache.
2. Neuerliches Beyspiel von der Grausamkeit der Türken gegen die Christensklaven.

XXXV. Fortsetzung des XXXIVsten Stücks. Seite 194
3. Die Todesmarter eines Negersklaven, der seinen grausamen Herrn aus Verzweiflung erschossen hatte.
4. Geschichte einer auf dem Eise im Sund geretteten Strandwache.
XXXVI. Ein listig-lächerlicher Diebesstreich. 201
XXXVII. Vom Aberglauben mit dem sogenannten Diebesdaumen. 205
XXXVIII. Der Aberglaube zerrüttet ganze Familien. 215
XXXIX. Fortsetzung. 221
XL. Fortsetzung. 227
XLI. Einige Ursachen, warum sich die Leute so leicht zu Schatzgräbereyen verleiten, und betrügen lassen. 232
XLII. Fortsetzung. 239
XLIII. Fortsetzung. 245
XLIV. Fortsetzung. 252
XLV. Daß die Kometen nichts Böses bedeuten. 258
XLVI. Fortsetzung. 265
XLVII. Vom Aberglauben einiger fremder Völker: besonders bey Naturbegebenheiten. 273
XLVIII. Fortsetzung. 280
XLIX. Von boshaften Betrügern. 284
L. Etwas zur Naturgeschichte der amerikanischen Wandertaube. 292
LI. Warnung vor der gemeinen Aronswurzel. 299

LII. Geschichte einer abergläubischen Familie. Seite 302
LIII. Fortsetzung. 308
LIV. Der christliche Jude. 314
LV. Geschichte einer äußerst boshaften, und bis in den Tod verstockten Mordbrennerin, dergleichen die Welt wohl wenig aufzuweisen hat. 318
LVI. Fortsetzung. 324
LVII. Fortsetzung. 330
LVIII. Besonderes Garten- und Naturgeheimniß auf den Birnblättern. 339
LIX. Fortsetzung. 343
LX. Weiße Baumwollenfleckchen auf den Nadelblättern der Taxusbäume. Ein Gartengeheimniß. 349
LXI. Besondere Stricke in den Papiermühlen. 354
LXII. Ueber den Biß toller Hunde, und anderer wütenden Thiere, nebst den besondern Spuren der dabey waltenden Vorsehung. 358
LXIII. Fortsetzung. 363
LXIV. Fortsetzung. 370
LXV. Fortsetzung. 377
LXVI. Vom Aberglauben mit dem Namen Gottes, und der Zahl Drey. 383
LXVII. Vom Aberglauben mit dem Gebrauch des Kreuzes. 390
LXVIII. Vom Aberglauben mit einigen Sprüchen der Bibel. 399

LXIX.

LXIX. Vom Aberglauben mit allerley kirchlichen Sachen. Seite 407

LXX. Die Stempelmade. 411

LXXI. Einige berichtigte Naturirrthümer im Thierreich. 421

LXXII. Fortsetzung. 428

LXXIII. Abergläubische Sprüchwörter. 434

LXXIV. Fortsetzung. 440

LXXV. Unglück und Glück beysammen. Eine besondere Geschichte der Vorsehung. 445

LXXVI. Fortsetzung des LXXIIsten Stücks. Berichtigte Naturirrthümer im Thierreich. 454

LXXVII. Noch einige nähere Umstände zu der besondern Geschichte von den drey verunglückten Kindern, im LXXVsten Stück. 461

LXXVIII. Fortsetzung des LXXVIsten Stücks. Berichtigte Naturirrthümer im Thierreich. 470

LXXIX. Ein gemeines, aber bewährtes Mittel wider das Blutspeyen. 477

LXXX. Nachlese zur Geschichte des Kraken. 480

LXXXI. Wintergedanken. 489

LXXXII. Merkwürdigkeiten des kalten Winters 1788 in 1789. 503

LXXXIII. Fortsetzung. 517

LXXXIV. Nachtrag zu den Merkwürdigkeiten des kalten Winters in den beyden vorigen Stücken. Seite 528

LXXXV. Merkwürdige Anekdoten von Dankbarkeit, Gerechtigkeit und Großmuth. — Topal Osmann. 535

LXXXVI. Fortsetzung des LXXXVsten Stücks. Mahmud, ein berührter Sultan. — Chan Zigan. 542

LXXXVII. Persianische Denksprüche. 545

I.

Merkwürdigkeiten der Hausmäuse.

Ich fange diese Schrift wieder mit der Natur an, liebste Leser! weil es das erste ist, womit wir selbst unsern Anfang nehmen. Natur ist uns das nächste, worin wir leben, weben und sind. Wir selbst — wir Menschen — haben die Ehre, in Gottes lebendiger Welt, in der ersten Klasse der Geschöpfe des Erdbodens, den ersten Platz einzunehmen. Und Menschenleben und Vorsehung, was ist beydes anders, als Natur; wenigstens so mit derselben verwebt, daß eins ohne das andere nicht bestehen kann. Der Mensch, er sey von welchem Stande er wolle, hat in seinen Kenntnissen ein Großes gewonnen, wenn er sich selbst, und viele natürliche Dinge kennt, die ihn umgeben; die ihm nützen oder schaden. Wohlan! Pflicht und Freude soll es uns seyn, daß wir uns wieder zuerst mit einigen Merkwürdigkeiten der Natur unterhalten.

Warum ich aber mit den Hausmäusen anfange? weil uns diese Thierchen größtentheils die nächsten sind, und fast immer mit uns im Hause eine Familie

ausmachen. Dies nicht allein. Sie zeigen uns ganz besondere Merkwürdigkeiten, und haben so wohl das Gepräge der weisen Schöpfung, als der schöne Goldfasan, den wir bewundern, und der vielleicht nicht so viele Merkwürdigkeiten in seiner Natur und Lebensart aufweisen kann, als die verächtliche Hausmaus. Es geht den Mäusen, wie vielen andern Geschöpfen, die uns die nächsten sind, und die wir am wenigsten kennen. Wir laufen fremden Thieren nach, und können uns über den Zebra, Kakadu und Rochen nicht genug verwundern, da wir doch selbst die Wunder Gottes im Hause haben; aber auf diese nicht die gehörige Aufmerksamkeit verwenden. Dies rührt eines Theils daher, weil diese Thierchen im Finstern leben, und uns einigen Schaden thun. Daher hassen wir sie, als deklarirte Feinde. Andern Theils liegt die Ursache darin, weil so viele vor denselben einen Ekel und Abscheu haben, daß sie solche nicht können nennen hören, geschweige sehen und betrachten. Ein Fehler, der entweder auf einer schiefen Erziehung, oder auf gewissen Vorurtheilen beruhet! Kinder, welche früh gewöhnt werden, solche Geschöpfe, die andern Ekel und Abscheu sind, absichtlich zu betrachten, werden nichts von der Epilepsie erfahren, welche Korinnen befällt, wenn ihr ein Mäuschen über die Toilette läuft.

Doch genug hiervon. Die Mäuse haben Merkwürdigkeiten, welche verdienen bekannter zu werden, und welche mancher nicht bey ihnen suchen sollte.

Ich

Ich muß mich daher in der That wundern, daß fast in allen Schriften der Naturgeschichte, der Artikel: Maus, mit zwey oder drey Zeilen abgefertiget ist. Alles, was etwa davon gesagt ist, bestehet darin, daß sie in den Speise- und Mehlkammern schlimme Gäste sind — daß sie gern in die Betten hecken — daß sie sich im Jahre häufig vermehren, — daß sie von den Katzen, und einigen andern Thieren verfolgt werden — und daß sie gerne Musik hören, auch darnach wirklich aus den Löchern kommen sollen. Ob es die schwedischen Mäuse thun, weil es der große Linne' behauptet, weiß ich nicht. Die unsrigen gewiß nicht. Sonst würde man es doch einmal auf unsern häufigen Winterredouten bemerkt haben.

Da ich mit allerley Lesern zu reden habe; so muß ich auch mit der Frage den Anfang machen: zu welcher Klasse und Ordnung dies Geschlecht von Thieren gehöre? Daß sie zu den heckenden Saugthieren gehören, darf ich denen nicht beweisen, welche mehr als einmal durch eine junge Mäusefamilie aus dem Bette gejagt sind, und die frische Milch noch an den Brüsten der treuen Mutter gesehen haben, die sich öfters bey ihren Jungen todt schlagen läßt. Vielleicht ist es ihnen aber weniger bekannt, daß sie mit denen Thieren, welche von der Natur mit besondern Zähnen zum Nagen versehen sind, eine eigene Ordnung ausmachen, und daher zu den rattenartigen, oder nagenden Thieren *)

 gerech-

*) Glires.

gerechnet werden, zu welchen z. B. der Hase gezählt wird, der doch übrigens mit unsern Mäusen so wenig Aehnlichkeit hat. Freylich müssen zu einem solchen Geschlechte mehrere Thiere gerechnet werden, je weniger Kennzeichen zur Bestimmung desselben angenommen werden. Man hat dem Mäusegeschlecht nur ein einziges Kennzeichen: nämlich die untern scharfen und spitzigen Schneidezähne, angewiesen. Und daher seyd ihr, ihr guten Mäuse! mit den chinesischen Stachelschweinen, mit den Hasen, Bibern und Eichhörnchen, in eine Ordnung gerathen. Allein wir können doch das Mäusegeschlecht noch durch einige Kennzeichen mehr unterscheiden.

Außer den scharfen und spitzigen Schneidezähnen haben sie ganz kurze Backenzähne; aber schlechterdings keine Hundszähne. Die Ohren sind bey ihnen rund, halbdurchsichtig und nackend. Daher können sie durchaus keinen Sand vertragen, und die Feldmäuse werden sich hüten in sandige Gegenden zu bauen. In den Scheuern soll es daher ein gutes Mittel wider die Mäuse seyn, Sand zwischen die Kornschichten zu streuen. Der Schwanz ist größtentheils nackend und länger als der Körper; wiewohl ein mäßiges Vergrößerungsglas die zarten Härchen zeigt, womit er bewachsen ist. Was unsre Hausmäuse betrifft; so rechnet man sie insgemein unter die fünfzehichten Thiere; allein sie haben nur an den Vorderfüßen vier eigentliche merkliche Zehen, und keinen Nagel, statt des Daumens, wie ihre

Kollegen,

Kollegen; die eigentlichen Ratten, wodurch sie also von diesen unterschieden sind *).

Zuerst etwas von ihrem Körperbau, von der Größe und Farbe desselben. Der ganze Bau ihres Körpers, und die Einrichtung ihrer Glieder ist gegen die Lebensart, wozu sie bestimmt sind, vollkommen verhältnißmäßig. Sie sind ungleich kleiner, als die Ratten, ob sie gleich in der Reihe dieses Geschlechts, den Uebergang zu diesen machen, wie in dem Vögelreich die Wachtel zum Rebhuhn. Nie aber werden sie sich mit diesem weit wildern und grausamern Geschlecht abgeben, bey demselben wohnen, oder sich mit ihm begatten. Doch weiß man nichts davon, daß die Ratten den Mäusen feindselig begegnen, sie müßten denn durch eine Hungersnoth gezwungen werden, sich an ihnen zu vergreifen, in welcher sie, z. B. wenn sie eingesperrt sind, kein Bedenken tragen, sich einander selbst zu fressen. Wenn die ersten vertrieben werden, und weichen; so bleiben die Mäuschen, als treue Hausgefährten.

Der Kopf ist etwas länglicht, vorne spitz, und gegen die Dicke des Körpers vollkommen proportionirt. Die Ohren sind zum leisen und scharfen Gehör, und die Augen zum scharfen Sehen eingerichtet. Des Abends bey Licht blitzen sie, wie ein Paar Diamanten, und ich glaube, daß sie sehr elektrisch sind, weil das Thier mehrentheils im Finstern lebt, und sich am Tage selten sehen läßt. Die Füßchen fein und zart, mit überaus scharfen Krallen, sich aller-

*) Mus *Musculus* Linn.

wegen anzuhalten, und der Schwanz ist ihnen zum Springen, Klettern, u. s. w. als ein Ruder, sehr behülflich. Da die Mäuse ihren meisten Aufenthalt in eigenen, vollkommen zylindrischrunden Löchern haben, und durch dieselben ihren Gang nehmen; so mußte auch Kopf und Körper zum Hinein-, Durch- und Ausschlüpfen eingerichtet seyn. Daher die spitz- schmale Gestalt des Kopfes. Es ist erstaunlich, durch was für enge Ritzen und Löcher ein Mäuschen durchkommen kann. Ich habe die Probe gemacht, und in einem engen Behältniß alle Löcher bis auf eins, in welches ich kaum meinen kleinen Finger bringen konnte, aufs genaueste verstopft, und hernach eine Maus in solche Verlegenheit gesetzt, daß sie schlechterdings durch dieses enge Loch durchmußte, — und sie schlüpfte glücklich durch. Kann sie nur die Spitze des Kopfs in ein Loch oder Ritze bringen; so ist sie geborgen. Der Körper folgt von selbst, und drückt sich, den Eingeweiden unbeschadet, so schmal zusammen, daß er so dünn, als ein Pfeifenstiel, wird. Dazu dient ihnen besonders die weiche Beschaffenheit des Körpers, der mit einer überaus zarten Haut überzogen ist, und die feinsten biegsamsten Knochen hat. Man kann ja eine getödtete noch warme Maus zwischen den Fingern noch einmal so lang ziehen, als sie von Natur ist, und ein Mauseskelet überzeugt uns von dem zarten Knochenbau des Thierchens. Streicht man einer Maus über das Fell; so ist es, als wenn man Sammet angriffe. Ihre Haare sind so glatt und weich, wie

die

die Schleimhaut eines Aals, und dadurch schlüpfen sie auch so leicht durch jedes Loch, so klein es auch ist. Die Glätte der Haut, und der angestämmte Schwanz nebst den Krallen der Füße, befördert die Geschwindigkeit des Durchschlüpfens. Daher wird es auch unmöglich seyn, eine Maus zu haschen, wenn sie erst mit dem Kopfe ein Loch erreicht hat. Sie wird nie stecken bleiben.

II.

Fortsetzung des ersten Stücks.

Die Farbe der Mäuse rührt von ihren Haaren her. Sie ist mehrentheils aschgrau, und die alten werden unter dem Bauche weißlich. Doch sollen diejenigen, die sich in den Scheuern aufhalten, grauer seyn, als in den Häusern, welches wohl der unterschiedenen Beschaffenheit der Luft und Nahrung beyzumessen ist. Je älter eine Maus wird, desto weißgrauer wird sie auch. Ich habe einige Haus- und Feldmäuse in Weingeist, welche beynahe ganz weiß sind. Von diesen aber müssen wir die niedlichen schneeweißen Mäuschen mit rothen Augen unterscheiden, welche zwar keine besondre Art ausmachen, sondern nur durch Schwäche ausgeartet, und als die Kakerlaken, oder Schwächlinge unter dem Mäusegeschlecht anzusehen sind. Wie sind die Kaninchen ausgeartet! Von weißen Mäusen hat man jetzt an

einigen Orten eine ganze Zucht. Sie werden überaus zahm; begatten sich aber nie mit den andern grauen Hausmäusen; sondern zeugen immer wieder ihres Gleichen. Diese Ausnahme findet sich auch bey den Ratten.

Wenn man eine Maus in der Hand nach dem Lichte drehet; so wird sie bald schwärzlich bald graufahl changiren. Woher mag das kommen? Man wird dasselbe wahrnehmen, wenn man sie am Tage, oder in der Sonne laufen siehet. Der Grund davon liegt in dem Bau der Haare, den man unter dem Vergrößerungsglase mit Vergnügen beobachten kann. Jedes Haar besteht aus schwärzlichen und weißlichen Wirbeln. Sie haben insgesammt auf dem Felle eine solche Lage, daß sie, nachdem sich die Maus kehrt oder wendet, bald schwärzlich bald graufahl spielen, wenn entweder die schwärzlichen oder weißlichen Wirbel ins Licht kommen. Ein weiser Bau, der vielen Augen entgeht*)!

Die Lebensart dieser Thierchen ist von der Lebensart der Ratten in manchen Stücken verschieden, ob sie gleich mit denselben einerley Naturtrieb haben. Nur das arglistige, tückische und wilde Naturell derselben haben sie nicht, welches wohl von ihrer Schwäche und Furchtsamkeit herrührt, da sie viel kleiner als die Ratten sind. Ob sie gleich, wie die

Ratten,

*) S. das nützliche Allerley aus der Natur und dem gemeinen Leben: 6. B. 2. St. S. 142. Warum sehen die Mäuse nicht schwarz, sondern fahlgrau aus?

Ratten, mehrentheils im Dunkeln leben; so machen sie sich doch eigene, besondere Löcher und Wohnungen, wo jede Familie für sich lebt; die Ratten hingegen leben weit geselliger, und wohnen in ganzen Schaaren beysammen, um das, was ihre Bedürfnisse erfordern, durch vereinte Kräfte, öfters mit vieler und bewundernswürdiger List, wovon man merkwürdige Beyspiele hat, auszurichten. Sie fressen Korn und Getreide; aber ihre eigentliche Nahrung ist, daß ich so rede, Hausmannskost: ich will sagen: alles, was die Menschen genießen, und im Hause haben. Daher wohnen sie auch so gerne bey ihnen in den Häusern, und bey den Waaren, welche sie vorräthig haben. Dieß ist die Ursache, wodurch sie auf die Schiffe gekommen, und in andre Welttheile versetzt sind. Unter allen Nahrungsmitteln reizt nichts ihren Appetit mehr, als gebratener Speck oder in Oel gebratenes Brod. Daher sie auch dadurch, in einer Vorrathskammer, worin alles voll auf ist, am leichtesten gefangen werden. Ueberhaupt ist die Maus eines der gefräßigsten Thiere. Sie frißt und zernagt alles, was ihr vorkommt, und ihren Zähnen beißbar ist; sogar Bley. So schüchtern sie aber ist; da sie nicht eher aus ihrem Loche geht, bis sie der Hunger drückt; so treu ist sie auch dem Hause, das sie einmal zu ihrem Aufenthalt gewählt hat. Ob gleich manchen damit nichts gedient ist; so bleibt sie doch, und ihre Nachkommenschaft auch: es wäre denn, daß sie durch gewisse Umstände vertrieben würden. Sie wandern also nicht, wie die Ratten

von einem Hause zum andern, es müßte sie denn die Noth dazu zwingen.

Zu den größten Merkwürdigkeiten dieser Thiere gehört ihre erstaunliche Fruchtbarkeit und Vermehrung. Ich weiß nicht, ob der Grund davon allein darin liege, wie man behaupten will, daß sie kleiner sind, als die Ratten. Das Beyspiel der Hamster und der norwegischen braunen Wanderratte*), die des Jahrs dreymal, von 18 bis 21, wirft, scheint dagegen zu seyn. Ich wüßte auch nicht, was die bloße kleinere Konstitution eines Thieres zu seiner größern Vermehrung beytragen könnte? Dem sey, wie ihm wolle: fast keine andere Art dieses ganzen Geschlechts: es müßten die Kaninchen seyn, die in jedem Monat hecken, thut es diesen an Fruchtbarkeit zuvor. Man bedenke nur: sie vermehren sich zu allen Jahreszeiten, und bringen jedesmal vier bis acht Junge zur Welt. Im Durchschnitt kann man allezeit fünf oder sieben sicher rechnen. Ich kann zwar die Zahl trächtiger Mäuse nicht bestimmen, die ich in dreyzehn Jahren zergliedert habe; allein in viele hunderte geht sie gewiß. Dabey ist es mir doch immer merkwürdig gewesen, daß ich bey fünf bis sechshundert trächtigen Weibchen beständig eine ungerade Zahl von Jungen, 5 oder 7, gefunden habe. Nach vierzehn Tagen sind die jungen Mäuse schon so groß und stark, daß sie selbst auf ihre Nahrung ausgehen können. Noch in demselben Jahre paaren sie sich auch schon wieder; und ich habe von einer, im August

*) Mus *decumanus* Pallas.

August geworfenen Mäusefamilie, im folgenden Frühjahr schon wieder Junge gesehen. Man urtheile hieraus von ihrer fruchtbaren Vermehrung. Die weisen Absichten des Schöpfers sind dabey nicht zu verkennen. Da dies Thierchen ein überaus schwaches und kurzes Leben hat, weil sein Wachsthum so geschwind von statten geht; da ihm auch von Menschen, und andern Thieren so stark nachgestellt wird; so würde seine Art bald vergehen, wenn nicht durch eine verhältnißmäßige Fruchtbarkeit vorgebauet wäre.

Ich habe Erfahrungen, daß sie in den Mäusefallen geheckt haben, und Aristoteles meldet: er habe eine trächtige Maus in ein sicheres Behältniß eingesperrt, und nach Verlauf einer kurzen Zeit von dieser einen Stamm-Mutter, hundert und zwanzig Mäuse darin angetroffen.

Sie sind auf ihre Art schlau, vorsichtig und klug, sich in Gefahren zu retten; aber dabey kommt ihnen ihre Geschwindigkeit und Behendigkeit besonders zu statten. Auch diese Eigenschaften sind ihnen von der Natur nicht vergeblich gegeben. Wie wollten sie sich sonst erhalten, und so vielen Feinden entgehen? Die Menschen sind die ersten, die sie wegen ihrer kleinen Näschereyen in ihren Speisekammern, wegen des Abscheues, den manche davor haben, und wegen der Unbequemlichkeiten, die sie zuweilen verursachen, aufs grausamste verfolgen. Wie mancherley sind die Mausefallen, wodurch sie bey Tausenden gefangen werden? Und wie sinnreich ist der Mensch in Erfin-

dung der künstlichsten Arten derselben? Es ist an manchen Orten ein eigener Handelsartikel. Außerdem wie viele Feinde? Nachteulen, Katzen, Hausmarder, die gemeinen Wieseln, auch kleine Hunde, sind ihre unaufhörlichen Verfolger; dessen ohnerachtet sind sie nicht zu vertilgen, und sollen es auch nicht nach der Absicht des Schöpfers seyn.

Unter ihren äußerlichen Theilen sind ihre langen Nagezähne, die sie mit den Ratten gemein haben, noch zu merken. So klein sie bey diesem Thierchen sind; so haben sie doch ein solche Härte und Einrichtung, daß sie damit alles, sogar den eisernen Drath eines Käfigs zernagen können. Man verstopfe, vermauere, und verwahre ein Mauseloch noch so gut; des andern Morgens ist es wieder offen. Sie beißen sich durch Gyps, Kalk und Steine durch. Stopft man aber erst das Loch voll Werch mit zerstoßenem Glase, und vermauert alsdann das Loch, so bleiben sie zurück, weil sie sich durch das Glas das Maul zu stark verwunden. Zur Gegenwehr sind diese Zähne so wenig als bey den Ratten. Daher können sie auch gegen Thiere, die mit vollen Kinnbacken zubeißen, als gegen die Wiesel, mit ihren Zähnen nicht viel ausrichten.

Wenn es wahr ist, wie einer unserer größten Naturforscher behauptet, daß sie ihren eigenen Urin trinken, und gar nicht saufen; so ist dies eine besondre Merkwürdigkeit, und es möchte dann das Mittel, sie in den Buchläden vom Zerfressen des feuchten Papiers, wozu sie der Durst treiben soll,

durch

durch hingesetzte kleine Näpfchen mit Wasser abzuhalten, nicht viel helfen.

Hat die Maus in ihrem Aeußerlichen schon so viel Merkwürdiges: so ist ihr innerer Bau fast noch mehr zu bewundern. Ich kann sagen, daß mich unter den kleinern Thieren bey der Zergliederung keins so vergnügt hat, als die Maus.

III.

Fortsetzung des zweyten Stücks.

Der Magen hat die besondre Gestalt, wie eine Sackpfeife, und die Speise darin ist so fein zerschroten, daß man kaum noch Körner unterscheiden kann. Der Mastdarm, worin sich der Unrath bildet, ist wie ein Paternoster, und in jedem Kügelchen ist ein solcher Theil, wie ihn die Maus von sich zu geben pflegt. Je näher nach dem After, desto länglichter sind diese Theile. Zwischen jedem ein Zwischenraum, wie eine Klappe, so daß einer den andern fortschiebt, die Stelle aber, wo er gelegen hat, sich gleich wieder hinter ihm schließt. Der übrige Darm von beträchtlicher Länge, wenigstens sechs bis sieben Zoll; aber so dünn, wie ein Faden, und überaus zart, daß er bey der mindesten Anstrengung zerreißt. Er ist mit einer schneeweißen breyichten Materie angefüllt. Das Herz ziemlich groß, nach der Größe des Körpers. Es liegt schief in der Brust,

und

und kehrt die Spitze nach der linken Seite. Die Lungen nicht so groß, als bey einem Frosch; die Leber aber im Verhältniß der übrigen Theile von vorzüglicher Größe; die Gallenblase hingegen klein, und mit hellgrüner Feuchtigkeit angefüllt. So klein alle innere Theile der Maus sind; so kann man sich über das gesunde und frische Ansehn derselben nicht genug wundern.

Bey dem Mauseweibchen hat mich die Lage der Embryonen ungemein vergnügt. Der ganze Uterus gleicht ebenfalls einem Paternoster, worin die Jungen in abgetheilten Zellen liegen, und bey der Geburt einer durch den andern fortgeschoben wird. Ich habe angemerkt, daß, wenn z. B. fünfe da sind, sie alle fünfe eine ungleiche Größe haben, und von unten angerechnet alle fünfe immer verhältnißmäßig kleiner werden. Der unterste und dem Geburtsorte der nächste, ist der größte, der oberste aber der kleinste. Ein Beweis, daß sie nicht alle in gleichem Grade Nahrung bekommen, wie denn bey den Vögeln auch das zuletzt gelegte Ey den schwächsten und kleinsten bringt. Im ganzen Thierreiche ist es fast eben so, daß die letztgebornen die schwächsten und kleinsten bleiben.

Ich habe mir viele Mühe gegeben, die Mäuseembryonen nach allen Graden der Entwickelung, von ihrem ersten Empfängnißpunkte an, zu bekommen. Daß dazu viele trächtige Mäuse mußten aufgeopfert werden, wird ein jeder schließen können. Ich bin aber auch für meine Mühe belohnt, und habe

sie

sie in der Größe eines Nadelknopfs, eines Gerstenkorns u. s. w. aber völlig gebildet, erhalten, und verwahre sie noch in Weingeist.

Die Mäuse haben sowohl, als andere Thiere, ihre äußerliche als innerliche Einquartierung von lebendigen Geschöpfen, die sich von ihren Säften nähren; aber wohl eigentlich nicht, als ihre Feinde, anzusehen sind. Im Felle wohnt der sogenannte Mäuseflob, der in der feinern Bildung und Gestalt von den Flöhen der Katzen, Hunde und Menschen verschieden ist, auch an keinem Menschen bleibt. Inwendig aber, in ihren innerlichen Theilen, beherbergen sie eine andere Art von lebendigen Geschöpfen, und mehr, als eine Gattung von Eingeweidewürmern.

Im Magen, mitten unter den Speisen, habe ich Rundwürmer oder Askariden, aber seltener, als in dem Blinddarm, gefunden. Sie mochten sich durch den Magengang in den Magen verirrt haben. In dem langen Darm wohnen langgliedrichte Bandwürmer, die mit dem Kettenwurm der Hunde viel ähnliches haben. Ich habe sie in der Länge von sechs bis acht Zollen gefunden, und öfters zwey in einer Maus; aber nie mehrere. Hinten im Mastdarm habe ich unter vielen hundert Mäusen nur in zweyen, die, seit einiger Zeit erst in Menschen und Pferden, entdeckten Haarwürmer oder Trichuriden angetroffen, wo sie Klumpenweise verwickelt waren. Bey der Untersuchung zeigte sichs, daß sie von beyderley Geschlecht waren.

Die Leber ist öfters bey den Mäusen eine bewohnte Wurmwelt; aber sie hat ihre eigenthümliche und besondere Einwohner. Es ist solches der Leberwurm, oder der Bandwurm mit dem großen gezackten Kopfe, mit dem breitgliedrichten Körper, und der Erbsblase hinten am Schwanze. Die Erzeugung dieses Wurms in der Leber der Maus ist keine geringe Merkwürdigkeit. Zuerst entsteht ein weißes Pünktchen oder Bläschen, wie ein Nadelknopf. Es besteht aus der Haut der Leber, und hebt sich allmählich über die Oberfläche derselben, so daß die eine Hälfte inwendig in der Substanz der Leber steckt; die andere aber über der Oberfläche derselben hervorragt. Die höchste Größe, welche dergleichen Blase erreicht, ist die Größe einer guten Erbse. In dieser Blase wohnt der vorgedachte Leberwurm, einzeln, und frey, ohne die mindeste Befestigung. Sie bildet sich nach seiner Erbsförmigen Schwanzblase, die öfters auch die Größe einer Erbse hat, und wenn man die Außenblase nur ein wenig reizt; so quillt der Wurm hervor, und läßt sich leicht herausziehn, da denn seine Wohnung zusammenfällt. In laulichtem Wasser verlängert sich der Wurm bis acht Zoll, und gleichwohl kann er seinen gegliederten Körper dergestalt zusammenziehen, daß er in dieser kleinen Blase von kaum anderthalb Linien im Durchmesser Raum hat. Eine besondere Merkwürdigkeit.

Ich besitze Lebern in Weingeist, mit einigen vierzig Bläschen von verschiedener Größe. Die größten wie Nadelknöpfe. Schwerlich würden sie alle Raum

in

in der Leber gehabt haben, wenn sie zur Größe einer Erbse ausgebildet wären. Als ich eine andere Maus zergliederte, hatte ich einen sonderbaren Anblick. Die Leber konnte ich nicht finden, weil sie mit vierzehn hellen durchsichtigen Krystallbläschen bedeckt war, die alle die Größe einer Erbse hatten. In jeder war ein Bandwurm von sechs bis acht Zollen. Vierzehn solche Würmer hatten also schon eine geraume Zeit von den Säften der Leber gezehrt, ehe sie diese Größe erreicht hatten. Gleichwohl war die Leber in der Farbe und Substanz gesund, wie auch alle übrige innerliche Theile dieser Maus, ob ich gleich in ihren Gedärmen noch Askariden, Haarwürmer und den langgliedrichten Bandwurm antraf.

Nicht zu allen Jahreszeiten sind die Mäuse mit diesen Leberwürmern gesegnet. Im Sommer fast keine Spur davon. Im Jänner und bis ins Frühjahr häufiger. Unter sechs Mäusen nicht zwo, die den Wurm nicht hätten. Beyderley Geschlechte haben ihn; aber in einigen Gegenden sind damit die Männchen mehr, als die Weibchen, in andern mehr diese letztern geplagt. Hier in unsern Gegenden ist das Verhältniß, daß ihn funfzig Weibchen, hingegen gegen diese kaum ein Männchen hat. Dies sind noch unergründete Geheimnisse; aber doch an sich besondere Merkwürdigkeiten. Es ist eben der Leber-Bandwurm, der sich in den Lebern der Hasen so häufig findet, und den ich gleichwohl in keiner Leber eines zahmen oder wilden Kaninchens habe

finden können*). Nur mit dem Unterschiede, daß die Blasen, worin der Wurm wohnt, ungleich größer; die Schwanzblasen des Wurms selbst ebenfalls von weiterem Umfange sind; der Körper aber nie länger, als etwa zwey und eine halbe Linie ist.

Am 2ten Oktober 1788 zergliederte ich eine weibliche Maus, die diesmal für sich allein verschiedene Merkwürdigkeiten hatte; 1) würde sie bald Mutter von sechs kleinern geworden seyn, die ich alle in ihrem Behältniß in der Länge von 3 Linien, völlig gebildet fand; 2) hatte sie in der Leber eine einzige Blase; in derselben aber den gewöhnlichen Bandwurm von sieben Zoll Länge; 3) im Darmkanal, gleich unter dem Magen, sechs komplete langgliedrichte Bandwürmer mit den zartesten Kopfenden, wie die feinsten Spinnefäden. Bey dem allen im Leibe völlig gesund.

IV.

Fortsetzung des dritten Stücks.

Zuletzt noch etwas von den Mitteln, die Herrschaft der Mäuse in den Häusern einzuschränken, oder sie zu vertreiben. Zuerst von den Mitteln, welche die

*) Es ist hier der Ort nicht, von der Beschaffenheit dieser Würmer mehr zu sagen. In meinem Versuche einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer thierischer Körper, findet man sie beschrieben und abgebildet.

die Vorsehung selbst, wie bey andern Arten von Thieren, wenn sie sich zu stark vermehren, dazu in die Natur gelegt hat.

Ich habe angemerkt, daß die Mäuse zuweilen eine gewisse Schwanzkrankheit, wie die Räude, bekommen, da der Schwanz mit Geschwüren, wie mit Pocken, übersäet ist, woran viele sterben. Ueberdies lehrt die Erfahrung, daß sich die Mäuse sowohl in den Häusern, als die eigentlichen Feldmäuse, einander selbst umbringen und auffressen, so bald sie sich dergestalt vermehrt haben, daß sie nicht Nahrung genug mehr finden können, oder ihnen andere ungünstige Umstände die Nahrung entziehen. Die stärkern bemächtigen sich der schwächern, beißen ihnen den Kopf ab, fressen erstlich das Gehirn, hernach aber den übrigen Rest vom Körper. Dieses Morden wird alle Tage, und so lange fortgesetzt, bis die größte Zahl vertilget ist. Wenn man zuweilen in Feldhöhlen ganze Berge von Mäuseknochen findet; so ist dies der Wahlplatz, wo die Massacre unter den Feldmäusen vorgegangen ist, welches Phänomen Aristoteles dem Regenwetter zugeschrieben hat. Eine Erfahrung, die den Menschen Anlaß gegeben hat, dieses Verfahren der Natur auf eine künstliche Weise nachzumachen. Man kann daher sich selbst im Hause, wenn der Mäuse zu viel werden, einen Mäusewolf, und auf gleiche Art einen Rattenwolf machen. Zwölf Mäuse werden ohne Fressen in einen dräternen Käfig gesetzt. Der Hunger treibt sie, daß sie erst eine Maus verzehren; dann wieder

eine, und so fort, bis sie alle, bis auf eine, gefressen sind. Diese übrig gebliebene wird der Mäusewolf. Sie ist des Fleischfressens so gewohnt geworden, daß sie, wenn man sie laufen läßt, unter den übrigen Hausgenossen gleiches Handwerk anfängt. Und da diese dergleichen Betragen von ihres Gleichen nicht gewohnt sind; so nehmen sie die Flucht, und verlassen das Haus.

Auf eine ähnliche Art kann man eine Maus und Ratte zur Vertreibung der andern gebrauchen. Man fängt eine lebendige, faßt sie im Genick, und zieht sie einigemal durch sehr dünnen, mit Fischthran wässericht gemachten Wagentheer, und läßt sie laufen. Der Geruch davon ist ihr unerträglich. Sie läuft sich todt, und die andern fliehen alle Oerter, wo sie den Geruch verbreitet hat. Durch den Rauch des Heidekrauts *) werden die Mäuse glücklich vertrieben, und eben so wenig bleiben sie, wenn man die Königskerzen **) mit Blüthe und Wurzel auf den Brachfeldern, wo sie häufig wachsen, ausgräbt, und in alle Winkel und Ecken der Stuben, Kammern, Keller, Ställe und Kornböden legt. Die gute Wirkung dieses letztern Krauts kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Ich steckte zu einer lebendigen Maus in einem Käfig eine Handvoll Königskerzen, und sie lief sich in einer halben Stunde todt. Eine andere lebendige ließ ich in einem ledigen wohlverwahrten Zimmer laufen, wo in allen Ecken

*) Erica vulgaris *Linn.*

**) Verbascum Thapsus *Linn.*

Ecken dieses Kraut lag, und sie lief sich binnen einer Stunde todt. In einem Hause, wo neben der Küche in alten Wandschränken ganze Familien wohnten, waren sie in einigen Tagen durch diese Kräuter vertrieben. Ein erfahrner Landwirth ließ in seiner Scheune zwischen jede Schicht des Getreides funfzehn bis zwanzig Königskerzen legen, und er hatte weder Maus noch Ratte, da seine Nachbarn desto mehr darüber klagten.

Ob die Löwenhaar Mäuse und Ratten auf ewig aus einem Hause vertreibe, kann ich nicht beweisen, wiewohl es von verschiedenen als gewiß behauptet wird. Leichter und sicherer sind die Mäuse durch die von den Menschen erfundenen Fallen wegzuschaffen. Man könnte ein ganzes Verzeichniß der verschiedenen Arten derselben geben. Ich begnüge mich aber blos damit, die bequemsten und bewährtesten anzuführen.

Sind viele Mäuse in einem Hause; so sind das die besten Fallen, wodurch zugleich viele auf einmal weggefangen werden. Und hier kann ich aus eigener Erfahrung die Teller- und Kesselfälle vor allen andern empfehlen. Man setzt einen kupfernen Kessel von zwey oder drey Eymer Wasser in die Kammer, und gießt einen, oder auch nur einen halben Eymer Wasser hinein, damit die hineingefallene Maus nicht wieder herauskommen kann; sondern ersaufen muß. Ueber den Kessel legt man zwey schmale Breter, in deren Mitte ein hölzerner Teller in zwey eisernen Stiften sehr beweglich steht, so daß ihm ein Gersten-

korn das Uebergewicht giebt, daß er auf einer oder der andern Seite sinkt; sich aber selbst gleich wieder wagerecht stellt. An beyde Enden steckt man mit Drat einige Stückchen gebratenes Speck. Von außen aber legt man an die Falle ein schiefgestelltes schmales Bret, damit die Maus darauf, als auf einer Treppe hinauflaufen, und zum Speck gelangen kann. Da sie aber nicht anders dazu gelangt, als daß der Teller sinkt; so muß sie auch, wegen der Glätte des Tellers, schlechterdings fallen, und ist im Wasser unwiederbringlich verloren. Mit dieser Falle kann man in einer Nacht zwanzig bis dreyßig fangen, zumal wenn man die Falle gegen zehn Uhr stellt, gegen zwölf Uhr des Nachts hingeht, die gefangenen Mäuse herausnimmt, und wieder frischgebratenes Speck ansteckt.

Außer dieser hat man noch verschiedene Arten von Mäusefallen, welche wir der Erfindung der Venetianer zu danken haben, die sie jährlich auch nach Deutschland bringen, wodurch man mehrere Mäuse auf einmal fangen kann. Eine solche Falle ist gleichsam ein Apparat von mehreren Mäusefallen auf einem Brete. Erstlich eine solche, da ein runder Drat mit einem Steller aufgezogen, und an einer Zunge angehängt wird. Unten sitzt an der Zunge ein Stückchen Speck. Sobald die Maus solches berührt, schlägt der Drat zu, und klemmt sie in die unten herum gesetzten Dratstacheln. Zweytens die Art von Falle, da die Maus auf einer hölzernen Zunge hineinläuft, um das hinten vor einem Drat-

gitter angebrachte Stückchen Speck zu erhaschen, zu welchem sie aber nicht anders kommen kann, sie muß auf der Zunge hinlaufen. Diese ist zwischen zwey Angeln beweglich, und sinkt hinten nieder, wenn sie durch die Schwere der Maus niedergedrückt wird. Eben dadurch aber kommt die Maus zum Specke. Sobald sie nieder ist, stellt sie sich auch gleich wieder; aber so, daß die Maus nicht wieder zurückkommen kann, und lebendig gefangen ist. Außerdem ist an dieser Falle oben auf der Fläche noch eine simple Trichterfalle angebracht, da die Maus hineinlaufen, aber nicht wieder zurückkommen kann, weil die Spitze des Trichters von dem Boden absteht, und wie eine Reuse eingerichtet ist.

Wo nur einzelne Mäusefamilien hausen, sind die mit einem Steller von schmalen Spänen aufgestellten Backsteine die sichersten. Recht unter dem Stein steckt das Speck. Die Maus darf es kaum berühren; so ist sie schon breit gedrückt.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich den Ekel und Abscheu, den die meisten vor den Mäusen haben, als die Ursache ansehe, daß man in ihnen große medicinische Geheimnisse gesucht, und sie eben deshalb zu abergläubischen Wunderkuren empfohlen hat. Eine ganz zu Pulver gebrannte Maus, oder ihr Blut, ihr Herz; ihr Gehirn; besonders ihr Koth, ist ehemals in mehr, als einer Absicht, gegen verschiedene Krankheiten gebraucht worden. Ist doch letzterer sogar unter dem Namen; Muscerda, Stercus nigrum: Ratten- oder Mäusekoth, vormals officinell,

und in den Apotheken üblich gewesen. Da dies Thierchen im Finstern lebt; so hat es sowohl, wie andere Nachtthiere, insonderheit die Fledermaus, das Schicksal gehabt, daß es von dem Aberglauben gefürchtet, und als ein Gegenstand angesehen worden, den die bösen Geister entweder gebrauchten, oder sich in denselben verwandelten, den Menschen Schaden zu thun.

V.

Auftritte aus dem Menschenleben.

1) Pharisäische Züge.

Ein Wohlthäter von der pharisäischen Art ließ in seiner Kirche den Altar bekleiden. Niemand aber sollte es erfahren. Je mehr geforscht wurde, desto mehr kitzelte es ihn. Gleichwohl ließ er die drey Buchstaben: F. G. P. mit großem breiten Golde in das Tuch einsticken. In der Gemeine aber war nur ein einziger, dessen Name sich mit einem P. anfieng. Nun wußte es Niemand.

Ein anderer von gleichem Schlage, der eben nicht das keuscheste und mäßigste Leben führte, wollte durch einen großen und kostbaren Dienst, den er dem lieben Gott that, seine Sünden abthun. Er ließ die Kirche weißen, und alle Kirchthüren mahlen. Wirklich hätte hier Judas Recht gehabt, wenn er gesagt hätte: „wozu dienet dieser Unrath? diese

Kosten

Kosten hätten wohl dürftigen Armen können gegeben werden.“ Allein das hätte Niemand erfahren, oder so darnach geforscht, wie es hier geschehen sollte. Eben dieser Mann gab zur Antwort, da man ihn um eine Beysteuer zur Unterstützung der abgebrannten Ruppiner bat: „ein jeder Ort möchte seine Armen versorgen.“ Aber die weiße Kirche und die gemahlten Thüren! — Das fiel in die Augen. Darüber mußten sich doch die Engel im Himmel freuen. Zumal, wenn es so recht verborgen bliebe, wer der edle Wohlthäter wäre. Nun! wie war es denn damit? Ey! freylich wollte das der gute Mann nicht gerade zu haben, noch weniger selbst sagen; aber die Leute hatten doch Augen und Ohren, und konnten auch ein Bischen nachdenken. Die Obrigkeit und der Prediger durften davon schlechterdings nichts wissen. Es wurde ihnen nur von dem Maurer und Mahler gemeldet, daß ein gottseliger frommer Mann sich entschlossen habe, dies gute Werk zu stiften; aber der Mäurer durfte es wissen. Wohlbedächtig wurde Kalk und andere Geräthschaft in ein fremdes Haus gebracht, damit ja kein Verdacht auf ihn fallen möchte; aber der Mäurer gieng alle Tage Mittags um eilf, und Abends um sechs Uhr in das Haus des unbekannten Wohlthäters, um neue Befehle zu holen. Nun wußte es niemand.

Wenn ein gewisser Mann in seinem Hause recht gewüthet — Weib, Kinder und Gesinde abgeprügelt hatte; so büßte er seine Sünde damit wieder ab, daß er sagte: „Frau! laß ein Paar Kuchen backen,

und schicke sie nach dem Hospital, damit die Leute für uns beten.

Brigitte, ein Muster der Buchstabenfrömmigkeit, wurde des Morgens bey dem Morgensegen immer gestört. Sie hätte nicht gesündigt, wenn sie auch einmal das Formular ihres, mit breitem Silber beschlagenen, Gebetbuchs bey Seite gesetzt, einen guten Gedanken zu Gott gerichtet, und den Tag über rechtschaffen gelebt hätte. Allein das dünkte ihr zu wenig Frömmigkeit. Um also nicht mehr gestört zu werden, las sie des Sonntags Vormittags alle Morgensegen für die ganze Woche frisch weg. Nun war der liebe Gott abgefunden, und sie konnte in der Woche machen, was sie wollte. Es war nun keine Sünde mehr, Pfänder zu funfzig Prozent auszuleihen.

2) Einfaltsproben.

Ein Delinquent wollte sein Verbrechen durchaus nicht selbst bekennen. Die Akten kamen zurück, und das Urtheil sagte: man sollte ihn in die Torturkammer bringen, alle Marterinstrumente vorlegen; aber blos zur Territion; doch nicht zur That übergehen. Der Delinquent wurde vorgefordert, und der Richter war so ehrlich, daß er ihm das ganze Urtheil vorlesen ließ. Wird er nicht schön bekannt haben?

Ein gewisser Prediger predigte über die Stelle: Johann. 3, 8. der Wind bläset ꝛc. und stellte vor: das Brausen des Windes, 1) von wannen er kommt? 2) wohin er fähret, und 3) daß wir beydes nicht

wissen.

wissen. Was mag er von den beyden ersten Stücken gesagt haben?

Ein anderer hatte die Stelle: und er blies sie an ꝛc. woraus ich euch, sprach er, den ewigen Ausgang des h. Geistes vom Sohn, und seine ewige Gottheit beweisen will. Wenn nun so was ein Voltaire gehört hätte?

Ein dritter predigte über das Evangelium am Feste der Verkündigung Mariä, und stellte vor: die Freude der Christen über Christum; 1) über seine beyden Naturen; 2) über seine Versöhnung; 3) über sein hohespriesterliches Amt. Sollte sich wohl Maria nach einer solchen Logik gefreuet haben?

3) Der tyrannische Ehemann.

Ein Ehemann — wir schonen seines Standes — hielt seine Gattin ohne Beyspiel tyrannisch, und machte von den Worten: er soll dein Herr seyn — die besonderste Applikation. Da es des Morgens einmal stark geschneyet hatte; so kehrte sie aus Vorsicht und guter Meinung einen Weg auf dem Hofe. Als ers sahe, hieß es: wer hat den Weg gekehrt? „Liebes Männchen! das hab' ich für dich gethan.“ Antwort: ein Weib muß nichts thun, als was ihm der Mann befiehlt. Den Augenblick den Weg wieder zugekehrt. Es mußte ohne Widerrede geschehen. „Und nun, sprach er, gehe hin und kehre den Weg noch einmal; so weißt du doch, auf wessen Befehl es geschiehet.“

4) Der

4) Der orthodoxe Amtmann.

Wenn dieser gute Mann die Theologen streiten ließe, und seines Amts wartete; so thäte er wohl, und machte sich nicht lächerlich. So aber ist es der poßierlichste Mensch auf Gottes Erdboden! Seinen Namen kann er kaum schreiben, und sein Gehirn — wie ein ausgeblasenes Ey. Dessen ungeachtet affektirt er den Orthodoxen. Seine Lieblingsautoren sind Kubach, Creuzberg, und andere solche Tröster. Spalding, Teller, Hermes u. s. w. brennen nach seinem Urtheil schon leibhaftig in der untersten Hölle, und wer seiner dummen Bigotterie nicht beypflichtet, der wird von ihm gehaßt und geschmähet. Seine ganze Religion ist mechanische Grimaße, und Geld, um das wieder gut zu machen, was sein Geldgeiz böses thut. Kurz, sein ganzer Charakter ist der lächerlichste Kontrast von Schwärmerey, Unsinn und pharisäischem Menschenhaß — nach dem Grundsatze: ich thue Gott einen Dienst daran.

Nur ein Paar Beyspiele. An den besten Theologen und gelehrtesten Männern unserer Zeiten, übt er öfters eine so komische Rache aus, daß sie kein Kind einfältiger und kein Bauer dümmer ausüben könnte. Da sich seine ganze Lektüre nur auf die Zeitungen erstreckt; so sind diese der Schauplatz seiner Rache — und wehe dem Rezensenten, der ein Buch, z. B. Hermes Handbuch, oder Predigten, gelobt hat, das nicht nach seinem Sinn ist. Er mahlt einen Eselskopf an den Rand, und schickt sie weiter.

Als

Als neulich die Schrift der vortrefflichen Frau von Reck wider den Betrüger Cagliostro angeführt wurde; so hatte er die Stelle, wo sie Lessings Asche segnete, ausgestrichen, und gegen über drey Eselsköpfe gemahlt. Ich mag ihm das Verdienst dieser Rache nicht beneiden. Denn jeder vernünftige Leser wird nun wissen, für wen das Randsymbol eigentlich gehöre.

5) Besonderer Appetit.

Vor etwa zwey Jahren wurde hier in einer Wollfabrik ein alter fetter Hund, nicht aus Noth, sondern zum Wohlschmack, von den Arbeitsleuten mit besonderem Appetit verzehrt. Die Frau des Hauses wollte ihn gerne los seyn. Die Leute versprechen, ihn wegzuschaffen — nehmen ihn mit, und bedanken sich des andern Tages für die schöne Mahlzeit. Man versteht das anfänglich nicht, bis es endlich heraus kommt, daß sie sich einander mit dem Hunde traktirt hätten. Den Kopf hätten sie mit Hirse gekocht, — die Gedärme mit Sauer, Rosinen und Safran; das Zimmer aber gebraten. Es hätte sehr delikat geschmeckt.

Ein sonderbarer Appetit in unserm Klima! Bey den Grabeiten ist ein Hundsbraten von großem Werth. Selbst die Europäer haben ihn delikat gefunden. Die Hunde aber fressen auch daselbst kein Fleisch, das ihr Fleisch aasshaftig macht, sondern Kräuter.

VI.

Lächerlichkeiten am Bußtage.

Der religiöse Bürgermeister.

Ich kam einmal auf einer Reise in eine kleine sächsische Stadt, da eben ein Bußtag gefeyert wurde. Es kam mir schon lächerlich vor, daß ihn die Leute ihren großen Bußtag nannten, und gleichsam zwischen einer großen und kleinen Buße einen Unterschied machten, da doch jeder Bußtag die Absicht hat, sie zum Nachdenken über ihren Zustand zu bringen, damit sie sich bessern mögen.

Noch lächerlicher kam es mir vor, als ich des Morgens um sieben Uhr schon die Stadtknechte herumgehen, und Acht geben sahe, daß kein Laden offen war, und nichts verkauft würde. Ich halte es für gut, daß solches in den Saufgelagen geschehe, weil dadurch sonst Gelegenheit zu allerley Unfug und Ruchlosigkeit gegeben wird. Daß aber gar nichts verkauft werden durfte, und solches als eine Entheiligung des Bußtages angesehen wurde; das hieß doch wohl, Mücken saugen, und Kameele verschlucken. Denn auch die unschuldigsten Sachen waren verboten. Was mögen diese und andere nothwendige Bedürfnisse wohl mit dem Bußtage zu thun haben? Hat man Christi Worte ganz vergessen: was zum Munde eingehet, das verunreiniget den Menschen nicht?

Ich war die Nacht zuvor angekommen, und wollte mir des Morgens etwas Kandiszucker zum Thee holen lassen. Allein ich bekam zur Antwort: es wäre bey fünf Thaler Strafe verboten. Der Herr Bürgermeister hätte es heute früh nochmals verbieten lassen. Mein Wirth aber, ein rechter Schalk in der Haut, versicherte mich, daß der Herr Bürgermeister das ganze Jahr durch in keine Kirche käme, aber überaus strenge auf die Feyer des Bußtags hielte. Ja! setzte er hinzu: er wäre in seiner Frömmigkeit gegen den Bußtag so eifrig, daß er es dem Apotheker kaum habe frey geben wollen, einem Kranken die Arzeney verabfolgen zu lassen. Er meinte: wenn der Herr Bürgermeister selbst einmal krank würde; so würde man doch sehen, ob er sich an den Bußtag kehrte, und den Apotheker strafen würde, wenn er ihm Arzeney abfolgen ließe. Gleich nach der Nachmittagskirche waren auch alle Sauf- und Spielhäuser wieder offen. Der liebe Gott war nun wegen der Volkssünden abgefunden.

Am lächerlichsten war es mir, daß der gestrenge und religiöse Bürgermeister, der den Bußtag so eifrig feyern, und das Verkaufen von ein Paar Loth Kandiszucker als die größte Sünde verbieten ließ, den guten lieben Bußtag, als eine Gelegenheit zu sportuliren gebrauchte. Einem Nadler zerbricht die Schuhschnallenzunge, da er eben in die Kirche gehen will. Er kehrt also um, geht in seine Werkstätte, um sich einen andern Drath in die Schnalle zu machen. Der Stadtknecht hört ihn hämmern, zeigt

es an, und er mag vorschützen, was er will, daß er in der Kirche gewesen sey: er muß zwey Thaler Strafe geben. Welch ein religiöser Herr Bürgermeister! Den muß doch der Himmel recht lieb haben. Ja! der wird es auch wohl hindern, daß die böse Verordnung des Königs von Preußen nicht auch einmal in dieser Stadt eingeführt werde, nach welcher die Schulen sollen verbessert, und, damit die bisher besonders in kleinen Städten von den stolzen und unwissenden Bürgermeistern, die kaum lateinisch lesen können, und doch zu Aufsehern der Schule gesetzt sind, so sehr niedergedrückten Schullehrer einige Ermunterung haben, künftig die Rektoren einer Stadt mit dem Bürgermeister gleichen Rang haben sollen. „Daß doch das ja nicht hier eintreffe, sagte mein Wirth! Ich glaube sonst unsern Bürgermeister rührte der Schlag. Es möchte drum seyn: käme er doch dann desto eher in den Himmel; die Bürgerschaft aber würde seinetwegen gewiß keinen Bußtag feyern.“

VII.

Ein Selbstmord von besonderer Art: nebst einigen Gedanken über die häufigen Selbstmorde in unsrer Stadt.

Dieser geschahe hier am 25sten April 1787 von einem Accisebedienten, der noch in seinen besten Jahren war; sein ansehnliches Vermögen aber durch

eine

eine wüste und verschwenderische Lebensart durchgebracht, Schulden gemacht, da auch sein Dienst, der monatlich wohl 20 bis 25 Rthlr. tragen mochte, nicht mehr zureichte, die Kasse angegriffen hatte, und also seine Familie, eine Frau und fünf Kinder, nicht mehr ernähren konnte. Da man ernstlich in ihn gedrungen hatte, die Kassengelder einzuliefern, und er solches nicht im Stande war, auch sein Kopf wegen des täglichen vielen Branntweintrinkens ziemlich verschroben war, wie seine wilde und entstellte Gesichtsbildung zeigte; so nahm die Verzweiflung überhand.

In der Nacht auf den 25sten springt er mit einemmal aus dem Bette, und kann vor Unruhe nicht bleiben. Die Frau will ihm zu seinem Trost etwas vorlesen. Er aber schreyet zu ihr ein: was soll das? Das kann mich nicht trösten. Und sogleich ergreift er den Stiefelblock, und versetzt der Frau einige tödtliche Schläge über den Kopf und Arm, wovon sie tiefe Wunden bekommen hat; mit den Worten: „ich muß dich und deine Kinder erst aus der Welt schaffen, ehe ich folge; denn ich kann euch doch nicht mehr ernähren.“ Diese Mordthaten aber wußte die Vorsehung zu hindern. Die Mutter hatte das kleine schlafende Kind auf den Armen, welches nicht nur nicht getroffen wurde, sondern von dem Lärm und Geschrey der Mutter nicht einmal erwachte. Sie flüchtete hierauf in die Kammer, wo die andern Kinder mit der Magd schliefen. Betäubt fiel sie nieder, und die Magd verriegelte die Thür; der

mörderische Vater aber kam vor dieselbe, und rief ganz gelassen: „Mama! mache doch auf!“ Da er aber keine Antwort erhält, geht er in die Stube zurück, zieht den Tischkasten auf, wie sie in der Kammer hören konnten, nimmt das Brodmesser, und giebt sich damit zwey Schnitte in den Hals. Da ihm solches zu empfindlich ist; so geht er hinter das Bette, und erhenkt sich an demselben mit seiner Reitpeitsche. Als es so stille wird, ruft die Magd aus dem Fenster um Hülfe. Die Nachbarn und Wächter müssen die verschlossene Hausthür aufbrechen, und finden den Mörder schon völlig todt an der Sponde. Die Frau hat lange unter des Wundarztes Händen gelegen, ist aber völlig kurirt. Wie weit der Leichtsinn der Menschen bey solchen an sich traurigen und schrecklichen Vorfällen gehen könne, erhellet daraus, daß sie im Stande sind, darüber zu spotten. Der Entleibte hatte sein Amt in manchen Stücken gegen die Bürgerschaft gemißbraucht, und sich viele Feinde gemacht. Wenige bedauerten sein Schicksal, mehr die unglückliche Familie. Die meisten spotteten seines Endes. Er wurde an der Seite des Kirchhofs begraben. In der Nacht vom 10ten auf den 11ten May war auf sein Grab eine hölzerne Gabel, wie ein Galgen gesetzt. In demselben eine Peitsche und ein Zettel mit dem Leichentext: Nahum, 3, 19.

Diese nämliche Geschichte ist im achten Stück des Journals von und für Deutschland von 1787, S. 152. unter dem 29sten May berichtet worden. Nach der

Zeit

Zeit sind schon wieder zwey bis drey Mordthaten allhier geschehen. Die eine ist eine gewaltsame Mordthat, die ein Messerschmid an einem alten Bürger, der ihm kein Geld vorstrecken wollte, verübte, und ihn mit vielen Stichen und Schnitten in den Hals umbrachte. Die zweyte ein Selbstmord, da sich ein alter abgesetzter Nachtwächter aus Nahrungssorgen und Noth ersäufte.

Der Verfasser des eingesandten Briefes äußert den Wunsch, daß doch Jemand die Ursachen des häufigen Selbstmordes unter unsern Bürgern angeben möchte, da doch bey uns der Luxus noch nicht so hoch, als in andern kleinen Städten gestiegen sey. Er hat wohl Recht, daß das hier übliche starke Branntweintrinken eine von diesen Ursachen sey; allein die einige ist es nicht. Da ich drey und dreyßig Jahre hier als Prediger gestanden habe; so habe ich im Stillen sehr genau auf die Ursachen von dem Sinken des Wohlstandes und der Moralität, sowohl in meiner Gemeine, als unter der ganzen Volksmenge, gemerkt. Ich kann sagen, daß vor achtzehn bis zwanzig Jahren das Branntweintrinken zwar ebenfalls sehr gewöhnlich war; aber von Selbstmorden hörte man nichts. Wenige privilegirte Branntweintrinker zeichneten sich aus, und beförderten ihr Ende bald, ohne weitere Hand an sich zu legen; aber unsere Bürger wußten damals noch wenig von Ueppigkeit und Wohlleben, vom Weintrinken und von andern Ausschweifungen. Vielmehr arbeiteten die übrigen, wenn sie auch zuviel

Branntewein getrunken hatten, solchen wieder aus, daß es ihnen nichts schadete, weil sie der Arbeit noch gewohnt waren. Allein nun kommt die traurige Periode, wozu die Anlage schon in dem siebenjährigen Kriege gemacht war, wodurch das Gift allmählich eingeführt wurde, welches Wohlstand, Moralität, Gewissen und Religion tödtete, wie der Krebs um sich griff, und zuletzt zu den häufigen Selbstmorden Anlaß gab.

Sobald an unserm kleinen Orte die Redouten und andere öffentliche Lustbarkeiten eingeführt wurden, wobey auch dem Bürger und Gemeinsten im Volk erlaubt wurde, in Maske zu erscheinen; so wurden die meisten von dergleichen Leuten, deren Sinnlichkeit das nicht mäßigen und ertragen konnte, lüderlich, faul und leichtsinnig. Ein Redoutenabend kostete öfters dem Handwerksmann mehr, als er die Woche verdiente. Das sinnliche Vergnügen gefiel ihm so sehr, daß er die ganze Woche durch zu keiner Arbeit geschickt war. Verrichtete er ja des Morgens noch etwas; so wurde der Nachmittag auf der Kegelbahn, und der Abend beym Kartenspiel hingebracht. Die nächstfolgende Redoute hatte schon auf mehrere Wochen Einfluß. Natürlicher Weise mußte er in seiner Nahrung zurückkommen. Sein gewöhnliches Essen war ihm nicht mehr gut genug, und wenn ihm die Frau nichts bessers machen wollte, oder konnte; so entstand Streit, und er gieng nach der Spielgesellschaft, ohne sich um Weib und Kind weiter zu bekümmern. Fühlte ers nach gerade, daß

die Nahrungssorgen kamen; so gieng er ins Weinhaus, und als er den Wein nicht mehr bezahlen konnte, so suchte er sich durch Branntewein die Nahrungssorgen zu vertreiben. Dies trieb er zehn und mehrere Jahre. Wie mußte es am Ende mit ihm werden?

Einen Hauptpunkt darf ich nicht vergessen; nämlich die, auf ein wüstes lüderliches Leben, unmittelbar folgende Irreligiosität. Der zu viele mechanische Gottesdienst allhier läßt bey dem Volk ohnehin keine gesunde und richtige Religionsbegriffe aufkommen. Wie bald vereitelt sie vollends eine üppige und lüderliche Lebensart? Durch diese wird die Sinnlichkeit so genährt, daß der Verstand und das Nachdenken erliegt. Die meisten unserer Bürger halten sich so nur an die Religion, damit sie im Zeitlichen davon Vortheile haben wollen. Trifft das nicht mehr zu: erfahren sie die natürlichen Folgen ihrer verschwenderischen Lebensart; so wird die Religion und das Bischen mechanische derselben bald aufgegeben. Sie verlassen Kirche, Abendmahl, Bibel, und alles, was sie noch zum Guten erwecken und vom Bösen abhalten könnte. Das treibe einer nur fünf, sechs bis zehn Jahre, daß er gar kein gutes moralisches Wort mehr hört, und alle Gelegenheiten vermeidet, wo ers noch hören könnte; so wird er zuletzt eben so mechanisch irreligiös handeln, als er vorher mechanisch religiös gehandelt hatte. Religion, Gewissen, Eidschwüre, Recht und Unrecht, Unsterblichkeit, Ewigkeit treten ihm in eine so weite

Ferne, daß er sie nicht mehr erreichen kann. In der gegenwärtigen Welt gehts ihm übel. Sein Vermögen ist fort. Von der Arbeit und Geschäftsamkeit hat er sich entwöhnt. Das Wohlleben ist er desto gewohnter geworden. Schulden und Armuth drücken ihn täglich. In der Zukunft sieht er kein Mittel, sich zu retten. Weib und Kind sind ihm unerträglich. Lotto und Schatzgräbereyen, als die letzten Versuche, sein zeitliches Glück zu machen, sind auch umgeschlagen. Die zukünftige Welt kennt er nicht. Was bleibt ihm übrig, da er, mit der Schrift zu reden, ganz Fleisch oder Sinnlichkeit geworden ist, als Wasser, Strick und Pistole.

Dies ist, wie ich aus der Erfahrung sagen kann, der wahre Gang bey allen Selbstmördern gewesen, die sich bisher, andern zur Warnung, zum Beyspiel gemacht haben, was Müßiggang, Ueppigkeit und ein lüderliches Leben für Folgen nach sich ziehe, und für ein Ende nehme. Denn ich will es gern zugeben, daß, dem Himmel sey Dank! bey uns der Luxus noch nicht so herrschend, als in andern Städten, geworden sey; allein der Anfang dazu ist da, und die Folgen beweisen es. Von der Zeit an, da unsere Bürger und Handwerksleute, selbst noch Niedrigere im Volk, durch die öffentlichen Lustbarkeiten gereizt sind, sich über ihren Stand zu erheben, und den Reichen und Vornehmen nachzuahmen, ist auch die müßige und lüderliche Lebensart, und die damit verbundene Irreligiosität unter ihnen eingerissen. Ist das nicht aber auch eine Art von Luxus, der

das Volk verdirbt, wenn es gleich nicht auf eine so vornehme und verfeinerte Weise geschiehet?

Hier glaube ich, bey den ersten und nächsten Ursachen von den häufigen Selbstmorden in unsrer Stadt zu stehen. Wir fehlen, wenn wir sie allein in den Lokalumständen dieser und jener Familie suchen wollen. Wir müssen sie weiter suchen. Und auch hier ist die Erfahrung und Zeitgeschichte die beste und sicherste Führerin. Zwar will ich nicht in Abrede seyn, daß nicht einige Selbstmörder in diesen zwanzig Jahren eine Ausnahme machen sollten. Ich rechne dahin diejenigen, die aus Schwermuth, Melancholie und Verrückung sich das Leben nahmen: auch diejenigen, die, bey großer Einfalt und Unwissenheit, auch wohl durch Alter und Nahrungssorgen geschwächt, von ihren kümmerlichen Diensten abgesetzt, und nun ganz unfähig wurden, sich das Brod zu verdienen, und dem Hunger zu wehren. Traurig genug, daß ihnen nun alle Mittel genommen wurden, sich zu ernähren! Sie nahmen sich das Leben, weil sie glaubten, daß sie nicht unglücklicher werden könnten. Hätten wir ein öffentliches Arbeitshaus: ich bin Bürge: wir würden nicht so viele Selbstmörder haben. Meines Erachtens ist die Strafe zu hart, und wider die Menschheit, einem Verbrecher Amt und Brod, also mit einemmale alle Mittel zu nehmen, sich und seine Familie zu ernähren, und ihm auf der andern Seite kein Brod wieder zu geben.

Man würde mich aber ganz unrecht verstehen, wenn man hieraus folgern wollte, als hätte ich hier die Ursachen aller Selbstmorde angeben wollen. Jedes Subjekt, jeder Ort, jedes Klima, kann durch besondere Lokalumstände dazu Veranlassungen haben. Ich habe nur gesagt, was ich an meinem Orte seit zwanzig Jahren, aus richtigen Erfahrungen, angemerkt habe.

VIII.

Rührendes Beyspiel einer besondern Vorsehung.

Was ist doch Vorsehung? Wirklich thun viele diese Frage in eben dem Sinn, wie Pilatus: was ist Wahrheit? ohne zu wissen, warum sie fragen. So schwankend und unbestimmt sind ihre Begriffe von der Vorsehung.

Mancher hat das Wort: Vorsehung, immer im Munde. Er weiß auch davon schön zu reden. Im Grunde aber ist seine Vorsehung nichts, als heydnisches Fatum. Insonderheit hab' ich angemerkt, daß eine gewisse Race von Geizigen damit groß thue, wenn sie Armen nichts geben, und doch fromm scheinen wollen, daß sie solche auf die Vorsehung weisen. Das ist ihre Sprache: „tröste euch Gott! Habt Geduld! Die Vorsehung wird euch schon versorgen.“ Ueber einer solchen Vorsehung müßten die Armen gewiß verhungern! —

Wieder andere setzen die Vorsehung in nichts, als im Wunderbaren und in übernatürlichen Wirkungen. Haben sie ein todtkrankes Kind; so soll es ohne Mittel gesund werden. Die Vorsehung wird schon helfen. Wir verlassen uns ganz auf sie. — Und über diesen Glauben an die Vorsehung lassen sie ihr Kind glücklich hinsterben, ohne sich darüber Vorwürfe zu machen. Wann wollen wirs doch einsehen lernen, daß der rechte Gebrauch der von Gott vorgeschriebenen Mittel ebenfalls Vorsehung sey? Wie sehr betrügen sich die Menschen selbst durch ihre falschen Begriffe von der Vorsehung, und man sagt wirklich nicht zu viel, daß die meisten verkehrten Handlungen der Menschen ihren Grund in dem irrigen Glauben von der Vorsehung haben.

Der größte Fehler der meisten bestehet darin, daß sie über die ordentlichen Wege — über die besondern Umstände, durch welche die Vorsehung wirkt, wegsehen, und sie in Dingen suchen, worin sie gar nicht zu suchen ist. Daher kommts denn auch, daß sie sich mit einer Vorsehung trösten, welche nicht in der weisen Verbindung der Umstände, sondern in ihrem Gehirn den Ursprung hat.

Wenn Gottes Vorsehung über das schwache Leben eines Kindes wacht, welches die Mutter im Traum aus dem Bette wirft, welches durch das Wärmloch in dem Boden der Kammer fällt, ohne sich irgendwo anzustoßen, aber mit dem Windelbande an dem Wandhaken hängen bleibt, wo es die erschockenen Eltern, nach vielem ängstlichen Suchen, in süßestem

Schlaf wiederfinden; — so sehen sie darüber weg. Das ist ihnen keine Vorsehung, weil es ihnen nicht einfällt, daß Gott auch durch kleine Mittel und Umstände helfen könne.

Laßt uns doch, liebste Mitbrüder! das Licht nicht selbst verdunkeln, das uns zu unserem Troste scheint, und bey den mannigfaltigen Verirrungen dieses Lebens unser Wegweiser seyn will. Mir ist Vorsehung nichts anders, als die weiseste Verbindung der Umstände in der Welt, die zu meinem Besten wirken, und zwar auf eine solche Art wirken sollen, daß es auch der Klügste und Scharfsinnigste nicht denken konnte. Dazu gehören öfters die freyen Entschließungen, Gedanken und Handlungen, selbst die Fehler der Menschen. Josephs Brüder beschlossen sein Unglück, und wußten nicht, daß sie eben dadurch sein Glück beförderten.

Offenbaret sich die Vorsehung des Höchsten zu einer Zeit herrlich und weise; so geschieht es zu der, wenn die königlichen Regentenstühle verändert werden, und andere Beherrscher des Volks zur Regierung kommen. Denn die einzige Handlung eines Königes hat oft mehr zu bedeuten, als wenn hundert andere Menschen eben dasselbe gethan hätten.

Das Beyspiel, worauf ich mich hier berufe, hat beym Antritt der neuen Regierung Friedrich Wilhelms, Königs in Preußen, in allen Zeitungen gestanden, und ist, wie sie es auch verdient, als eine der großmüthigsten Thaten eines menschlich denkenden Monarchen bewundert worden. Hat man dabey

aber

aber auch auf die Wege der Vorsehung gemerkt, welche die Umstände so geordnet hatte, daß die Sache so kommen konnte, wie sie gekommen ist? Ist nicht ein einziger König, als Mensch mit seinen Handlungen, in der Hand der Vorsehung das Werkzeug, wodurch sie mehr, als durch tausend andere ausrichten kann?

Der Fall zu dem rührenden Beyspiel einer ganz besondern Vorsehung war dieser. In Berlin lebte in einer gewissen Gemeine eine alte Frau von 103 Jahren, welche mit Alter, Schwachheit und Armuth zugleich zu kämpfen hatte, und von vielen wohl nicht einmal bemerkt wurde, daß sie noch in der menschlichen Gesellschaft da war. Dieser alten hülflosen Person wollte die Vorsehung ein Erhaltungsmittel zuwenden, durch welches sie für ihr Bischen übriges Leben vor Armuth gesichert seyn sollte. Wenn nun vorher die Frage an die Klügsten im Lande geschehen wäre: wie wird das geschehen? so würden sie mancherley Wege der Möglichkeit angegeben haben; diesen aber doch nicht getroffen haben. Oder wenn jemand Tags zuvor zu der alten Frau gesagt hätte: morgen wirst du versorgt seyn, und für dein übriges Leben genug haben. Ja! morgen wirst du für jedes Jahr deines verflossenen Lebens einen Thaler bekommen. — Wer würde das geglaubt haben, oder die Umstände haben angeben können, durch welche es möglich war?

Gleichwohl geschahe es; aber wie? Auf eine Art, die kein Mensch vorhersehn konnte; auf eine

Art, die in den freyen Entschließungen der Menschen ihren Grund hatte, und die nur der wissen konnte, der in ihre Herzen schauet: auf eine Art, die der große und königliche Wohlthäter, der die alte hundertjährige Frau begnadigte, eine halbe Stunde vorher, da ers that, selbst noch nicht wußte, daß ers thun würde. — Und das ist Vorsehung.

An einem gewissen Sonntage gefiel es Friedrich Wilhelm dem Zweyten, den beliebten Prediger Zöllner zu hören. Just in der Gemeine desselben war die alte Frau von 103 Jahren. Der König hörte die ganze Predigt, und dachte noch an nichts — wußte nicht einmal, daß die alte Frau in der Welt war. Der Prediger dachte an nichts — die ganze Gemeine dachte an nichts — noch weniger die alte Frau, die nicht einmal wußte, daß der König in der Kirche war.

Nach der Predigt that der Prediger die Fürbitte für die alte Frau, und bat die Mitglieder seiner Gemeine, einen so alt gewordenen Menschen, der seine Glieder nicht mehr zur Arbeit gebrauchen könne, mitleidig zu unterstützen, den Gottes Vorsehung nicht ohne Absicht habe so lange leben lassen, u. s. w.

Dies rührte das menschliche Herz des guten Königs so sehr, daß er ihr nach der Predigt für jedes Jahr ihres Lebens einen Thaler auszahlen ließ, und überdem noch für andere Bedürfnisse väterlich sorgte. Nun war die gute Alte mit einemmale aus aller ihrer Noth. Wer hätte das denken können?

War das nun bloßes Ungefähr, oder war es weise Fügung der Umstände, daß just der großmüthige König in der Stunde sich entschließen mußte, in diese, und in keine andere Kirche zu gehen, und die Fürbitte für die alte Frau hörte? In der Geburt dieses Königes — in der Lebenszeit dieser Frau, daß sie das hundert und dritte Jahr erreichen mußte — in tausend andern Umständen — lag schon der Grund, nach dem Plane der Vorsehung, daß diese gute Alte, zu seiner Zeit, diese königliche Wohlthat empfangen sollte. Wenn ihr solches Jemand bey der Wiege vor 103 Jahren gesagt hätte: du wirst so viele Jahre erreichen, und in der Zeit so viele Könige überleben. Nach 103 Jahren wird ein König die Fürbitte für dich in deinem Alter, in einer Kirche hören, an deren Grundstein jetzt noch kein Mensch in der Welt gedacht hat — und wird dir für jedes Jahr einen Thaler geben. — Wer würde dazu haben den Zusammenhang finden können — da noch kein Friedrich Wilhelm, kein Friedrich der Zweyte, kein Friedrich Wilhelm der Zweyte, — kein Mensch von den allen, die jetzt mit ihr leben, da war?

So geht die weise Vorsehung des Weltregierers zu Werke! So verbindet sie die Umstände! So lenkt sie die Herzen! So leitet sie alles nach ihrem Rath! Joseph in der Grube! — Joseph auf dem Königsstuhl! — Was mußte erst dazu kommen, diese Lücken — diesen Zwischenraum auszufüllen? Für den menschlichen Verstand — welche eine Tiefe der

Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Denn von ihm, und durch ihn, und zu ihm sind alle Dinge. Das heißt: sie stehen ihm alle zu Gebote, und er hat sie so eingerichtet, daß sie seine Absichten befördern müssen.

Sollte nicht jeder Mensch in seinem Leben, in seinen Schicksalen, unter allen Umständen seiner Wallfahrt, ebenfalls diese weisen Spuren der göttlichen Vorsehung finden, wenn er nur darauf merken wollte?

IX.

Etwas zur Naturgeschichte und richtigen Bestimmung einiger fremden wilden Thiere, welche am 30sten März 1788 zu Quedlinburg zu sehen waren.

Eine so merkwürdige Sammlung der wildesten und seltensten asiatischen und afrikanischen Thiere möchte sobald in Deutschland nicht wieder zu sehen seyn. Daher verdient sie es, für alle Liebhaber der Natur beschrieben, insonderheit richtig bestimmt zu werden, damit sie wissen, was sie gesehen haben, und durch andere herumgeführte ähnliche Thiere nicht irre gemacht werden.

1) Ein

1) Ein afrikanischer junger Löwe, von 16 Monathen, dem die Mähne noch nicht ausgewachsen war. Gleichwohl bedurfte er, nach Aussage des Wärters, täglich 16 Pfund Fleisch. Ich habe ihn fressen gesehen. Die Art zu fressen ist fürchterlich. Mit vorgestreckten Pfoten genießt er seine Kalbeskeule, so, daß er immer ein Stück nach dem andern abreißt, das größere aber mit den Pfoten hält. Der Anblick ist schrecklich, wenn das breite Gesicht auf den Pfoten käuet. Die Röhre der Kalbeskeule zerbiß er in kleine Stücken, daß man das Knattern auf dem ganzen Hofe hören konnte. Nichts als die Wirbel ließ er liegen. Wenn ihn der Wärter beym Fressen stören wollte; so fuhr er zwar auf: aber lange so wild nicht, als der Tiger. Ich habe ihn, nachdem er gefressen hatte, Abends gegen halb sieben, brüllen gehört. Beym Herumspatzieren in seinem Kasten nach der Mahlzeit brüllte er stoßweise, so oft er herumkam, und das Gesicht gegen die Zuschauer kehrte; dies schien aber mehr Behaglichkeit, als Zorn, zu seyn. Wenn er nicht von selbst brüllen wollte; so pflegte ihn der Wärter durch eine Trompete zu reitzen. Sobald aber der Tiger im vierten Kasten neben ihm sich hören ließ, und anfieng zu brüllen; so war der Löwe auch da, und brüllte dergestalt, daß ihm der Dampf aus dem Rachen gieng. Dabey hielt er den Kopf in die Höhe. Dies war Zorn. Er wollte den Tiger überbrüllen, und gleichsam anzeigen: ich bin über dich. Uebrigens war sein Blick gar nicht wild, sondern gutmüthig.

In der Freyheit wird er fünf Fuß hoch, und übertrifft an Größe, Muth und Stärke den asiatischen weit. In Afrika möchte er der König der Thiere seyn, wiewohl ein Paar eigentliche afrikanische Büffel ihn doch bezwingen sollen. In Asien aber ist der eigentliche wahre Tiger der König, der daher auch der königliche Tiger, oder das Tigerthier heißt, und

2) dieser war auch bey dieser Menagerie. Ich freuete mich recht sehr, dieses fürchterlich schöne Thier zum erstenmale zu sehen, um mich durch den Augenschein zu belehren, wie es von andern afrikanischen Tigerarten, und amerikanischen Tigerkatzen, zu unterscheiden sey.

Dieser war aus Bengalen, erst drey Jahre alt, und noch nicht ganz ausgewachsen. Sein Kopf schon sehr groß, rund und dicke. An Größe glich er dem obgedachten Löwen. Sie mochte sich wohl auf $2\frac{1}{2}$ Fuß Höhe belaufen. Sein Fell war eben so gezeichnet, wie es bey dem wahren Tiger seyn muß. Der Grund rothfahl; aber keine Flecken, oder Sternchen; sondern schwarze geflammte Streifen, die von dem Rücken nach dem Bauche zu, und um die Hüften herum liefen. Der Schwanz stark, und sehr lebhaft geringelt. In Büffons deutscher Ausgabe der Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, 6. B. S. 7. findet sich eine Abbildung des wahren Tigers. Was ist aber Natur gegen alle Kunst?

Unstreitig ist dieses das grausamste und wildeste Thier, das aus bloßem Blutdurst würget. Es

bezwingt

bezwingt den asiatischen Löwen; muß aber vor dem Elephanten erliegen, der es mit seinem Rüssel zu Boden schlägt. Doch schwerlich dürfte ein Elephant allein sein Meister werden. Der Blick des gegenwärtigen Tigers war wild, schielend und grimmig. Sein Knurren, welches nicht sowohl Zorn, als Behaglichkeit anzeigte, da der Wärter sein Behältniß reinigte, glich dem Fagotbaß der Orgel. Beym Fressen aber war er viel wüthender als der Löwe. Sein tiefes, dumpfes, schnaubendes Brüllen auch weit fürchterlicher. Besonders nach der Mahlzeit, da er nicht gereizt wurde. Die Tiefe und Stärke, die Stöße des Brüllens sind nicht zu beschreiben. Als er gefressen hatte, leckte er mit der Zunge vom Boden alles ab, und wusch und putzte sich die Pfoten, recht, wie es die Katzen zu machen pflegen. Ich halte es für keine Pralerey, daß in dem Zettel versichert wurde: der Wärter könne ihn, wenn die Gelegenheit es verstattete, reiten, und die Hand in den Rachen stecken, auch ihn damit regieren. Denn es scheint nicht ganz unmöglich zu seyn, wie man bisher hat behaupten wollen, daß der wahre Tiger könne gebändigt werden. Ein erfahrner Naturforscher *) versichert das Gegentheil: er habe einen großen lebendigen Tiger gesehen, dem alle seine Wärter ohne Bedenken den Rachen aufreißen, und mit ihm spielen konnten. Indessen ist ihm doch nicht

zu

*) Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte S. 106. n. 2. das Tigerthier.

zu trauen, wenn er auch noch so zahm zu seyn schei-
nen sollte. Hat man doch Beyspiele von Tigern, die
der Mutter jung weggenommen, und im 14ten Mo-
nate sehr gefährlich geworden sind *). Zween neuere
Beyspiele beweisen offenbar, wie schwer er zu zähmen
sey. Als im Jhr 1787 der Kapitain Pacha mit der
Flotte nach Konstantinopel kam, hätte er sein für
den Sultan so oft gewagtes Leben, bald durch seinen
mitgebrachten Tiger verloren. Er führte ihn wie
einen Hund mit sich herum, und er lag im Hause
an der Kette. Mit einemmale wird er wild, reißt
sich los, beschädigt zween Bediente, springt selbst
auf den Pacha, giebt ihm aber nur einen Hieb über
die Nase **). Im Jahr 1788 ließ ein Mensch zu
London einen schönen Tiger sehen, für den ihm
200 Guinéen geboten wurden. Er zog nach Nor-
wich. Unterwegens bricht der Tiger aus seinem
Behältniß. Glücklicher Weise ist Niemand gegen-
wärtig. Zuerst läßt er seine Wuth an einem Paar
Affen, seinen Reisegefährten, aus; Beyde frißt er
auf, und verschlingt sogar die metallenen Halsbänder
und Ketten derselben. Dies verursachte ihm aber
den kalten Brand, woran er bald nachher starb ***).

Bey dem Leoparden sagt obiger Naturforscher:
„wir haben die seltene Gelegenheit gehabt, die meh-
resten Gattungen dieses Geschlechts lebendig neben
einander zu sehen, und sie unter sich, und mit den

theils

*) Gmelins Reise durch Rußland III. S. 485.
**) Hamb. Korresp. 1787. No. 205.
***) Hamb. Korresp. 1788. No. 19.

theils sehr verworrenen Beschreibungen der Naturforscher vergleichen zu können.“ Fast schließe ich hieraus, daß es eine ähnliche Menagerie gewesen sey, wie denn auch der Herr der Thiere versicherte, vor eilf Jahren in Göttingen gewesen zu seyn.

Der königliche asiatische Tiger wird, nach dem Zeugnisse eines neuern Reisenden durch Asien*), vier Fuß, acht bis zehn Zoll hoch, und ohngefähr neun Fuß lang von der Spitze der Stirne bis zum Anfange des Schwanzes; also beträgt seine Länge um die Hälfte mehr, als seine Höhe. Bey einem engen Passe sahe er einen in der Größe eines mitelmäßigen Postkleppers ganz gemächlich den Berg hinaufklettern, der unter den Heerden schreckliche Verheerungen angerichtet hatte. Mit einem Streich schlägt er den stärksten Ochsen zu Boden, und schleppt ihn mit sich fort. Zu Tunkin in Asien soll er von außerordentlicher Größe und Stärke seyn, und zehn Fuß Länge haben. Ein solcher Tiger zerriß einmal in einem Flecken fünf und achtzig Personen, ohne daß ihm Einhalt geschehen konte, weil daselbst Niemand schießen darf**). Es ist eine wahre Vorsehung des Schöpfers im Thierreiche, daß die Tiger von jeher seltener, als andere Thieren seines Geschlechts gewesen sind. Die Tigerin ist nur drey Monate trächtig, wirft aber zweymal des Jahrs jedesmal vier bis fünf Junge. Andere sagen, viele Junge. Wie gefährlich würde diese Thierart dem ganzen Thierreich

*) Auszüge aus dem Tagebuche desselben S. 68. 69.

**) S. Auswahl kleiner Reisebeschreibungen III. 683.

werden, wenn sie sich nicht unter einander selbst aufrieben, und besonders die Jungen gegen Ende des Sommers an einer Art von Räude stürben! Die Nachstellungen der Menschen allein würden nicht viel schaffen, da sie solchen in einem so gebirgigten Lande leicht entgehen können, und ihrer auch immer viele beysammen seyn müssen, wenn die Tigerjagd nicht für sie selbst gefährlich werden soll. Artig ist die Bemerkung aus dem Plinius: daß August bey seinem Aufenthalt zu Samos von asiatischen Gesandten den ersten Tiger geschenkt bekam. Bey Einweihung des Marcellischen Theaters zeigte er den Römern den ersten Tiger, da der Aedil Skaurus schon 150 Panther nach Rom geschickt, Pompejus nachher 410, und August 420 zum Gebrauch der Schauspiele nach Rom kommen lassen.

3) Zeigte man ein Thier, das für ein Pantherthier ausgegeben wurde; allein es war kaum halb so groß, als der Tiger, und auch kleiner, als die Leoparden. Der Panther ist nach dem wahren gestreiften Tiger das größte Raubthier des heißen Erdstrichs, und blos in Afrika zu Hause. Zuweilen wird der Panther auch herumgeführt, und für den Tiger ausgegeben. Er ist aber von demselben durch seine schöne schwarze Flecken auf hellfalben Grunde zu unterscheiden, welche zu vieren und fünfen in einem Kreise stehen, und in der Mitte einen schwarzen Punkt haben. Noch andere Flecken hängen in unregelmäßigen Ringen zusammen, und haben die Gestalt von Hufeisen und ähnlichen Figuren.

Eigent-

Eigentlich giebt es hier wieder zwo besondere Arten: Das große mit braungelbem Fell und mit schwarzen Ringelflecken, die in der Mitte den schwarzen Punkt haben. Dies der Parder, oder das große Pantherthier; hernach das kleinere mit weißlichem Körper und unregelmäßigen schwarzen Flecken, oder das eigentliche Pantherthier.

Ein Kutscher stand bey uns, und schüttelte immer den Kopf bey dem Tiger. „Ich habe in Berlin Tigerhäute auf den Pferden gehabt, die ganz anders aussahen. Sie waren prächtig gefleckt, aber ohne Streifen.“ Guter Freund! das waren auch keine Tiger- sondern Pantherhäute. Der wahre Tiger ist viel zu rar, als daß die Vornehmen ihre Kutschpferde mit seiner Haut schmücken könnten. Man hat Häute, welche von der Spitze der Nase bis zum Anfange des Schwanzes sechs Fuß und zehn Zoll lang sind.

Dies Thier, das man für einen Panther ausgab, war überaus zahm und sanftmüthig. Es legte sich auf den Rücken, und spielte mit seinem Wärter, der es auch aus dem Kasten konnte kommen lassen. Dieses und der Tiger lagen in den Kasten noch an einer Kette; die übrigen Thiere aber nicht. Es war kein anderes, als die brasilianische Unze, und da die eigentliche Unze viel kleiner ist, als der Panther, auch einen weit längern Schwanz und längeres Haar von grauweißlicher Farbe hat; dieses Thier aber eine schöne goldgelbe Grundfarbe, mit theils runden, theils viereckigen, theils ovalen Flecken; einen kürzern

Schwanz, auch kürzeres Haar hatte; so halten wir es für den, vom Büffon im 6ten Th. S. 240 beschriebenen und abgebildeten Jaguar, der mit der Unze viel ähnliches hat, dessen Naturell aber gar nicht trotzig und unbändig ist.

4) Ferner zween schöne junge Leoparden, Männchen und Weibchen, die in Frankreich sollten geworfen seyn. Sie hatten eine goldgelbe Grundfarbe mit vielen kleinen dichte zusammenstehenden schwarzen ringlichten und rosenartigen Flecken, in denen der Mittelraum dunkelbraun ist. Das unterscheidet sie vom Panther, der ihr Todfeind ist, besonders der Parder. Ein unbändiges, trotziges Thier, das nicht zu zähmen ist. Wenn sie jung gefangen werden, lassen sie sich wohl so zähmen, daß man sie streicheln darf. Man hüte sich aber ja, daß sie die Hand mit ihrer scharfen Zunge nicht blutrüstig lecken, und Blut schmecken. Gleich beissen sie grimmig zu, wie in London einigemal geschehen seyn soll. Fabel ist es, daß die Leoparden aus der Vermischung der Löwinnen mit andern gefleckten Raubthieren entstehen sollten. Es ist und bleibt eine besondere Art, die ihre unveränderlichen Kennzeichen behält. Sie wohnen vornehmlich in Guinea, und den angränzenden afrikanischen Provinzen. Ihre Vermehrung ist erstaunlich. Unzählige Leoparden sind ehemals nach Rom geschleppt, und gleichwohl findet man sie noch bis jetzt häufig in Afrika. Sie kommen zuweilen in großen Haufen aus dem Innersten des Landes, und überfallen die Heerden, die auf den fetten

Weiden

Weiden in Guinea so zahlreich sind. Am Cap essen die Hottentotten das Fleisch. Den Negern sind sie furchtbarer als die großen Panther, oder Pardel, wel diese selten den Menschen angreifen; die Leoparden aber schonen weder Menschen noch Vieh.

5) Die eine Art des gefräßigsten Raubthiers: der Hyäne — Grabthier, Abendwolf, das am liebsten auf todte Körper geht; und die Leichen aus den Gräbern wühlt.

Es giebt zwo Arten der Hyäne, die vorzüglich Afrika für ihr Vaterland erkennt: die zottige graue, hinten schwarz gestreifte, mit dem Wolfskopfe wie ein Schweinsrüssel, und fürchterlichen Vorderzähnen, in der Größe eines Hirtenhundes. Dies war die gegenwärtige.

Die zwote ist die gefleckte mit der Rückenmähne, oder die wahre Hyäne, welche dem guten Sparrmann, nach seiner unterhaltenden Reise, des Nachts so manchen Schreck gemacht hat. Von beyden wird unten im 26sten Stück mehr vorkommen.

Die Affen waren von keiner Bedeutung. Die größere ungeschwänzte Papionen (Baviane) mit blauer Nase und blaulichtem Körper. Der eine wahrscheinlich Papio *Mormon* facie cyanea. Außerdem noch ein kleiner niedlicher Oedipus.

6) Der lebendige Straus war sehenswürdig: ein afrikanischer Landsmann mit zween Fußzehen. Der lange Hals und die Hüften völlig nackend und kahl. Der arme Schelm hatte ein Auge verloren. Dies machte ihn noch dummer, als er von Natur ist.

Die kurzen Flügel, wie eine Mulde gewölbt, die Luft unter sich zu schlagen. Die sogenannten Sporen unter den Flügeln waren hier zween knöcherne Haken, welche beym Schlagen das kahle Fleisch kratzen. Vom Kopf bis auf die Füße völlige Mannshöhe. Bey den Caravanen, welche nach der nördlichen Hälfte von Afrika handeln, und Gold in Körnern, Sklaven, Straußfedern, u. s. w. eintauschen, finden sich oft bey einer einzigen, außer den andern Produkten, für 15000 Rthlr. Straußfedern, wozu gewiß eine große Anzahl dieser Vögel erfordert wird*)

X.

Warum die Pappelblätter so zittern?

Dies ist eine so sonderbare Erscheinung in der Natur, daß ich darüber oft meine Gedanken gehabt habe; was wohl die Absicht dieses Zitterns der Pappelblätter seyn möge — und wie es eigentlich zugehe? Die Sache ist so bekannt, daß sie zum Sprüchwort unter uns geworden ist, wenn wir von einem Furchtsamen und Erschrockenen sagen: er zittert wie ein Espenblatt. Hat doch der Baum selbst davon den Namen: Zitterpappel empfangen. Fast in

*) S. Zimmermanns geographische Gesch. des Menschenr. III. S. 128.

in jeder Provinz hat er von dieser Eigenschaft andere Namen bekommen: als Flitter-, Rattel-, Baberbaum, Rasseler, Ratteler, u. s. w. Damit wir uns aber nicht irren; so sagen wir, daß die Zitterpappel mit der Esche, oder Espe einerley Baum sey. Es ist besonders, daß die Blätter auch dann, wenn beynahe gar kein Wind zu spüren, und sich, wie man zu sagen pflegt, kein Lüftchen regt, dennoch immer zittern und spielen. Der geringste Windstoß aber setzt sie in solche Bewegung, daß sie so geschwind durch einander her klappern, daß das Auge ganz irre wird, und man ihr Geräusch, zumal an einem stillen Abend, weit hören kann.

Ich habe darüber manches nachgelesen, ob ich nichts von der Absicht und eigentlichen Ursache des Zitterns finden möchte; allein weder eines noch das andere hat mich befriediget. Alles, was davon gemeldet ist, läuft dahinaus: „daß die Blätter an langen, sehr schwachen Stielen hiengen, und daher bey der geringsten Bewegung mit einem Geräusch zitterten.“ Wie viele andere Blätter hangen auch an langen zarten Stielen, und zittern nicht?

Das allein, dacht' ich, kann die Ursache nicht seyn. Du mußt die Natur selbst fragen. Diese wird dichs lehren, und sie hat michs auch gelehrt. Ich gieng an einem völlig windstillen Abend unter die Pappeln, trat vor die Blätter hin, und gab auf ihre Bewegungen Acht. Ich durfte sie nur anblasen; so nahm das Zittern seinen Anfang, und theilte sich den nächsten Blättern mit, bis die fortgepflanzte

Bewegung zuletzt so schwach wurde, daß sie sich verlor. Hier sahe ich denn erstlich, was die meisten wohl übersehen haben: daß die Stiele der Pappelblätter nicht gerade, sondern gebogen waren; zweytens, daß die Bewegung zum Zittern in dem Winkel des Kniees oder der Beugung ihren Anfang nahm, und sich dem ganzen Blatte mittheilte. Der Grund und die Ursache des Zitterns liegt also in der Beugung des Stiels und Elastizität desselben. Je stärker der Windstoß auf die Fläche des Blatts ist, desto stärker biegt sich auch der Winkel des Kniees am Stiele zurück, und desto schneller fährt er auch durch seine Federkraft wieder zusammen. Da sich nun die Blätter einander mehrentheils berühren; so wird das Zittern schon allgemein, wenn sie auch der Wind nicht einmal alle getroffen hätte. Ich brach einzelne Blätter ab, befestigte den Stiel mit Wachs an ein zartes Rohr, blies auf das Blatt, und es zitterte. Ich nahm einen Zweig mit, setzte ihn ins Wasser, und konnte das Zittern der Blätter vermittelst eines Blasebalges meinen Kindern so oft zeigen, als ich wollte. Ja! wenn ich nur bey der Stubenthür mit einem Schnupftuche die Luft zertheilte; so fühlten es die Blätter im Fenster in einigen Secunden schon, und fiengen an zu zittern. Bey dieser Gelegenheit konnte ich deutlich sehen, wie sich das Knie des Stiels zurück- und wieder vorwärts bog, und je stärker die Wirkung des Windstoßes war, desto stärker bog sichs zurück, und desto schneller war das Zittern.

Ich machte den Versuch, das Glas mit dem Zweige unter die Luftpumpe zu bringen, zog die Luft weg, und die Blätter rührten sich nicht, man mochte den abgeschrobenen Teller schütteln, wie man wollte. Wäre ich doch auch so glücklich gewesen, die wahre Absicht der Struktur dieser Blätter zu entdecken. Das Zittern derselben muß allerdings eine Absicht bey diesem Baume haben: vielleicht die Poros derselben zum Einziehen der Luft und der Dünste desto leichter zu eröffnen. Denn daß die fixe Luft sogar zur Farbe der Blätter und Blumen nöthig sey, erhellt offenbar aus dem Versuch: daß die, unter der Luftpumpe von Luft ausgeleerten Blätter und Blumen ihre Farbe verlieren, und nie wieder bekommen.

XI.

Ein Natur-Hygroscop von einem wilden Haberkorn zu machen.

Ein Hygroscop ist ein Instrument, wodurch man den Grad der Feuchtigkeit oder Trockniß der Luft messen und erfahren kann. Gemeiniglich werden dazu Darmsaiten genommen, die sich in feuchter Luft ausdehnen, und in trockner zusammenziehen. Die Natur aber zeigt uns noch bessere Hygrometer. Ein gewisser Emanuel Magnan hat dazu schon die dünnen stachelförmigen Spitzen oder Ansätze der Gräser (Arista, Granne) und den Saamen des Storch-

schnabels

schnabels, der sich mit einer gewundenen Granne endiget, gebraucht, durch das Ausdehnen und Zusammenziehen der gedrehten Spitze, die trockne und nasse Luft gemessen, und aus den Grannen der Gräser ein nützliches Werkzeug für die Naturlehre verfertiget.

Die Spitze oder Granne des Wildhabers *) schickt sich dazu am besten. Diese ist anfänglich, wenn das Korn noch frisch ist, gerade; so bald es aber eintrocknet, beugt sich diese Spitze unter einem Winkel zusammen, daß der eine Theil, der am Korne sitzt, als die Hüfte; der andere aber, als der Schenkel dieses Kniees anzusehen ist. Die Hüfte ist wie ein Strick gewunden, der Schenkel gerade. Und in diesem, natürlich und vollkommen regelmäßig, wie eine Spiralfeder, zusammengedreheten Theile liegt der Grund, daß das Ganze einen Hygrometer abgeben kann.

Je trockner diese Spitze wird, desto mehr wird sie sich auch zusammendrehen, und ein gerades Winkelmaaß formiren. Die Erfahrung ist bekannt, wenn man die, noch in ihren Hülsen steckenden, Körner ins Wasser legt, und recht anfeuchtet, daß sich dieses Knie des Wildhabers aufwickelt, und ausstreckt. Das ganze Korn geräth dadurch in eine Art von Bewegung, als ob es einen Schritt thue, welches auf dem Tische poßierlich genug aussiehet, und

dem, der es noch nicht gesehen hat, wunderlich vor-

*) Avena fatua *Linn.*

vorkommt*). So wie sich ein Gewinde aufthut, thut das Haberkorn gleichsam einen Schritt, und das ist das Mittel, dessen sich die Natur bedient, den Wildhaber von einem Acker zum andern zu bringen.

Wird das Korn wieder trocken; so drehet sich das Hüftbein auch wieder zusammen, und die Gänge sind so akkurat eingerichtet, daß sich nie einer über den andern legen, oder verdrehen wird; sondern sie treten, wie Schraubengänge, genau wieder in einander. Eben diese Veränderung erfolgt nun auch von der, in der Luft befindlichen Feuchtigkeit, nur etwas langsamer. Man ist also im Stande, sich aus einem Wildhaberkorne einen akkuraten Messer der feuchten und trocknen Luft zu machen. Es gehört dazu nichts, als ein Stückchen runde, mit weißem Papier beklebte Pappe, und ein Zirkel. Auf diese Pappe zieht man mit rother Tinte zween Zirkel, in welche man die Zahlen einschreibt. Diesen Zirkel theilt man willkührlich in zwölf, sechszehn, auch wenn man will, in vier und zwanzig Theile. Aus dem Mittelpunkte zieht man die Radios, jeden zu seiner Zahl. Und nun setzt man das Haberkorn mit einem Klümpchen Wachs in die Mitte, oder noch besser: man kittet es mit rothem Sigellack an. Dieses wird so gestellt, daß das gedrehete Hüftbein oben,

und

*) Ich habe von der Art, wie das Wildhaberkorn von einem Acker zum andern kommt, im Nützlichen Allerley II. B. 46. St. gehandelt.

und also senkrecht, zu stehen kommt. Ist die Spitze lang genug, so behält man sie, klebt aber an das äußerste Ende ein Knötchen Wachs, damit sie, wenn sie etwas zu hoch steht, sich niederbeugt, und einen rechten Winkel formirt. Ist die Spitze, oder der Schenkel zu kurz; so bricht man sie recht im Winkel ab, und nimmt eine andere, oder statt derselben, ein Grasstängelchen, oder ein Streifchen Fischbein, welches die Stelle der Nadel, oder des Weisers vertritt. Diesen Weiser muß man oben an der Spitze des gedreheten Hüftbeins mit Lack oder Leim befestigen. Und auf diese Art ist das Hygrometer fertig.

Sobald es feuchtes Wetter ist, drehet sich der gerade Stiel auf, und der Weiser folgt ihm links, und zeigt die Zahlen, wie weit er zurückgegangen sey. Wird es wieder trocknes Wetter; so drehet sich der Stiel zusammen, und der Weiser geht vorwärts, rechts herum. Damit nun das Hygrometer nicht beschädigt werde; so setzt man es in eine, mit Luftlöchern versehene Schachtel, in welche oben in den Deckel eine Glasscheibe eingesetzt ist, damit man es immer beobachten kann. Ich pflege das meinige vor dem Fenster, wo das Dach weit genug übertritt, auf ein Gesimse zu stellen, und habe daran einen weit richtigern Luftmesser, als die, welche von Darmsayten verfertiget werden. Wie empfindlich dieses Naturhygrometer sey, kann man daraus sehen, weil sich der Weiser schon auf eine halbe Linie zurückbewegt, wenn man den Stiel nur anhaucht *).

*) Umständlicher wird die ganze Sache in Leupolds Theatro statico beschrieben.

XII.

Gespräch über die sogenannten Donnerkeile*).

Vor einiger Zeit hatte das Gewitter auf dem Harze vor einem Dorfe in einen Berg eingeschlagen, und ein großes Loch aufgewühlt. Da ich eben an diesem Orte war, und alles hinaus lief; so war ich der letzte nicht. Der Berg hatte die Gestalt eines runden hutkopfförmigen Hügels, dem ich es gleich ansahe, das er zu den heidnischen Begräbnißhügeln gehörte, und Urnen oder Aschenkrüge in sich hielte. Verschiedene Leute waren auch schon beschäftiget, in dem Loche nachzugraben, um, nach ihrem Wahn, darin den Donnerkeil zu finden. Auf meine Bitte befahl der Amtmann, tiefer zu graben, und es währte nicht lange; so stießen sie auf einige Urnen, und brachten zuletzt einen glatten, schwarzen, keilförmigen Stein heraus, der oben ein Loch hatte.

„Nun denkt ihr wohl, ihr guten Leute! daß ihr den wahren Donnerkeil gefunden habt, und damit Wunderkuren verrichten könnt, wenn eure Kinder den Jammer haben, oder eure Pferde krank sind?“

Das

*) Wie viel Kindern davon zu sagen sey, hab' ich im Zeitvertreib und Unterricht für Kinder ꝛc. im 2ten B. im 37sten St. gezeigt.

Das sollten sie meinen. Wie sonst das Loch in die Erde gekommen wäre?

Es war der Ort nicht, diesen Leuten ihren Aberglauben zu benehmen, wie denn auch die Alten schwer zu bekehren sind, wenn man nicht mit dem Unterricht der Kinder für die Nachwelt den Anfang macht. Damit ihr aber, sprach der Amtmann, mit diesem Dinge keinen Aberglauben treibt, so nehme ich es zu mir.

Als wir nach Haus kamen, fanden wir Gesellschaft; unter andern den Prediger, der viel von Strafgerichten seufzte, und dem der Donnerkeil so fürchterlich vorkam, daß er ihn nicht anrühren mochte.

„Ich werde, sprach er, sogleich auf den Sonntag davon meiner Gemeine eine nachdrückliche Strafpredigt halten, da ich das Zornzeichen der göttlichen Rache mit Augen gesehen habe.“

Der Amtmann, ein aufgeklärter Kopf, sahe mich an, und lächelte. Ein Wink für mich, mich mit dem Prediger — einem sonst herzensguten exemplarischen Manne — über die Sache einzulassen. Warum sollte ich nicht bey einem so braven und guten Mann, einen Fehler des Verstandes tragen, und ihm solchen zu benehmen suchen? Nicht alle Landprediger haben Gelegenheit, von allen Naturbegebenheiten richtige Kenntnisse zu bekommen.

Ich. Lieber Herr Amtsbruder! Thun sie das nicht. Halten sie auf den Sonntag keine Strafpredigt — lieber eine Dankpredigt. Das Gewitter ist

eine

eine der größten Wohlthaten Gottes, wenn es auch hie und da einigen Schaden thut. Wir nennen es nur Schaden, weil wir dabey etwas von irdischen Gütern verlieren. Nach Gottes Absicht fürs Ganze ist es Wohlthat und Segen. Hier hat es nicht einmal Schaden gethan. Es hat nur in den Berg geschlagen. Das war eher zu ertragen, als eine volle Scheune. Wir haben also mehr Ursache, uns zu freuen, und Gott zu danken, als von Zorn und Strafe zu predigen.

Er. Lieber Herr! ich kenne sie zwar nicht; ich merke aber wohl, daß sie zu den Neuern gehören, die auf den lieben Gott keinen Zorn und Strafe wollen kommen lassen; sondern von nichts, als Liebe, predigen. — Aber der Donnerkeil ist ja doch das sichtbare Zeichen, was er an unsern Feldern, Scheunen und Wohnungen hätte thun können.

Ich. Sie irren, lieber Freund! Ich gehöre sowohl zu den Alten, als zu den Neuen, und habe keinem von beyden gehuldiget. Nur der Wahrheit hab' ich gehuldiget. Wo ich diese finde, da nehm' ich sie an; sie mag bey einem Alten, oder Neuen seyn. Denn, wie nicht der Mensch um des Sabbaths willen; sondern der Sabbath um des Menschen willen ist; so ist auch die Wahrheit um des Menschen willen, und Gott will, daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen — und durch die Wahrheit gut — vom Aberglauben frey — und glücklich werden sollen. — Was den Donnerkeil betrifft; so denken sie viel zu vernünftig, als daß

sie ein so elendes Ding für ein wirkliches Zeichen des göttlichen Zorns halten, — oder von einem Gewitterschlage glauben sollten: diese Leute wären vor andern Sünder, weil der Blitz in den Berg gefahren sey, wodurch sie Gott gleichsam hätte warnen wollen.

Er. Das wohl eben nicht; aber es ist doch eine Warnung, daß wir uns fürchten vor seinem Zorn, und nicht wider solche Gebote thun.

Ich. Ja! so recht, wie Moses, welcher Gott immer dem jüdischen Volke, als einen Grausamen vorstellen mußte, damit es in Furcht und Zittern erhalten würde. — Nicht aber, wie Christus, der uns Gott, als den Gott der Liebe, als den Vater der Menschen abgebildet hat, der seinen Kindern keine Schlange gäbe, wenn sie ihn um Brod bäten, damit wir nicht aus knechtischer Furcht vor ihm zittern; sondern mit kindlichem Herzen seinen Willen thun sollen.

Er. O! das ist wahr, lieber Freund! Das hat mein ganzes Herz schon immer empfunden, und ich gestehe ihnen, daß ich darüber in meinem Gemüth schon manchen Kampf gehabt habe. — Lassen sie uns das aber jetzt bey Seite setzen, und noch etwas vom Donnerkeile sprechen. Es ist mir zu stark aufgefallen, da sie sagten: ein so elendes Ding könnte kein Zeichen des göttlichen Zorns seyn.

Ich. Ich küsse sie, braver Mann! Sie sind ein Freund der Wahrheit. O! ich dachte es gleich, daß sie die Sache nicht geprüft hätten; sondern in der

Sprache der Kirche nur so mit sprächen. Sonst würden sie nicht einmal sagen, daß dieser Stein ein Werk des Blitzes, oder des Gewitters, — noch weniger ein sogenannter Donnerkeil sey.

Er. Ich gestehe es, daß ich keine Gelegenheit gehabt habe, die Sache so recht zu untersuchen; sondern mit meinen Amtsbrüdern bey der alten Sage geblieben bin.

Ich. Urtheilen sie aber hieraus selbst, was es für Folgen für eine Gemeine habe, wenn der Lehrer selbst mit ihr gleiche Vorurtheile hegt? Muß er sie nicht täglich durch sein Ansehen und Beyspiel darin bestärken?

XIII.

Fortsetzung des zwölften Stücks.

Er. Aber der Stein ist doch unmittelbar nachher in dem Loche gefunden worden, wo das Gewitter eingeschlagen hatte? Es ist fast handgreiflich, daß ihn der Wetterstrahl mitgebracht, und in die Erde getrieben hat.

Ich. Lieber bester Mann! Sie sind ein Gelehrter. Ich will ihre Gedanken in einen Schluß bringen; so werden sie selbst sehen, wo sie gefehlt haben.

Wo das Gewitter eingeschlagen hat; da muß sich der Donnerkeil finden.

Nun hat das Gewitter hier eingeschlagen; und es hat sich ein schwarzer Stein gefunden.

Also muß es ein Donnerkeil seyn.

Er. Ich kann darin den Fehler eben nicht finden.

Ich. Weil sie schon voraussetzen: der erste Satz sey wahr. Ich kann ihnen aber hundert Wetterschläge zeigen, wobey kein solcher Stein, wie hier, gefunden wird. Wissen sie, worin der Fehler des Schlusses liegt? Darin, daß sie Dinge, als Ursachen zusammenbringen und ansehen, die nur zufälliger Weise zusammengekommen sind. Das ist der Berg, der Stein, und das Gewitter. Bloßer Zufall ist es, daß das Gewitter in diesen Berg geschlagen hat, und der Stein darin gefunden ist. Es hätte nur zwanzig Schritte davon in die Erde schlagen dürfen, und sie würden keinen Stein gefunden haben.

Er. Wie soll ich das verstehen? Sollte denn der Blitz den Stein nicht mitgebracht haben? Wie wäre er denn dahin gekommen, und just zu der Zeit daselbst in den Berg gekommen, wo das Gewitter eingeschlagen hatte?

Ich. Just das ist das Zufällige der Sache; das Falsche aber, daß hier von zwey zugleich daseyenden Dingen eins für die Ursache des andern gehalten wird. Wie der Stein in den Berg gekommen sey, will ich ihnen hernach sagen. Jetzt versichere ich nur, daß es ganz unmöglich, und wider die Natur sey, daß ein solcher Stein mit dem Blitze aus der Luft fallen könne.

Er. Ey! Ey! das ist viel gesagt. Die Meinung ist doch sehr alt, daß Steine aus der Luft und im Gewitter mit heruntergefallen sind. Plinius behauptet es selbst: „daß in einem Theile von Thracien, bey dem Flusse Aegos, ein großer Stein aus der Sonne gefallen, und zu seiner Zeit noch gezeigt wäre *).“

Ich. Warum nicht lieber aus dem Monde. Denn der ist doch noch etwas näher, und ein Körper, wie unsere Erde. Aber im Ernst. Plinius sagt noch mehr dergleichen ungereimtes Zeug, wie es ihm die Leute damals vorsagten: „daß große Steine aus der Luft fallen, wird keiner in Zweifel ziehen. Im Vokontischen Gebiet hab' ich selbst einen solchen Stein gesehen, der kurz vorher erst aus der Luft gefallen war:“ wie die Leute sagten. Er selbst hatte es doch nicht gesehen. Er redet auch von Donnerkeilen, die mit dem Blitz und Donner heruntergefallen wären.

Der Schluß ist eben so falsch: was sehr alt ist, muß darum wahr seyn, als es der ist: was neu ist, kann darum nicht wahr seyn, weil es neu ist. Wie viele Sagen und Meinungen sind noch älter, als Plinius, und dennoch falsch? Wir sind jetzt in der Naturlehre etwas weiter, als Plinius in seinen Zeiten. Seine Zeugnisse haben nicht viel auf sich, da weit ältere Schriftsteller von den Donnerkeilen

*) Plinii Naturgesch. übers. von Große 1. B. 2. K. S. 59. S. 74. Auch im 37. B. 9. K.

nichts erwähnen. Er kannte die Gesetze der Natur lange so gut nicht, als wir. Daher ist es ihm zu vergeben, daß er viel Falsches gesagt hat. Wissen sie, wer die Meinung und den Aberglauben von den Donnerkeilen, die bey einem Hochgewitter aus der Luft fielen, erst aufgebracht hat? Ein gewisser arabischer Arzt und Philosoph: Avicenna, der sein großtes Verdienst darin setzte, des Aristotelis ganze Metaphysik auswendig zu können.

Er. Sagen sie aber, warum es nicht möglich wäre, daß Steine aus der Luft fallen könnten, da man doch so viele Erfahrungen davon haben will?

Ich. — Haben will — Ein anderes aber ist: auch wirklich hat? Das heißt: ob es wahre Erfahrungen oder leere Einbildungen sind?

Er. Die Möglichkeit, dächt' ich, könnte man doch nicht so ganz läugnen. Denken sie nur, was für Hagelsteine und Eisstücken manchmal mit dem Gewitter herunterfallen. Warum nicht auch Steine?

Ich. Wieder eine Verwechselung der Dinge und Umstände. Hagelsteine werden in der Luft aus gefrornen Wassertheilen erzeugt, und müssen herunterfallen, sobald sie schwerer werden, als die Luft. Ist das aber mit andern großen Steinen auch so? Ehe wir zugeben, daß schwere Steine aus der Luft gefallen sind, müssen wir fragen: wie sind sie denn erst in die Luft gekommen? Schwerlich werden sie doch glauben, daß sie sich in der Luft erzeugen können,

können, oder daß sie die Sonne, wenn sie Wasser zieht, wie die Dünste in die Höhe gezogen habe.

Er. Das letztere ist freylich unmöglich, weil sie so schwer sind; aber das erstere könnte doch wohl geschehen, daß sie in der Luft erzeugt würden, da immer Wasser und Staub genug in der Luft ist.

Ich. Sie müssen sich das Entstehen der Steine sehr leicht vorstellen. Gesetzt aber auch: es könnte aus Wasser und Staub ein Stein entstehen. Himmel! wie geschwind müßte das oben in der Luft zugehen? Wie viel Zeit gehört dazu in der Erde? Wenn nun aber in der Luft nur ein halber Gran von Staubsande zusammenkäme; so müßte auch der schon wegen seiner Schwere augenblicklich fallen. Werfen sie nur einmal eine Hand voll Gerstenkörner aus dem Fenster; es wird keins in der Luft bleiben.

Er. Alles recht gut. Aber mit dem Blitz und Donner könnte es doch geschehen, daß er Steine zusammenschmelzte, und mit sich führte? Man hat davon gar zu glaubwürdige Exempel.

Ich. Dergleichen Exempel will ich gar nicht läugnen, daß nach einem Gewitterschlage Steine vorgefunden sind. Es kommt nur darauf an, unter welchen Umständen solches geschehen ist. Wenn der Blitz in einen Thurm, in ein Dach, oder in einen Schornstein schlägt; so müssen freylich Steine herunterfallen.

Er. Nein! so meine ich es nicht. Besondere Steine, die der Blitz selbst mitgebracht hat.

Ich. Halt! Da steckt der Fehler: in dem mitgebracht. Das ist falsch. Das kann der Blitz nicht; aber das kann er: gewisse Materialien, die ihm in Wurf kommen, zusammenschmelzen. Sie sind aber dann nicht mitgebracht; sondern schon da gewesen, ehe der Blitz an den Ort fuhr. Allein das sind die sogenannten Donnerkeile nicht. Diese hat der Aberglaube dazu gemacht, und ihnen große Wunderkräfte zugeschrieben.

Er. O! lassen sie uns darüber weiter reden. Ich mag mich gar zu gern aus der Natur belehren lassen.

Ich. Dann sind sie mein Mann.

XIV.

Fortsetzung des dreyzehnten Stücks.

Er. Wir waren noch bey den Steinen, die der Blitz mit sich führe.

Ich. Nicht mit sich führe, sondern erst mache. Das müssen sie nur recht unterscheiden. Daß der Blitz in seinem schnellen Zuge Steine zusammenschmelze, ist an sich nichts unmögliches. Schmelzt er doch die Degenklinge in der Scheide, und das Geld im Beutel. Nur es sind seltne Fälle. Der gemeine Mann aber glaubt, daß mit jedem Blitze ein Stein, wie ein Keil, herunterfahre, und daß solcher allein die Wirkungen hervorbringe, welche

dem Blitze eigen sind. Allein das ist Aberglaube. Davon weiß die Natur und Erfahrung nichts.

Ich besinne mich eben auf eine Geschichte, die der Pastor Leßer in Nordhausen*) erzählt. Er zeigte in seinem Naturalienkabinet einen Stein, den ein Tischler in einer, vom Blitze gespaltenen Vogelstange, gefunden hatte. Der Stein war dunkelbraun, hart, oben etwas breit, und gieng unten immer enger zusammen. Rieb man ihn; so roch er nach Schwefel. Das sonderbarste daran war dieses, daß er fast eben die Streifen hatte, welche die Splittern des Tannenholzes, der Länge nach, zu haben pflegen. Wie war das nun zugegangen!

In Tannen und andern Bäumen findet man oft verwachsene Steine. Ein solcher Stein hat zufälliger Weise oben in der Vogelstange gesteckt. Nun ist der Blitzstrahl durch die Stange gefahren, hat den Stein getroffen, ihn in eine Art von Schlacke zusammengeschmolzen, und der Länge nach in der Stange heruntergetrieben. Dadurch hat die Masse, da sie durch die Hitze weich wurde, die Eindrücke des Holzes angenommen. Was vermag nicht die elektrische Materie, die im Grunde mit dem Blitze einerley ist? Kann man doch durch einen einzigen Funken Gold ins Glas schmelzen.

Eine andere Geschichte. Im Jahr 1725 den 1sten Junius, schlug der Blitz zu Nordhausen in den

*) In seiner Litotheologie S. 219.

Kirchthurm am Frauenberge. Ein Strahl fuhr in die Erde, und die Leute fanden beym Nachgraben einen Stein, wie eine Büchsenkugel, aber schwerer, wie ein Stein von der Größe seyn mußte. Es war ein Stück Eisenschlacke, und man sahe daran die deutlichsten Spuren, daß sie zusammengeschmolzen war. Abermal etwas zufälliges. Entweder hat das Stück Schlacke just an dem Orte schon in der Erde gelegen, oder es ist in dem Augenblick, da die elektrische Materie des Blitzes den Eisenstein ergriffen hat, derselbe zur Schlacke geschmolzen.

Aber noch eins, lieber Herr Pastor! Wäre allezeit bey dem Blitzstrahle ein Stein, den er mitbrächte und vor sich hertriebe; so müßte er auch jedesmal da, wo der Blitz eingeschlagen hätte, gefunden werden. Das geschieht aber nicht. Da wir jetzt die Kunst verstehen, durch Blitzableiter den Strahl hinzuleiten, wohin wir wollen; so würden wir auch die Steine bald finden, wenn sie der Blitz zu Gefährten hätte.

Er. Recht sehr dank ich ihnen, daß sie mich über diese Sache belehrt haben. Gegen das alles kann ich nichts vernünftiges mehr einwenden. Sagen sie mir aber: wie kommt nun der Stein hier in das Loch des Berges? — Und was ist es für ein Stein?

Ich, Nunmehr kann ich ihnen diese Frage beantworten. Sehen sie ihn nur recht an. Ist er nicht so glatt, wie Seife? Wozu das Loch oben? Warum so keilförmig? Lauter offenbare, sichtbare Zeichen, daß

daß er nicht vom Blitz, sondern durch Kunst — von Menschenhänden — so gemacht ist.

Er. Von Menschenhänden! Wie kommt er aber dahin?

Ich. Das sollen sie gleich hören. Bloßer Zufall ist es, daß er hier just nach einem Gewitterschlage gefunden wurde. Vielleicht hätte er noch tausend Jahre geruhet, wenn nicht just hier nachgegraben wäre. Ja! er würde hier auch gefunden seyn, wenn kein Blitz eingeschlagen hätte. Jetzt besinne ich mich, sprach der Amtmann, daß sie baten: es möchte tiefer gegraben werden, und er ist wohl zwo Ellen tiefer gefunden worden, als der Blitz gegangen war. Merken sie vor allen Dingen auf den Umstand, daß er bey einer Urne lag, deren mehrere in dem Berge standen. Der Berg ist also ein Begräbnißhügel unserer alten Vorfahren, der heidnischen Teutschen, und es ist gar nichts neues, daß man auch bey ihren Aschenkrügen ihre Waffen findet. Dieser Stein ist also nichts anders, als eine von ihren Streitäxten; in dem Loche aber hatte der Stiel gesteckt. Kommen sie einmal nach Quedlinburg; so will ich ihnen verschiedene Arten derselben zeigen. Nicht nur Streitäxte; sondern auch Streithämmer, die das Loch in der Mitte haben.

Er. Nun, das hätte ich kaum gedacht. Wie ehrwürdig ist mir dieses Alterthum? Welcher Kriegsmann mag diese Streitaxt geführt haben? Dem wird gewiß der Kopf nicht mehr wehe thun. — Wie hat man aber daraus Donnerkeile machen können?

Ich.

Ich. Der Aberglaube kann aus allem alles machen. Sehen sie nun wohl, daß wir dem Ursprunge dieser Fabel nahe sind? Die Leute konnten sich ehemals in den wunderbaren Wirkungen des Blitzes nicht finden. Sie meinten: das Schmettern des Blitzes müßte von einem Stein herrühren. Fanden sie denn einmal zufälliger Weise an solchen Stellen, wo der Blitz eingeschlagen hatte, zusammengeschmolzene Steine, Schlacken, oder solche Streitäxte der Alten, in der Erde; so wurden sie dadurch in ihrer Meinung noch mehr gestärkt. Gleich war der Donnerkeil geschaffen. — An den, vom Blitz getroffenen Bäumen, findet man oft, von oben bis unten, lange schwarze Streifen oder Rinnen, als wenn sie mit einem Hohlborer ausgeschnitten wären. Das konnte denn nichts anders, als der glüende Donnerkeil gewesen seyn. Haben es doch sogar einige für Wirkungen der Teufelsklauen angesehen*).

Drittens aber wird folgender Umstand wohl die eigentliche Quelle des Aberglaubens von den Donnerkeilen sey. Die alten Teutschen, und andere nordische Völker verehrten einen Abgott, mit Namen Thor, dessen Bildniß einen solchen Donnerstein, wie ehemals Jupiter die Donnerstrahlen, in der Hand führte. Thor oder Torden bedeutet in der dänischen Sprache den Donner, und die Donnerkeile hießen Torden-

*) S. Monatsschrift für allerley Leser. I. Jahrg. 10. St. S. 613. 614.

Tordensteine. Der Abgott Thor war also ein Vorgesetzter des Donners. Hat das nicht offenbar zu dem Aberglauben von den Donnerkeilen Gelegenheit gegeben, zumal, wenn in der Erde solche Steine, die den Steinen in der Hand des Thors ähnlich waren, gefunden wurden *).

Haben doch wilde Völker in andern Welttheilen ebenfalls schon den Aberglauben mit den Donnerkeilen gehabt. Die Sineser nennen sie Donnerzähne, weil sie sich den Donner, als ein großes lebendiges Thier in den Wolken vorstellen, welches Feuer ausspeye. Dies sey der Blitz. Den Donner mache es durch sein Brüllen. Bey der Erschütterung aber fiele ihm zuweilen ein Zahn aus — und dies sey der Donnerkeil.

Pfaffenbetrug hat auch das seinige beygetragen, das einfältige Volk in diesem Aberglauben zu erhalten. Wenn es in den philippinischen Inseln donnert, sagen die spanischen Mönche; so falle allezeit ein grünschwarzer Donnerkeil in Form eines Kreuzes herab, den sie selbst gemacht, und vorher eingegraben hatten; hernach aber seine Wunderkräfte bey Menschen und Vieh rühmten, und sich brav dafür bezahlen ließen.

Was sagen sie nun, lieber Mann! zu dem allen? Herzlich freue ich mich, daß wir durch einen Donnerkeil

*) Die lateinischen Benennugen bestätigen es: Ceraunias; Ceraunia; Lapis fulminaris; Telum fulmineum; Cuneus fulmineus; Telum Iovis.

keil so gute Freunde geworden sind — Wollen sie ihrer Gemeine noch eine Strafpredigt halten?

Er. Nein gewiß nicht. Vielmehr werd' ich mir den Stein von dem Herrn Amtmann ausbitten, und meine Gemeine darüber belehren. Denn sie glauben es kaum, was darin noch mit Donnerkeilen für Aberglauben getrieben wird. Wer ihn bey sich trüge, heißt es, sey vor dem Gewitter sicher. Der Stein bewahre Haus und Hof*). Wenn den Kühen die Milch vergeht, hab' ich manchmal gehört, müsse man das Euter mit einem Tordensteine bestreichen, oder die Warze durch das Loch des Steins stecken, und so melken. Dann vergehe die Zauberey. Ich wußte nur nicht, was das heißen sollte: Tordenstein. Eine alte Frau soll einen Donnerkeil haben, davon etwas abkratzen, und den Kindern wider den Jammer mit Branntewein eingeben. Wohl mir! daß ichs nun besser weiß, und es den Leuten sagen kann, wie es ist.

Ich. Sehen sie wohl, lieber Freund! daß ein Landprediger den Aberglauben unmöglich bestreiten kann, wenn er die Natur nicht kennt?

*) Ein gewisser Franzose: *Marbodaeus*, im eilften Jahrhundert, der von der Gestalt, Natur und Kräften der Edelgesteine einen Traktat in Versen geschrieben, hat von dem Donnerkeil schon gerühmt:

Qui caste gerit hunc, a fulmine non ferietur,
Nec domus, aut villae, quibus adfuerit lapis ille.

XV.

Was können Menschen zu Stande bringen?

Was können Menschen gewohnt werden?

Diese beyden Fragen that ich an mich selbst, als ich in Baretti's Reise von London nach Genua, die Stelle von der prächtigen Aussicht von dem Berge Edgecombe bey Plymouth, und dem, in der Gegend befindlichen Leuchtthurme, gelesen hatte. Erst etwas von der Aussicht, hernach von dem Leuchtthurm, — und ich bin gewiß: meine Leser werden obige Frage auch an sich thun.

„Der Berg ist eigentlich ein Vorgebirge in der See, auf der rechten Seite von Plymouth, und gehört einem Lord, der ein Landhaus darauf angelegt hat, das wegen seiner Lage und Aussicht wenig seines Gleichen in der Welt haben möchte. Aus den Fenstern übersieht man die gränzenlose Fläche des Meers, so weit das Auge reicht. Die eingefaßten Ufer formiren einen Thiergarten, worin Hirsche, Rehe, und andere Thiere gehalten werden.“

„In einer Weite des Meeres von etwa zehn englischen Meilen, erhebt sich ein Felsen, den die Natur selbst aus der Tiefe aufgetrieben hat, auf welchem sich ein Leuchtthurm befindet: Eddig-stone, den

man

man weit in der Ferne sehen kann, und der den Schiffen zur Warnung dient, sich vor diesem Felsen zu hüten. Die herrliche Lage der Karthause in Neapel wird sonst für die schönste in der Welt gehalten; aber Edgecombe giebt ihr nichts nach. Man muß also die beyden prächtigsten Aussichten in der Welt: die eine in Neapel, die andere in Devonshire, suchen."

„Ehemals hat schon ein anderer Leuchtthurm auf dem Felsen gestanden, der aber in einer stürmischen Nacht von den Wellen umgeworfen ist. Der folgende ist abgebrannt; der jetzige aber sollte die Innschrift führen:

„Was können Menschen zu Stande bringen?"

Ein Gebäude, das der Wuth aller Elemente trotzen, und fester, als seine Vorfahren stehen soll! Der Baumeister Smeaton hatte die Geschicklichkeit, auf diesem abhängigen kahlen Felsen, der unaufhörlich von den Wellen bestürmt wird, dies kühne Gebäude aufzurichten. Den Felsen zu untergraben, und einen ordentlichen Grund zu legen, war unmöglich, weil er so hart, wie ein Porphyr, ist. Was that der Baumeister? Er ließ viele Löcher in den Felsen bohren, und in diese starke eiserne Stangen treiben. Zwischen den Stangen ward der Grund mit langen flachen Steinen, die in einander verbunden waren, gelegt. Statt des Sandes nahm man zum Mörtel die berühmte Puzzolana-Erde bey Rom, weil sie die Eigenschaft hat, daß sie, mit Kalk vermischt, unter dem Wasser so hart wird, wie die Steine selbst, und

sich

sich in kurzer Zeit so fest damit verbindet, daß alles eine Masse zu seyn scheint."

Mir fiel hierbey der Molo von Palästrina aus Bartels Briefen ein. *) Gewiß eins der merkwürdigsten Werke neuerer Zeit. Vielleicht eins der vorzüglichsten, was je der kühne Unternehmungsgeist der Menschen ausgeführt hat! Es ist dies ein Damm, den man quer vor dem Meer durchgezogen hat, um seinen Einbrüchen ins Land Einhalt zu thun. Die ganze ungeheure Mauer bestehet aus Quadern von fünf bis sechs Fuß Länge, ist ohngefähr sechszig Fuß breit, und in fünf verschiedenen Absätzen aufgeführt. Die ganze Höhe derselben mit der Grundlage in der Tiefe von acht Fuß, beträgt siebzehn bis achtzehn Fuß, davon zehn aus dem Meer hervorragen. Bis jetzt (1786) sind ohngefähr zwölf italiänische Meilen fertig, weil das Werk langsam geht, und bey Stürmen und Fluthen nicht gearbeitet werden kann, die oft wieder in wenig Augenblicken zerstören, was Menschenhände in Jahren errichteten. Vor dem Damm sind eine Menge Felsenstücken gewälzt, damit sich daran die Wellen zuerst brechen. Gleichwohl schlugen diese 1782 acht und zwanzig Fuß hoch über den Damm. Alle Quadersteine zu diesem Molo kommen aus Dalmatien, weil Venedig in seiner Nachbarschaft keine Felsen hat. Jährlich kostet dieser Bau dem Staat zwischen zwanzig und dreyßig tausend Silber-Dukati. Die Inn-

*) Ueber Kalabrien und Sicilien. B. I. S. 232.

Innschrift kurz und wahr: Ausu Romano; Aere Veneto: mit römischer Kühnheit und venetianischem Gelde.

Doch ich komme wieder zu meinem Leuchtthurm.

„Alle Nächte wird oben auf dem Thurm durch zween Männer Feuer erhalten. Diese wohnen hier beständig, und bekommen im Winter öfters in einigen Monaten keine menschliche Seele zu sehen. Die Lebensmittel werden ihnen bey gutem Wetter von Plymouth zugeführt. Sie müssen aber reichlich damit versehen werden, weil man bey langem stürmischen Wetter schlechterdings nicht zu ihnen kommen kann. Was für ein trauriges Leben müssen nicht diese beyden abgesonderten Menschen führen? Sie stecken, Jahr aus Jahr ein, in einem engen, siebzig Fuß hohen Thurm, — sehen aus ihren kleinen Fenstern nichts, als Himmel und Wasser — und hören nichts, als das unaufhörliche Getöse der Wellen. Diese sollen zuweilen bis oben an das Gebäude schlagen, und an die kleinen Fenster spritzen. Rousseau muß nichts von diesem Thurm gehört haben; sonst hätte er, bey seinem Widerwillen gegen den menschlichen Umgang, gewiß gesucht, hier Wächter zu werden. Für einen, die Welt so verabscheuenden Philosophen, kein besserer Aufenthalt!“

Gleichwohl waren es keine Missethäter, die hier zur Strafe, und Sicherheit für andre, eingesperrt waren; sondern Leute, die aus freyer Entschließung diese Lebensart gewählt hatten, und für

Sold

Sold dienten. Vielleicht alte Matrosen, die diese Stelle noch als eine Belohnung ansahen. Man denke sich einmal ihre Lebensart recht. In einer stockfinstern stürmischen Winternacht — abgesondert von allen Menschen — in einem so engen Raum eingeschränkt — alle Elemente gegen sich — bey dem Getöse der Wellen, die ihnen keinen Augenblick Schlaf gestatten — bey ihrer Pflicht, die ganze Nacht durch oben Feuer zu erhalten, — alle Augenblicke Furcht, daß sie ein Windstoß mit herunter stürzt — siebenzig Fuß hoch, doch vor den anspritzenden Wellen nicht sicher — leben sie da ganz gelassen, und thun ihre Pflicht! — Man empfindets: zu welcher Lebensart können sich Menschen, um des Brods willen, entschließen? — Und was können Menschen gewohnt werden?

XVI.

Wetterpropheten im Thierreich.

Was die Luft und Witterung in alle Körper — in leblose und lebendige — für Einfluß habe, beweisen die Erfahrungen in allen drey Reichen der Natur! Wie wirkt die Luft auf mineralische Körper: auf Barometer und Thermometer? Wie nehmen sich manche Blumen und Kräuter, bey feuchter und trockner, bey kalter und warmer Witterung? Wie schwitzen sie beym Aufgang und Untergang der

Sonne? Manche schlafen — andre wachen — diese schließen sich zu; jene öffnen sich. Anders bey Tage, anders bey Nacht. Nicht gleich, wenn die Sonne scheint, und wenn sie nicht scheint. Bloß in dieser Absicht zeigt uns das Pflanzenreich manchen angenehmen Gegenstand zur Beobachtung!

Wir wollen diesmal nur bey dem Thierreich, oder bey dem Reich des eigentlichen Lebens, stehen bleiben. Hier wirkt Luft und Witterung schon mehr, als bey den vorigen leblosen Geschöpfen. Hier wirkt sie Empfindungen, und es ist überaus angenehm, die Verschiedenheit dieser Empfindungen zu bemerken, welche die verschiedene Veränderung der Witterung in den Thieren hervorzubringen pflegt. Die Hauptursache ist die Luft, welche die Luftgefäße des thierischen Körpers ausdehnt, oder zusammenzieht, wodurch denn besondere, mehrentheils unangenehme Empfindungen, zu entstehen pflegen. Wir wollen

I) mit den Saugthieren den Anfang machen, und sie als Wetterpropheten aufstellen.

Der Mensch — hat er etwa keine Empfindungen von Luft und Wetter? Die Erfahrung wird uns Beyspiele über Beyspiele zeigen. Der Knecht, der Jäger, der Soldat, der Hirte, der seine Nerven gegen Wind und Wetter abgehärtet hat, empfindet davon schon weniger, als die zärtliche Dame, die sich vor jedem Lüftchen scheuet. Diese Leute, die fast immer in freyer Luft leben, kriegen bey feuchter und neblichter Witterung, nicht gleich den

Schnupfen, wie der Stubengelehrte, der selten ins Freye kommt.

Man hat Beyspiele, daß gewisse Personen nach ihren Vorempfindungen vorhersagen können, was es für Wetter werden, ob es regnen, oder ob bloß Sturm entstehen will. Den einen stechen die Krähenaugen, wenn es umwettert. Ein Frauenzimmer konnte daraus vier und zwanzig Stunden vorher das Entstehen des Windes untrüglicher vorhersagen, als alle künstliche Barometer. Bey einigen ist dies Stechen, besonders im Winter, so empfindlich und heftig, daß sie öfters ganz roth im Gesicht werden; alsdann aber starken, anhaltenden Frost prophezeyen. Bey bevorstehendem Thauwetter äußert sich das Stechen zwar auch; aber nie so empfindlich. Andern jucken erfrorne Zehen, wenn stärkere Kälte eintreten will. Der dritte, besonders wenn er gichtisch ist, bekommt Reißen in den Gliedern, vorzüglich wenn ein Sturm entstehen will. Und ich habe einen Mann gekannt, der es nach gewissen unangenehmen Empfindungen an den Augen, allezeit vorhersagen konnte, daß nach zwölf oder vier und zwanzig Stunden großer Sturm kommen würde. Der vierte hat einen alten Schaden, oder eine vernarbte Wunde, und er fühlt es in mancherley Schmerzen vorher, wenn es umwettern will. Kopfwunden sollen die stärksten Empfindungen veranlassen. Wegen der Gewißheit ist die Sache selbst zum Sprüchwort geworden: du wirst an deinem zerbrochenen Arm, oder zerschossenen Fuße, gewiß einen Kalender behalten.

Wie manche werden vorher, ehe ein Gewitter kommen will, von einer ungewöhnlichen Angst, und öfters von einem Durchlauf überfallen. Sobald das Gewitter kommt, verliert sich ihre Angst wieder. Ein offenbarer Beweis, daß die Gewitterluft auf das Nervensystem mancher Personen stärker, als auf andere wirkt. Selbst auf die, welche sich eigentlich vor dem Gewitter gar nicht fürchten, und diesen Erziehungsfehler nicht aus ihrer Kindheit mitgebracht haben.

An blessirten Soldaten kann man fast die sichersten menschlichen Barometer haben. In Invalidenhäusern und Hospitälern sollten sich darüber mehr Erfahrungen sammeln lassen. Denn kranke und schwache Personen, beschädigte Glieder empfinden die Veränderung des Wetters weit stärker, als gesunde. Wohl uns, daß die Aerzte auf diesen Punkt, von der Einwirkung der Luft in den menschlichen Körper, besonders von der fixen Luft, von welcher der Körper in gewissen Krankheiten entbunden wird, und deren Ersetzung das erste bey der Kur seyn sollte, immer aufmerksamer werden.

Ich habe einen gelehrten und aufgeklärten Mann gekannt, der fast jeden Morgen aus der Beschaffenheit seines Schlafs das Wetter vorhersagen konnte. War — und blieb ihm der Kopf den Tag hindurch schwer; so hatten wir unbeständiges Wetter. Hatte er unruhigen Schlaf, so war es eben so. Träumte ihm überdem von nichts, als Wasser; so folgte starker und anhaltender Regen. Dieß traf so gewiß

ein,

ein, daß seine Freunde oft mit ihm scherzten, und fragten: ob er keine Wasserträume gehabt habe.

Ich komme zu andern Arten von Saugthieren. Zahme Hausthiere empfinden zwar die Veränderung des Wetters auch, wovon ich gleich nachher Beyspiele anführen werde; allein die, in Freyheit lebenden wilden Thiere, ungleich stärker. Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Füchse, Feldmarder, und dergleichen, haben ihre eigene Art von Stimme und Geschrey, und werden unruhig, wenn es umwettern will. Förster und Jäger nehmen daraus mancherley Merkmale, ob die Jagd gut oder schlecht werden will. Die Hirsche kämpfen unter einander, und stoßen sich. Wölfe und Füchse heulen und bellen, und nahen sich den Dörfern. Hasen gehen vorher aus dem langen Grase und Getreide an trockene Plätze. Der Igel verstopft die Löcher seines Nests. Wenn die Mäuse im Herbst ihre Nester nahe an der Erde machen; so vermuthet man wenig Schnee; machen sie solche hoch, so soll viel Schnee fallen. Vor einiger Zeit wurde hier eine merkwürdige Menagerie von wilden Raubthieren herumgeführt, die man selten so beysammen findet. Es waren zween Leoparden; ein afrikanischer junger Löwe; eine zottige gestreifte Wolfshyäne; ein kleines schön gefleckes Pantherthier, oder der Buffonische Jaguar, und der wahre gestreifte asiatische Tiger. Von diesen allen versicherte der Wärter, daß sie die Veränderung des Wetters stark empfänden, und ein jedes Thier nach seiner Art durch Brüllen

zu ungewöhnlicher Zeit, oder durch Unruhe und größere Wildheit, seine Empfindungen zu erkennen gäbe.

Das Hausvieh wird gemeiniglich unruhig, wenn es umwettern will. Die Pferde und Esel pflegen den Kopf zu hängen, und ganz träge und muthlos zu werden. Wenn sich aber die letztern an allen Ecken, Säulen und Bäumen reiben; so entsteht Sturm und Ungewitter. Oefters strecken sie auch die Köpfe in die Höhe, und schnauben stark mit den Nasslöchern. Die Esel pflegen stark zu springen, und ungewöhnlich zu schreyen. Das Rindvieh hat ebenfalls seine eigene Empfindungen. Es scharrt und stampft beständig im Stalle. Auf der Weide läuft es unruhig herum. Die Kühe schütteln stark mit den Köpfen. Die Schweine wühlen viel, verstreuen das Futter, und wenn die Schafe ohne Hunger gierig fressen; so haben wir gewiß anderes Wetter zu erwarten. Es ist eine Bauernregel, daß es bald regnen wird, wenn die Maulwürfe emsiger graben, und stärker aufwerfen.

Unter allen sind Katzen und Hunde die vorzüglichsten Wetterpropheten. Wenn es den Hunden stark im Bauche kollert; wenn sie dabey nicht fressen, sondern beständig liegen und schlafen; wenn sie mit den Füßen kratzen und unruhig herumlaufen; besonders wenn sie Gras fressen, was für Sturm und Ungewitter pflegt nicht darauf zu folgen? Die Katzen pflegen sich zu putzen und die Pfoten zu lecken, wenn sich nach schlechtem stürmischen Wetter besseres

ein-

einfinden will. Wittern sie doch das Erdbeben vorher, wie der nach dem Erdbeben am 27sten Febr. 1786 aus Tornowitz in Oberschlesien eingegangene Bericht bezeuget, daß eine Katze vorher im Zimmer große und ungewöhnliche Sprünge gethan habe.

Nach den neuesten Nachrichten über die Geschichte des Erdbebens aus Bartels lehrreichen Briefen, ist es doch sonderbar, daß die Menschen ganz und gar keine Vorempfindungen der Erdbebens, und der dabey vorgehenden großen Revolutionen der Luft, haben. Nur ein einziges Beyspiel einer Vorahndung zufälliger zukünftiger Dinge hat er angeführt. *) Donna Lucrezia Ruffo, eine siebenzigjährige Frau, sah im Schlaf eine Nacht vor dem Erdbeben alle Schrecken desselben, ohne daß vorher irgend ein Mensch ein Erdbeben befürchtet hätte, und ward dadurch so erschüttert, daß sie mit einem heftigen Klaggeschrey erwachte. Die gestörte Familie eilte zu ihr hin, und wie sie ihr die Ursache erzählte, und besonders eine genaue Beschreibung der Seerevolution gab, ward sie ausgelacht. Ihr Schwiegersohn war hernach einer von denen, den das Meer verschlang, wieder ausspiee; der sich in eine Menge Netze verwickelte, und beynahe auf die traurigste Art erstickt wäre. Für den Psychologen ein wichtiger Vorfall, über die in dem Menschen noch verborgen liegende, und sich nur unter gewissen Umständen äußernde, Kräfte, seine Untersuchungen anzustellen.

*) I. Th. S. 409.

Desto merkwürdiger waren die Vorempfindungen des Erdbebens, die sich an andern Thieren zeigten. Da der Mensch von diesen Vorgefühlen frey blieb, und weder, in Absicht seines Körpers, noch der Heiterkeit des Geistes, durch die quälende Unruhe, welche die Thiere überfiel, gerührt wurde; so muß das Perzeptionsvermögen durch den äußern Sinn, bey den Thieren, weit schärfer, als bey dem Menschen, seyn. Doch zeigte sich auch darin bey den Thieren eine große Verschiedenheit. Bey einigen äußerten sich diese Empfindungen früher, schneller und heftiger; bey andern später, langsamer und gelinder. Die Fische im Meer schienen kurze Zeit vorher, und während der ganzen schrecklichen Periode, wie im Taumel zu seyn, eilten unruhig im Wasser, häufiger als sonst, in die Netze der Fischer, und büßten ihre Vorempfindung durch einen frühern Tod. Die Vögel in der Luft durchkreuzten, wie von irgend einer Furcht gejagt, schreyend die Luft, und ließen sich in der Angst häufig fangen. Gleiche Unruhe bemerkte man an Gänsen, Tauben, Hühnern, u. s. w. Unter den vierfüßigen Thieren empfanden Hunde und Esel dies Vorgefühl am frühesten und heftigsten. Mit wildem starren Blick, und schrecklichem Geheul liefen sie furchtsam umher. Pferde, Ochsen, Maulesel, und andere Thiere, zitterten vorher am ganzen Körper, stampften wiehernd und brüllend den Boden, spitzten die Ohren, und sahen sich wild und ängstlich um. In dem schrecklichen Augenblick selbst stämmten sie die Beine

auf dem Boden von einander, damit sie nicht fallen möchten, und doch wurden sie öfters niedergestürzt. Einige suchten kurz vorher vergeblich zu fliehen; wurden aber von dem Toben der Erde erreicht, und blieben verwirrt und unbeweglich stehen. Die Schweine schienen dabey die wenigsten Empfindungen gehabt zu haben; die Katzen aber, obgleich später, als Esel und Hunde, desto heftigere. Sie krümmten sich; ihr Haar stieg, wie Borsten, empor, ihre Augen wurden blutig und wässericht, und sie stellten ein klägliches Geheul an. *)

Wir kehren zu unseren Wetterpropheten im Thierreich zurück. Sonderbar ist es, daß jede Art von Thieren ihre eigene Vorempfindungen vom Wetter hat, und solche auch auf eine eigene Art zu äußern pflegt. Man könnte darüber ein artiges Wetterlexikon machen, wenn man alle dahin zielende Erfahrungen bemerken, vergleichen und sammeln wollte.

*) Bartels Briefe über Kalabrien und Sicilien Th. I. S. 308. Es ist doch merkwürdig, daß der alte *Gaffarellus* in seinen curiositatibus inauditis, p. 155. diesen Umstand von dem Vorgefühl des Erdbebens bey den Thieren schon bemerkt hat:

„Die Aasvögel riechen den Pestgeruch, der vor einem Erdbeben vorherzugehen pflegt, und werden dadurch, wie durch den Aasgeruch, herbeygelockt.“

XVII.

Fortsetzung des sechszehnten Stücks.

II) Im Reich der Vögel giebt es fast noch mehrere Wetterpropheten, als in der Classe der Saugthiere. Wir dürfen nur auf unser Hausgeflügel Achtung geben. Oefters lockt die Henne ihre Küchlein zusammen, und eilt mit ihnen unter ein Schauer, wenn es auch der hellste Himmel ist. Es währet keine Viertelstunde; so kommt das fürchterlichste Gewitter und Platzregen. Ich bin oft auf eine Anhöhe gegangen, wenn ich die Henne mit den Küchlein zu Schauer gehen sahe, und das Gewitter stand schon hinter dem Horizont. Lassen sich die Hühner beregnen, ohne das Trockne zu suchen; schütteln sie sich oft im Regen; so kann man sicher auf einen vier und zwanzigstündigen Regen rechnen. Gehen sie aber zu Anfang des Regens zu Stalle; so wird er nicht lange anhalten. Nicht minder ist es die Anzeige eines baldigen Regens, wenn sich die Hühner die Erde aufkratzen, und sich im Staube baden. Der Regen kitzelt sie, und bey dem Vorgefühl müssen sie davon schon die Empfindung haben. Daher suchen sie sich solche durch das Baden im Staube schon zum voraus wirklich zu machen. Aus wiederholten Erfahrungen wissen wirs, daß es umwettern will, wenn der Hausbahn mitten in der Nacht aus dem Schlaf aufschreckt, und zu der ungewöhn-

gewöhnlichsten Zeit, mit den Flügeln klappt, und herzhaft zu krähen anfängt. Er muß also die Veränderung der Luft anders, als sonst, empfinden, und durch schweres Athemholen, oder eine andere Art von Aengstlichkeit gedrungen werden, sich durch Krähen Luft und Erleichterung zu verschaffen. So ist es auch, wenn die Hähne, am Tage, außer ihrer Zeit, und ohne äußerliche Veranlassung, viel krähen, und bald ins Hühnerhaus kriechen. Dergleichen Vorempfindungen haben sie mit den Tauben, Sperlingen, und andern Vögeln gemein.

Sitzen diese letztern gern in den Fahrwegen, auf den Lappenbergen, und baden sich im Staube; so pflegt sich das Wetter bald zu ändern. Ich habe davon in meinen jüngern Jahren eine merkwürdige Erfahrung gehabt. Vor dem Hause, in welchem ich als Knabe war, stand eine außerordentlich hohe und große Linde. Diese war in der Aerntezeit des Abends der Sammelplatz fast aller Sperlinge in derselben Gegend, wenn sie aus dem Felde kamen. Am Tage ließen sich keine darin sehen. Sobald es aber des Abends sechse geschlagen hatte, war der helle Haufen da. Als ich einmal an einem schwülen Tage gegen vier Uhr auf meiner Kammer saß, vor der die Linde stand, befremdete es mich, die Sperlinge schon um diese Zeit in dem Baume zu sehen. Ich sahe aus dem Fenster, und es war heller Himmel. Es kamen immer noch einige Eskadrons nachgezogen. Doch hörte ich in der Ferne donnern. Ungefähr eine halbe Stunde nachher, kam ein erschreck-

schreckliches Gewitter mit Sturm, Hagel und Platzregen, und es regnete die ganze Nacht. Was trieb sie so früh in ihre sichere Linde? Das Vorgefühl von dieser großen Veränderung der Luft, die einige tausend dieser Vögel auf einmal empfanden.

Kehren eure Flüchter oder Feldtauben, wenn sie des Morgens ausgeflogen sind, bald, und bey hellem Sonnenschein, vom Felde zurück; so wird ihnen der Regen bald folgen. Diese merken es besonders stark, wenn sie sich vor Sturm und Gewitter in Sicherheit setzen sollen.

Sonderbar ist es, daß die Schwalben bey regnichtem Wetter niedrig, und die Kraniche sehr hoch fliegen. Die erstern spüren alsdann den Fliegen nach, die sich zur Regenzeit unten an die Häuser gesetzt haben. Das Schreyen der Krähen bedeutet nicht allezeit Umwetter; wenn sie sich aber am Tage gern an die Bäume hängen; so erfolgt es gewiß. Die Doblen sind sicherere Wetterpropheten. Wenn diese, besonders im späten Herbst, und im Frühjahr, im April, mit den Flügeln schlagen, mit dem Schnabel zwischen den Federn wühlen; so wird das Wetter nicht lange beständig bleiben. Insonderheit habe ich angemerkt, wenn sie im November und April, des Morgens früh, Schaarenweise mit starkem Geschrey, aus der Stadt und von den Thürmen ziehen, daß im ersten Fall starker Sturm, und im zweeten, heftige Schnee- und Aprilschauer erfolgt sind.

Der

Der Storch kommt langsam daher gezogen, und bedeckt sein Nest mit Mooß und Rasen. In wenig Stunden erfolgt ein Gewitter. Die Waldvögel haben eben diese Vorempfindung, und ziehen geschwind nach den Nestern; die Wasservögel tauchen und baden stark, die Rohrdommel schreyet ungewöhnlich stark. Auch die Pfauen rufen des Nachts viel. Alles Vorboten von baldigem Umwetter. Man darf des Morgens nur nachsehen; so sind die Barometer gefallen. Sind die Wachteln im Bauer sehr unruhig; springen sie des Nachts stark gegen die Decke, und schlagen dabey viel; so ist das Wetter im Umschlagen. Das Geschrey der Eulen, und das Rufen des Leichvogels bedeutet auch Veränderung des Wetters.

Die Syrmischen Goldadler fliegen bey heiterem Wetter so hoch, daß sie nur noch wie ein schwarzer Punkt erscheinen; will aber ein Gewitter kommen; so flattern sie ängstlich, und so niedrig um die Felsen herum, daß man sie mit der Flinte erreichen kann. In Nordamerika pflegen die Nachthabichte vor einem Gewitter in einer erstaunlichen Höhe haufenweise beysammen zu fliegen.*) Sobald die Indianer die Ankunft des Nachtrabens, (Caprimulgus) merken; so schließen sie daraus, daß keine Nachtfröste mehr kommen, und säen sogleich ihr Getreide. In Schweden, einige Meilen von Stockholm, giebt man genau auf den Gesang der Zipdrossel Achtung, und

*) S. Carvers Reisen in die innersten Gegenden von Nordamerika, S. 384.

und versichert, daß einen Monat nachher aller Frost aus der Erde sey. Wie zittert der Schiffer, wenn sich der kleine Sturmvogel auf seinem Schiffe einfindet? Der fürchterlichste Sturm ist sein Begleiter. So verkündigen auch die Albatrossen, wenn sie still und langsam bey geschwärztem Himmel über das Meer nach dem Lande zuziehen, den schrecklichsten Orkan.

XVIII.

Fortsetzung des siebenzehnten Stücks.

III) Ich komme zu den Bewohnern des Wassers. Die Fische haben ebenfalls, und öfters keine geringe Vorempfindungen von der Veränderung des Wetters. Alle Reisebeschreibungen bestätigen dieses von den, in dem Ocean lebenden, Geschöpfen. Wenn sich die Delphine stark im Wasser herumtummeln, aufwärts springen, und sich andere ungewöhnlich große Fische bey den Schiffen sehen lassen; so ziehen die Matrosen die Segel ein, und erwarten Sturm.

Das Springen unserer Teich- und Flußfische hat man immer als ein Zeichen des Umwetters angesehen. Ich habe aber an einem andern Orte *) gezeigt, daß dies trüglich sey, und daß die Fische in modrichten Gräben solches deshalb thun, theils um frische

*) S. Nützliches Allerley 2. B. 58stes St.

frische Luft zu schöpfen, theils, besonders des Morgens, um nach den, über der Oberfläche des Wassers schwebenden, Insekten zu schnappen. In unserem Vaterlande, selbst hier bey Quedlinburg in der Bode, ist der bekannte Wetterfisch,*) in einer gläsernen großen Bouteille, unten mit Steinsand angefüllt, einer der sichersten Wetterpropheten, den ich mir oft ganze Jahre zum Vergnügen gehalten habe. So lange er ruhig auf dem Sande steht, bleibt das Wetter beständig; so bald er aber anfängt, es umzuwühlen, oder gar zum Halse der Bouteille herauszusteigen, erfolgt Regen, Sturm und Ungewitter.

IV) Unter den Amphibien giebt es nicht wenig Wetterpropheten. Wenn sich im Walde die Molche häufig sehen lassen, und quer über den Fahrweg kriechen; so wird es bald regnen. Wenn die Wasserkröten, (provinzialisch Rälinge,) stark rufen, und im Wasser unken; so erfolgt bald anderes Wetter, und wenn die Frösche fröhlich quaken; so soll dies, nach Linne's Meynung, Regen verkündigen; allein hier in Deutschland bedeutet es schönes, ruhiges und warmes Wetter. Das Quaken der Laubfrösche ist auch nicht immer eine Anzeige des Regens. Wenn sie aber in ihren Gläsern unruhig herumspringen, sich unten im Wasser stark baden, darin

*) Cobitis fossilis *Linn.* Schlammpeizker; Steinschmerl; Meerbote. Eigentlich Beißker, von beißen, weil sich dieser Fisch auch mit den Zähnen an die Steine hängt.

B S B MÜNCHEN

darin ausgestreckt liegen bleiben, oder nur den Kopf vorstecken; so bedeutet es stürmisches Wetter, und anhaltenden Regen. Sobald die Kröten aus ihren Löchern kommen, und ohne Scheu im Freyen herumkriechen; so ist Regen und Gewitter nicht fern. Wenn die Wasserschlangen oben auf dem Wasser spielen, und quer durch den Fluß setzen; ingleichen wenn die Wassereidexen aus den Sümpfen ins Gras gehen; so ist das Wetter nicht beständig. Von mehreren Arten von Amphibien ist mir in diesem Stück nichts bekannt.

V) Sollten aber unter den Insekten keine Wetterpropheten seyn? So klein diese Thierchen sind; so gewiß haben sie doch ein starkes Empfindungsvermögen. Da ihnen die Luft die Empfindungen des Geruchs zu ihrer Nahrung zuführt, und ein Aaskäfer, z. B. der Todtengräber, wenn er hoch über einen Garten wegfliegt, die todte Maus unten, wittern kann: warum sollten sie nicht auch Empfindungen von der Veränderung des Wetters haben? Die Erfahrung bestätigt es.

Wenn die Aas- und Schmeißfliegen in den Stuben wild und unruhig herumschwärmen; so ist es gemeiniglich sehr schwül, und die Luft auf den Grad von Wärme gekommen, daß sie sich durch ein Gewitter reinigen muß. Wenn die Pferdebremsen, *) (provinzialisch: blinde Fliegen,) das arme Vieh ungewöhnlich peinigen, und sich auf der Stelle, wo sie

*) Tabanus *Linn.*

sie stechen, todtschlagen lassen; so giebt es bald eine Veränderung im Wetter. Wenn die Stechfliegen,*) selbst in den Zimmern, empfindlich in die Waden stechen; so sagt man: das Wetter werde sich umsetzen. Ein gleiches versichert man von dem häufigen und starken Stechen der Flöhe. Die emsige Arbeit der Ameisen, wenn sie ihren Haufen zueilen, und ihre weiße Brut: ihre Wurmpüppchen und Nymphen: (provinzialisch Ameiseneyer,) eintragen; so ist es ein Vorbote vom Regen. Die Bienen werden nicht weit vom Stocke fliegen, oder geschwind zurückkehren, wenn ein Gewitter auf dem Wege ist.

VI) Endlich noch etwas von den Würmern als Wetterpropheten. Haben nicht die Regenwürmer davon selbst ihren Namen, daß sie häufiger aus der Erde kriechen, und sich auf den Beeten bey einander herlagern, wenn es stark und lange regnen will? Dies geschiehet besonders im Frühjahr ein Paar Stunden vor Sonnen Aufgang, wenn es Abends oder die Nacht zuvor geregnet hat. Wer ohne viele Mühe seinen Garten reinigen will, der darf alsdann nur mit einigen Laternen hineingehen, und nichts weiter thun, als sammeln. In einem kleinen Stadtgarten wurden auf diese Art an einem Morgen einmal fünf große Gießkannen voll aufgelesen.

Unter allen Thierarten möchten wohl die Blutegel die stärksten, richtigsten und untrüglichsten Wetterpropheten seyn. Davon muß ich noch etwas

*) Conops calcitrans *Linn.*

umständlicher handeln, weil ich wünsche, daß sie meine Leser mehr zum Vergnügen, als lebendige Barometer, als zu Schröpfköpfen, in Krankheiten, gebrauchen mögen.

1) Welches die rechten eigentlichen Blutegel sind, die man dazu wählen muß? Nicht die schwarzen Pferdeegel, die sich gern in Waldpfützen aufhalten. Diese sind rund, oder zylindrisch, und unten gelb. Die rechten sind lichtgrau, auch dunkelgrau; zuweilen schwarz; sie müssen aber nur acht gelbe Ränder, und auf denselben schwarze Tüpfelchen haben. Außerdem sind sie lang und platt, und schwimmen im Wasser, längs der Oberfläche, schnell dahin, die sie öfters berühren, um Luft zu schöpfen.

2) Die beste Zeit, sie zu fangen, ist diese, wenn die Fische in der ersten Frühlingswärme laichen, oder wenn starke Sommerhitze und Windstille ist; besonders, wenn im Junius und Julius, gelinder Südwind eintritt. In dieser Zeit sind diese Egel am lebhaftesten. Bey kühlem Wetter oder kaltem Winde sucht man sie vergebens.

3) Die leichteste Art, sie zu fangen, besteht darin. Man nimmt eine lange weiße Ruthe, und fährt damit am Rande des Ufers, bey Pfützen, Gräben und Flüssen, durch; auch öfters auf dem Grunde hin und her. Besonders thue man das an den Stellen, wo Zeug gewaschen und gespühlt wird. Hierauf trete man etwas zurück; so wird man die Egel in Menge herumschwimmen sehen; da man sie

denn

denn mit der Ruthe unter dem Bauch faßt, und sie herauswirft. Noch besser ist es, wenn man an solchen Stellen ein weißes, mit geronnenem Blute bestrichenes Tuch, ausbreitet. Wir haben hier eine sumpfige Wiese mit Wassergräben, in welchen Knaben mit bloßen Füßen herumwaten, denen sie sich an die Beine setzen, und auf solche Art gesammelt werden.

4) Wie sind diese Egel die besten Wetterpropheten? Man setzt einige in ein Zuckerglas mit Wasser, das man im Sommer alle vier, im Winter alle zwölf Tage erneuert. In diesem Glase füttert man sie, nahe am Fenster, mit Blut, davon einige Tropfen ins Wasser gelassen werden, und beobachtet ihr Betragen. Will Regen erfolgen; so kommen sie an die Oberfläche des Wassers, und halten sich da so lange auf, bis die Wolken vergehen, und anhaltender Sonnenschein geworden ist. Will das Wetter heiter und beständig bleiben; so liegen sie zusammengerollt, ohne Bewegung, auf dem Boden. Will starker Sturm entstehen; so werden sie vorher schon unruhig, und fahren im Wasser durch einander her, und das so lange, bis sich der Wind gelegt hat. Stehen aber Gewitter am Himmel; so begeben sie sich an die Oberfläche des Wassers, und kriegen heftige Krämpfe und Verzuckungen. Ein sicheres Zeichen, daß das Gewitter bald in die ganze Gegend kommt. An den krampfhaften Verzuckungen sieht man deutlich, wie sehr sie von der Witterung leiden. Bey kaltem Wetter, und anhaltendem Frost, wenn nur

die Luft ruhig ist, liegen sie eben so stille, wie bey stillem Sommerwetter.

Ich ziehe diese Wetterpropheten den Laubfröschen vor, weil sie sicherer sind. Der Landmann und Oekonom kann sich darnach richten. Ueberdem sind es die wohlfeilsten Barometer, weil sie die Natur umsonst giebt.

Ich kann hier die schwarzen nackenden Garten- oder Feldschnecken nicht vergessen. Man hat eine besondere Tradition von ihnen, die aber durch die Erfahrung bestätiget wird. Wenn sie des Morgens nach Aufgang der Sonne im Grase kriechen, und sie haben hinten am Ende auf dem Rücken noch ein Klümpchen ihres klebrichten Unraths; so regnet es an dem Tage; haben sie aber statt dessen hinten auf dem Rücken ein Grashälmchen kleben; so bleibt es gutes Wetter. Ich habe dies am 21sten Junius 1788 des Morgens mit mehr als zwanzig Schnecken versucht. Zwey Tage vorher waren beständige Gewitter gewesen, und es hatte in der Nacht noch geregnet. An diesem Morgen hatten alle Schnecken noch ihr Dreckklümpchen auf dem Rücken, und es regnete auch an dem Tage wieder. Dies ist eine Erfahrung, welche nicht sowohl aus der eignen Vorempfindung des Thiers, sondern aus einem Umstande an demselben bemerkt ist, der mit dem guten und schlechten Wetter zugleich vorhanden, aber eigentlich keine Ursache ist.

Gleichwie es aber im Thierreich Wetterpropheten giebt, die durch unangenehme Empfindungen böses

und schlechtes Wetter vorher verkündigen; so giebt es auch solche, aus deren Betragen man auf gutes Wetter schließen kann.

Wenn sich, wie schon oben erwähnt worden, die Katzen putzen und lecken — die Fledermäuse des Abends häufig fliegen — die Krähen im Felde sich haufenweise versammeln — die Holztauben stark rufen — die Lerchen und Schwalben hoch fliegen; insonderheit die Spürschwalben sich lustig um die Kirchthürme verfolgen, und schaarenweise schwirrend hinter einander herfliegen — die Frösche quaken, die Laubfrösche auf der Leiter sitzen, oder am Glase, wie angenagelt, kleben — die Mistkäfer des Abends häufig auf den Fahrwegen fliegen — und die Mücken zahlreich in der Luft, vor Sonnenuntergang, tanzen; so bedeutet es, daß es gutes, trocknes und beständiges Wetter bleibe.

Selbst in andern Welttheilen hat man schon auf dergleichen Wetterprophezeyungen der Thiere gemerkt. In Nordamerika wissen es die Wilden vorher, und die Kolonisten haben es von ihnen gelernt, wenn ein strenger Winter kommen, und großer Schnee fallen will. Aus dem Betragen ihrer Eichhörner, welche das indianische Korn (Mais) wie unsre Hamster eintragen, und dazu mit Backenbäsen versehen sind, schließen sie dieses. Und wenn sie ungewöhnlich viel eingetragen haben; so pflegt sich auch jeder Landmann reichlicher zu versorgen. *)

*) Lettres d'un Cultivateur americain. Tom. I. p. 285. Nach meiner Uebersetzung B. I. S. 330.

Ein anderer Reisender erzählt davon folgendes. *) „Es war beynahe unglaublich, die Menge grauer und schwarzer Eichhörner zu sehen, welche gegenwärtig in Bewegung waren, und schaarenweise von den hintern Gegenden, nach der Küste zu, zogen. Mißwachs der Eicheln und Nüsse, sagte man anfänglich, wäre die Ursache dieser Wanderung, die für viele tausende dieser Thiere tödtlich ausfiel; denn ihrer wurden eine zahllose Menge geschossen. Zwey junge Pursche schossen allein binnen drey Tagen zweyhundert und neunzehn Stück. In unserem Wirthshause hatten wir zu jeder Mahlzeit Eichhörnchen: gebraten, gesotten, und in Pasteten. Man prophezeyete aus ihrem Zuge damals einen strengen Winter, der auch wirklich erfolgte.“

XIX.

Etwas zur Naturgeschichte des Skorpions.

In der Naturgeschichte dieses wunderbaren Thiers sind wir noch nicht weit gekommen. Es gehört zu der siebenten Ordnung der Insekten, und zwar zu den ungeflügelten. Sie sind von jeher wegen ihres giftigen Stichs gefürchtet worden, wie denn auch das Gift dieser Thiere in andern Welttheilen Menschen und Vieh gefährlich, nur den Menschen

*) Schöpfs Reise durch einige nordamerikanische Staaten B. I. S. 421. 1788.

schen nicht allezeit tödtlich ist. Es ist aber falsch, daß die kleinen europäischen Skorpione eben so schädlich wären. Durch die neuesten Beobachtungen ist erwiesen, daß sie zuverläßig unschädlich sind. Die schweizerischen sind es eben so wenig, und der Stich verursacht nichts weiter, als Geschwulst und Schmerz, wie der Wespenstich. Sie stechen auch daselbst nicht eher, als in der größten Hitze, und auch dann nur, wenn sie äußerst gereizt werden.

Das Vaterland der eigentlich giftigen Skorpione sind die warmen und heißen Länder, wo sie sich unglaublich vermehren, daß manche Gegenden ihretwegen für Menschen unbewohnbar sind. Im untern Theile von Italien müssen die Leute deshalb in Betten auf stählernen Pfosten schlafen, weil die Häuser davon wimmeln. Drückt man im Bette einen Skorpion; so sticht er, aber ohne Schaden. Legt man einen Handschuh hin, und fährt mit der Hand sicher hinein; so muß man fürchten, gestochen zu werden, weil gleich ein Paar darin sitzen.

In Afrika, an der Küste von Guinea, am Vorgebirge der guten Hoffnung, sind sie am häufigsten, wo sie auf Würmer, Fliegen und Spinnen beständig Jagd machen. In den südlichen Provinzen von Europa, als in Spanien, Frankreich und Italien, mangelts auch nicht an Skorpionen. Die meisten und größten aber halten sich in Ost- und Westindien auf. Ich besitze einen schwarzbraunen afrikanischen Skorpion in Weingeist, der, ohne die Scheeren zu rechnen, eine Länge von acht Zoll hat.

Der Skorpion hat in der Bildung und Lebensart viel mit dem Krebs gemein, und wirft auch, wie dieser, jährlich seine Schale ab. Allein in Absicht des Schwanzes, und in einigen andern Kennzeichen, ist er doch wesentlich von ihm unterschieden. Die eigentlichen Unterscheidungsmerkmale des Skorpions sind folgende. Er hat acht Füße; außerdem an der Stirn, die nicht spitz zuläuft, wie ein Thurm, sondern breit abgestumpft ist, ein Paar dicke Scheeren, wie Krebsscheeren, und noch zween scheerenförmige Fühler. An jeder Seite des Brustſtücks, woran der Kopf sitzt, stehen drey, und auf dem Rücken, noch zwey Augen. Das wären achte. Man hat aber auch nur blos sechsäugige Skorpionen. Daher hat sie der Baron Degeer, der unter allen wohl ihre Naturgeschichte am vollständigsten beschrieben hat, in zwo Familien: in sechs- und achtäugige abgetheilt. Andere haben ihm vierzehn, und einer sogar über hundert Augen gegeben.

Das merkwürdigste Stück am Skorpion sind die Brustkämme, deren Absicht man noch nicht kennet. Einige halten sie für bloße Fortsätze der Brust, wo der Hintertheil anfängt; allein, wenn der Skorpion lebt und kriecht, ingleichen, wenn er zornig ist; so flimmert er beständig mit den Bärten dieser Kämme, wie mit ein Paar kleinen Flügeln, die ihre bestimmte Zahl von Strahlen oder Bärten haben. Denn sie sehen gerade aus wie Federbärte. Er muß sie also zu gewissen Absichten gebrauchen können.

Nach der Anzahl dieser Kammbärte hat der schwedische Naturforscher ihre Arten bestimmt. Bey einigen hat der Kamm sechs, bey andern acht, bey andern vierzehn, und noch bey andern über dreyßig Bärte. Da also die Zähne nicht immer gleich sind; so lassen sich auch darnach die Arten nicht richtig genug bestimmen. Denn es giebt Skorpionen von einer Art, da der eine nur sechs, der andere acht Bärte hat. Sogar ist an einem und eben demselben einzelnen Stück die Zahl der Bärte nicht gleich. Der eine Kamm des Skorpions hat sieben, der andere desselben Thiers acht Bärte.

Der Hinterleib bestehet aus sieben Ringen. Am letzten sitzt der Schwanz, der aber aus lauter Wirbel- oder Kugelgelenken zusammengesetzt ist; recht wie ein Kugelarm, an dem man das Vergrößerungsglas anschraubt, um ihn auf allen Seiten drehen zu können. Ein künstlicher Bau! Zu dieser Absicht sind die Gelenke mit muskulösen Häuten verbunden. Alle bisher bekannte Skorpione haben nie weniger, als sechs Gelenke. Das letzte Kugelgelenke ist etwas länglichter, als die übrigen, und an demselben sitzt der furchtbare Stachel. Eigentlich ein krummer, überaus fein zugespitzter Haken, der mit der länglichten Kugel, woran er sitzt, wie eine kleine Retorte aussieht.

An diesem Stachel sind auf beyden Seiten zwo kleine ovale Oeffnungen, welche Vallisnieri zuerst entdeckt, und nachher Loewenhoek und Maupertuis ebenfalls gesehen haben. Die Ursache, warum

sie Rösel nicht finden konnte, war diese, weil er immer nur die Spitze unter das Vergrößerungsglas kehrte, und auf die Seiten, die außer dem Fokus lagen, nicht Achtung gab. Ich habe sie schon durch die dritte Linse meines Hoffmannischen Mikroskops, sehr gut, und so gewiß, als die Löcher an der Seite der Spinnenzangen, gesehen.

Dies sind die Giftlöcher, und die Art, wie der Skorpion sticht, ist diese: er ergreift z. E. mit seinen Scheeren eine Spinne, oder kleine Eidexe, beugt den Schwanz über den Rücken und Kopf nach dem gefangenen Thiere zu, und sticht es. Ist die Wunde gemacht; so fließt auch in dem Augenblick, daß der Stachel darin steckt, das Gift aus der länglichten Kugel hinein. Denn diese ist das Giftbehältniß, worin sich das Gift sammelt. Man darf nur die länglichte Kugel etwas drücken; so wird man das Gift in zwey Tröpfchen auf beyden Seiten des Stachels hervorquillen sehen. Das Gift schadet nie anders, eben als das Viperngift, als bis es ins Blut kommt.

Merkwürdig ist es, daß dieses Gift, nicht bey allen Arten — nicht zu jeder Jahreszeit — auch nicht in gleichem Grade schädlich ist. Wie gesagt, sind die größten Skorpione in den heißesten Gegenden nur die giftigsten. Allein die Erfahrung hat gelehrt, daß sie nur eine bestimmte Menge von solcher giftigen Feuchtigkeit bey sich führen. Der erste Stich ist allezeit der gefährlichste. Hat er sich erschöpft;

schöpft; so schadet sein Stich nicht mehr, und er muß warten, bis sich wieder Vorrath gesammelt hat.

Redi und Maupertuis haben mit afrikanischen und languedockischen Skorpionen viele Versuche gemacht. Die Toskanischen nehmen die Landleute ohne Furcht in die Hand, und lassen sich ohne Schaden von ihnen stechen. Die von den afrikanischen gestochenen jungen Tauben starben nach fünf Stunden an Konvulsionen; Ein, von einem languedockischen Skorpion gestochener, Hund schwoll eine Stunde nach dem Stich stark auf, fieng an zu brechen, bekam Krämpfe, schleppte die Füße nach, und starb nach fünf Stunden. Hatte der afrikanische Skorpion ein Thier gestochen; so mußte er erst wieder eine ganze Nacht sammeln, wenn sein Gift ein Thier tödten sollte.

Man rechnet es unter die Legenden, daß ein auf glüende Kohlen gesetzter Skorpion sich selbst steche und tödte, wenn er die Hitze spüre. Selbst Maupertuis hat es für Fabel erklärt; allein der Hofrath Rudolph zu Erlangen, der sich einige Jahre in Bengalen aufgehalten hat, versichert, daß er das Gegentheil von verschiedenen ostindianischen Skorpionen gesehen habe.

Die gewöhnliche Nahrung dieser Thiere sind Fliegen, Kellerwürmer, und andere Insekten, vorzüglich Spinnen. Kommt eine dicke Spinne unter sie, so fallen gleich drey oder viere über sie her, und saugen sie aus. Das aber zeugt noch mehr von ihrer Gefräßigkeit, daß die Alten nicht nur ihre heranwach-

anwachsende Jungen, sondern sich unter einander selbst, ohne Rücksicht des Alters und Geschlechts, auffressen. Von hunderten, die Maupertuis beysammen hatte, blieben nur vierzehn, welche alle übrige verzehrten. Wie sonderbar, wenn man damit ihre seltne Treue gegen ihre noch kleinen und nicht lange gebornen Jungen vergleicht? Ist Gefahr vorhanden; so sperrt die Mutter das Maul auf, die Jungen kriechen hinein, sie verschließt es, und nachher, wenn alles sicher ist, giebt sie solche wieder von sich. *) Ein noch merkwürdiger Beyspiel, als von der amerikanischen Beutelratze.

Ihre Fruchtbarkeit ist erstaunlich. Sie bringen aber ihre Jungen, und zwar oft funfzig auf einmal, zur Welt. Maupertuis hat an die sechzig Junge im Leibe der Skorpionmutter gefunden. Jedes liegt in einem Häutchen, und hängt an einem Fädenchen, wie an einer Nabelschnur. Ist es nicht eine höchstweise Einrichtung, daß sich diese Insekten unter einander selbst aufreiben? Wie würden sie sich sonst vermehren, und eine allgemeine Plage der Menschen und Thiere werden?

Der amerikanische Skorpion zeichnet sich doch von seinen Kollegen in andern Welttheilen aus. Er hat vierzehn Kammbärte, und fadenförmige Spitzen an den Scheeren. Außerdem aber hat die länglichte Giftkugel, woran der Stachel sitzt, noch eine besondere Spitze, welche den übrigen fehlt. Er gehört zu der Familie der achtäugigen. Wir haben aber

*) Schlözers Beschreibung von Amerika B. I. S. 479.

aber Skorpione aus Pensylvanien und Suriname geschen, die achtzehn Bärte in den Kämmen hatten. Die Giftkugel mit dem Stachel sahe nicht anders aus, als ein gespaltner Fuß, und die Spitze sitzt eigentlich am Grundtheile des Giftbehältnisses. Die Weibchen tragen ihre Jungen beständig auf dem Rücken, und die Alten halten sich gern an feuchten Orten in faulem Holze auf. In England will man lebendige Skorpione, in der Größe einer Laus, gefunden haben. Ich vermuthe aber, daß es die bekannten kleinen After- oder Bücherskorpione gewesen sind.

Wahr ist es, daß man in Teutschland zuweilen lebendige Skorpione zwischen Moos angetroffen hat, womit italiänische Waaren eingepackt gewesen. Ich selbst habe diese Erfahrung am 4ten April 1788 gehabt. Ein hiesiger Kaufmann schickte mir in einer Schachtel ein Thierchen, das er in einer Zitronenkiste von Messina, oben am Deckel gefunden hatte. Es war ein, noch wirklich lebender, Skorpion von der kleinen Art, von ohngefähr drey Zollen in der Länge, den Schwanz mitgerechnet, von dunkelbrauner Farbe; also ein Alter, mit einer hellweißen Giftkugel, und so feinem Stachel, daß man die Spitze kaum sehen konnte. Er mußte also mit den Packmaterialien in die Kiste gerathen seyn. Daß er aber noch lebte, war merkwürdig. Er mußte also entweder gehungert, oder sich einmal aus Noth mit Vegetabilien in der Kiste beholfen haben. Wenn ich nur wenig rechne, und voraussetze, daß

die

die Waaren nicht durchs adriatische Meer auf Triest, sondern durch die Straße in die Nordsee, und auf Hamburg, gegangen sind; so können sie doch schwerlich unter einem Monat die Reise vollenden. Matt, sehr matt war er; aber in Branntewein lebte er über zwo Stunden, ehe er sich geben wollte. Ich handelte zu übereilt, daß ich ihn nicht zu erhalten, und zu füttern versuchte.

Was sollen aber Naturforscher denken, wenn sie in Ives Reisen durch Indien und Persien 1. Th. S. 113. von den Schlangen und Insekten der Insel Ceylon lesen? „Ich sahe eine Schlange, welche funfzehn Fuß in der Länge, und dreyßig Fuß im Umfange hatte. (Wie ist das zu verdauen?) Eine Spinne mit braunem Haar so groß, wie ein Kröte. Die Beine so dick, wie eine Tobackspfeife, und mehr als vier Fuß lang. Ein Skorpion, den man aus einem Stück Holz genommen hatte, war vom Kopf bis an den Schwanz, die Klauen nicht mitgerechnet, acht Ellen lang, und seine Schaale so hart, wie eines Krebses. Ein Hundertfüßler (Iulus) mehr als sieben Fuß lang.“

Nun glaub' ich auch an den Vogel Greif, und an Basilisken.

XX.

Von Menschenfressern.

Es ist traurig, die Menschheit so tief gesunken zu sehen, daß Menschen aus rachsüchtigen Leidenschaften nach dem Tode ihrer Feinde, sich auch noch an ihren Körpern vergreifen, und solche, um ihren Muth zu kühlen, fressen und verzehren. Noch tiefer aber wäre ihr Fall, wenn sich Menschen unter einander, ohne durch Leidenschaften, Zorn und Rache gereizt zu seyn, blos aus Freßlust und Wohlschmack, fressen sollten.

Das erste ist keinem Zweifel unterworfen. Wir haben darüber aus alten und neuen Zeiten so viele Zeugen. Vermuthlich haben die heidnischen Menschenopfer dazu die erste Veranlassung gegeben. Eine der ältesten, durch Menschenfresserey und Menschenopfer berühmte Nation in Asien, waren die Cananiten. Die von Mose ausgesandten Kundschafter gaben das erste vor; und das letzte erfuhren die Israeliten in der Folge selbst. Odoardo Lopez hielt sich 1578 und 1589 als Missionär einige Jahre in Congo in Süd-Guinea auf, und erwähnt der Anziker, die hinter Loango wohnen, als einer der grausamsten menschenfressenden Nationen. Nicht etwa fressen sie nur das Fleisch ihrer getödteten Feinde, oder der Kriegsgefangenen; sondern ihrer Sklaven, ihrer eigenen Freunde und Anverwandten,

und handeln mit ihrem Fleische, als mit einem Lebensmittel. Auf ihren Märkten wird Menschenfleisch, wie bey uns Rind- oder anderes Fleisch verkauft. Sie verkaufen ihre Sklaven, wie Vieh, ordentlich an die Mätzger, um von ihnen geschlachtet zu werden, und die Elenden suchen öfters eine Ehre darin, für den Gaumen ihrer Beherrscher zu sterben. Wenigstens glaub' ich, daß viele Neger in der christlichen Sklaverey ihrem Schicksal, nach dem Tode gefressen zu werden, mit Freuden entgegen sehen möchten, wenn sich dadurch nur ihr mühseliges und qualvolles Leben endigte. — Alle Reisebeschreiber bestätigen es, daß die Anziker zu den grimmigsten Menschenfressern gehören; aber die herumschweifenden Giachier sollen sie an dieser Unmenschlichkeit noch übertroffen haben. Furchtbar und grausend sind die Nachrichten des Kapitän Snellgrave von dem kriegerischen und grausamsten afrikanischen Volk der Dahomes.*) Ganze Provinzen wurden von ihnen entvölkert. Schon ein ganzes Jahr war der König dieses Volks im Besitz des eroberten Königreichs Whida, als Snellgrave im Hafen von Jaqueen ankerte, und von dem Sieger unter Versicherung des heiligsten Schutzes Befehl erhielt, in sein Lager zu kommen. — Unterweges, nicht weit vom Thore, wo der König wohnte, erblickte er schon zween große Haufen von Menschenköpfen, von denen man ihm sagte, daß sie viertausend Gefangenen

*) New account of some parts of Guinea and the Slave trade. London, 1734.

genen aus Whida zugehörten, die die Dahomes ihrem Gott geopfert hätten. Vierzig Krieger vor dem Zelt des Königs hatten ihren Nacken bis an die Mitte des Leibes, mit vielen Reihen von Menschenzähnen behangen: Währender Audienz wurden achthundert Gefangene gebracht, welchen angekündiget wurde, daß sie sollten dem Fetische geopfert werden, weil die Einwohner ihres Landes zwolf Weiber des Königes, mit allen ihren Sklaven, erschlagen hatten. Snellgrave war ein Augenzeuge dieses blutigen Spektakels: Die Köpfe gehörten dem Könige; das Blut dem Fetische, und die Leiber dem Volke, welches in derselben Nacht vierhundert Leichname kochte, und als eine heilige Speise verzehrte. Er bezeuget ferner, daß er auf dem großen Marktplatze im Lager der Dahomes, Menschenfleisch öffentlich habe verkaufen gesehen.

Noch jetzt herrscht die Menschenfresserey im südlichen Theile von Asien, und den dazu gehörigen Eilanden, bey verschiedenen Völkern, und die Neu-Seeländer sollen auch nicht ganz frey davon seyn.*) Es ist jetzt meine Absicht nicht, davon viele Ge-

*) Sonnerats Reise nach Guinea S 15.
— — nach Ostindien und China Th. I.
Beytrage zur Völkerkunde Th. II. S. 58. 256.
Forsters Reise um die Welt Th. II. S. 329. 59. 121.
Hawkesworth Gesch. der e. S. 4. Th. II. S. 159.
Forsters Bemerkungen S. 412.
Cooks dritte und letzte Reise 1775 — 1780. von Ellis.
Frankf. u. Leipz. 1783.

schichte zu liefern. Ich will bloß die Frage untersuchen: giebt es wirklich noch Menschen, die, nicht von Leidenschaften gereizt, mit kaltem Blute, ohne Ekel und Abscheu, aus bloßer Lust, Wohlschmack und Gewohnheit, ihre Nebenmenschen fressen? Denn alle vorher angeführte Beyspiele beweisen nichts weiter, als daß Rache, Wuth, Sieges- und Götterfeste, von jeher Kannibalen gemacht haben. Ich sehe auch jetzt nicht darauf, wozu Noth und Hunger den Menschen bringen können, wovon Fröbing das grausenvolleste Beyspiel angeführt hat.*) Ich bleibe bloß dabey: ob es noch Menschen gebe, die nicht aus Gewohnheit der Menschenopfer, nicht aus Noth und Hunger; sondern aus bloßer Lust und Wohlschmack, Menschenfleisch zur Delikatesse genießen?**)

Unglaublich sind beynahe die darüber mitgetheilten Nachrichten. Fast alle Völker der Erde haben sich der Menschenfresserey schuldig gemacht. Besonders giebt es im südlichen Amerika — im innern und östlichen Afrika, Nationen, die bloß um des Wohl-

*) In seinem Kalender fürs Volk 1786. S. 211. 212.

**) Und dazu hat mich einer unsrer neuesten und einsichtsvollesten Geschicht- und Menschenkenner, Herr Prof. Meiners in Göttingen, in einer, 1785 der königl. Gesellschaft der Wissenschaften vorgelesenen Abhandlung: de Anthropophagia, et diversis eius caussis, von der Menschenfresserey, und ihren verschiedenen Ursachen, veranlaßt. Solche kleine Schriften sind öfters wichtiger, als große Folianten, und verdienen gemeinnützigér gemacht zu werden.

Wohlschmacks willen, und aus Leckerhaftigkeit, nicht allein Gefangene, sondern ihre eigene Weiber und Kinder fressen; ja einige sogar öffentlich Menschenfleisch kaufen und verkaufen.

Ihr unterscheidender Geschmack hat sie nunmehr gelehrt, daß Weiße oder Blanke, nämlich Europäer, wohlschmeckender sind, als Negern: Engländer delikater, als Franzosen, u. s. w. Das Fleisch von jungen Mädchen und Weibern, besonders von ungebornen Kindern, soll, nach ihrem Gout, alles Fleisch der schönsten Jünglinge und Männer, an Wohlschmack übertreffen. Das Innere der Hände, besonders der Fußsohlen, sey an Delikatesse, allen andern Theilen des menschlichen Körpers vorzuziehen. Bey einigen Nationen aber wären die Ursachen ihrer Menschenfresserey doch nicht zu errathen. Die Massageten fressen nur allein ihre Väter und männlichen Verwandten, wenn sie siebzig Jahr alt sind, an großen Freudenmählern. Die Brasilianer hingegen ihre Kinder, und deren zu Pulver gebrannte Knochen. Haben sie nun solche verzehrt; so fangen sie an über den Tod ihrer Söhne und Töchter bitter zu wehklagen. Gewisse guineische Sklaven haben ordentliche Hundszähne, sind sehr begierig nach Menschenfleisch, und beißen ihren Kameraden öfters ganze Stücken aus den Waden.*) Diese Zähne sollen wie eine Fuchsscheere, in einander schließen.

*) S. Zimmermanns geographische Geschichte des Menschen ꝛc. Th. III. S. 134.

XXI.

Geschichte einiger Menschenfresser und Menschenfresserinnen in Europa und Deutschland.

Im Jahr der großen Theurung und Hungersnoth in Deutschland, 1771, hat sich zu Berka an der Ilm, unweit Jena, ein Hirte, Johann Nicolaus Goldschmidt, gefunden, der als ein Mörder, und wirklicher Menschenfresser bekannt wurde. Nicht Mangel, Noth und Armuth hat ihn dazu gebracht. Sein Haus war unverschuldet, und er hatte sein gutes Auskommen. Allein schlechte Erziehung, Jachzorn, Wuth, rohe Wildheit von Jugend auf, — beständiger Umgang mit dem Viehe, — und nachher, nach den ersten Versuchen, wirkliche Lüsternheit und Wohlschmack, haben ihn allmählich zum Menschenfresser gemacht. Ich will aus den gerichtlichen Akten dieser seltsamen und unmenschlichen Begebenheit einen geringen Auszug liefern, damit wir den Karakter dieses sonderbaren Menschen desto besser kennen lernen.*)

Dieser

*) Sie befinden sich in der Diss. inaugurali medica: de *Anthropophago Bercano*, Auct. Franc. Guilielm. Antonio *Iacobi*, Ienae 1771. mit einem Kupfer des Menschen. Ich finde diese Geschichte auch: in den Nachrichten von merkwürdigen Verbrechern in Deutschland Th. I. S. 70. aber sehr unvollständig. Verschiedene wichtige Umstände sind nicht beygebracht.

Dieser europäische Menschenfresser hatte folgendes freywillig und in Güte gestanden, wobey einige merkwürdige Umstände, welche seine Gesinnungen, Denkungsart und That erläutern, nicht zu übersehen sind.

1) Am 2ten April 1771, am Tage der Vorbereitung zum großen Bußtage, sey er, bey dem Eichelborner Teiche, der eben gefischt worden, vorbeygegangen, wo ihm ein Mädchen von zehn bis eilf Jahren, Eva Magdalena Schönemannin, besonders in die Augen gefallen. Sogleich habe er einen Anschlag auf dasselbe gemacht, und ihm, da es nach Haus gehen wollen, in seiner Hausthür, um es zu ermorden, und zu essen, aufgepaßt. Im Vorbeygehen habe ers angerufen, und, unter dem Vorwande: es sollte einmal seine Uhr ansehen, in die Stube gelockt. Das Mädchen habe sich auf die Bank, der Uhr gegen über gesetzt, und als es nach den Rädern gefragt: was das für ein Ding wäre, das so lebte — habe ers rückwärts bey den Haaren und bey der Mütze ergriffen, und ihm mit einem Messer die Kehle abgeschnitten, worauf es zur Erde gefallen, und noch gerochelt habe. Da er ihm nun mit dem Messer das Genicke nicht abstechen können, habe er eine Axt ergriffen, und damit dem noch lebenden Kinde einige Schläge auf den Kopf gegeben, und ihm hernach den Kopf abgehauen. Hierauf habe er das Blut aufgewaschen, den Körper entkleidet, selbigen in kleine Stücken zerhauen, die Kopfhaut mit den Haaren abgezogen, solche in seinen

Beichtrock gesteckt, den Kopf sammt den Fingern und Zehen zerhauen, und solche in dem Ofen verbrannt. Das zerhackte Menschenfleisch habe er anfänglich auf seinem Hausboden, des folgenden Tages aber unter der Vormittags-Bußtagskirche, in einem Sacke, in eines Nachbars Keller getragen; jedoch ungefähr ein halbes Pfund davon gekocht, und drey Stücke, eines Daumens lang davon gegessen.

Seinem Vorgeben nach habe er das alles gethan, um sich bey der damaligen Theurung mit Fleisch zu versorgen; allein die vorhergegangene schreckliche Mordthat wird uns zeigen, daß dies die Ursache nicht allein gewesen sey. Der untersuchende Richter will an ihm keine Spur des Wahnsinns bemerkt haben; der eigentliche Gemüthszustand aber des Menschenfressers ist von keinem Arzte gehörig geprüft worden, ob ihn gleich der Physikus im Gefängniß einigemal über seine That befragt hat, dem er auch mit großer Gelassenheit und Ruhe soll geantwortet haben. So viel ist gewiß, daß es im Unterleibe und Kopfe des Menschen nicht ganz richtig gewesen sey. Es kann sich auch ein dunkler und melancholischer Gedanke von Nahrungssorgen in der Theurung dazu gesellet haben. An die Folgen seiner zwoten Mordthat hat er freylich nicht gedacht; daß er aber so ganz gelassen dem Mädchen aufgepaßt, und auf sein Leben einen Anschlag gemacht hat, beweiset offenbar, daß ihn eine, durch die erste Mordthat eingeflößte Lüsternheit nach jungem Menschen-

fleisch,

fleisch, vorzüglich dazu gereizt habe. Man erwäge also.

2) den Umstand, daß er schon vier Tage nach Michaelis 1770, also ein halbes Jahr vorher, einen Handwerkspurschen im Holze erschlagen, weil er glaubte: er habe ihm das Vieh wild gemacht. Diese Mordthat hat er gleich nachher, da er wegen des Mädchens eingezogen worden, freywillig gestanden. Sein Bekenntniß lautete so. Da er ihm mit der Hirtenkeule einen Schlag hinter das linke Ohr gegeben, sey er zur Erde gefallen, und ihm das Blut stark aus dem Ohre geschossen. Weil er noch gezappelt, habe er ihm noch ein Paar Schläge auf die Schienbeine gegeben, und ihn in den Busch geschleppt. Des folgenden Tages habe er ihn geplündert, und da sey ihm der Appetit angekommen, Menschenfleisch zu essen. Er habe also den Körper in vier Stücken zerhauen, theils davon zu essen, theils seinen Hund mit dem übrigen zu füttern.

Das erste sey auch wirklich geschehen. Er habe etwas davon gekocht, und zwey Stücken gegessen. Nun kommt ein Umstand, welcher die stumpfe Unempfindlichkeit des Kerls offenbar beweiset. Da er seinem Weibe von dem gekochten Menschenfleische etwas zu essen gegeben, und gesagt; es sey Hammelfleisch; so habe sie, obgleich unwissend, einen Abscheu davor gehabt, und gesagt: der Hammel müsse sehr alt gewesen seyn, worüber er herzlich habe lachen müssen. Welche Gesinnung, über den Vorfall noch zu spotten!

Gegen den Physikus hat er geäußert: Hundefleisch schmecke doch besser, als Menschenfleisch; denn letzteres wäre zu süß und ekelhaft. Ingleichen auf die Frage: ob er von der Leber des ermordeten Kindes gegessen? Ja! nachdem er die Galle weggeschnitten; sie habe ihm aber wegen der Bitterkeit nicht schmecken wollen.

Aus dem allen erhellet, daß es ein sehr roher und fühlloser Mensch gewesen sey. Denn er hat auch bekannt: daß, nachdem er erst einen Mord begangen, und einmal Menschenfleisch gegessen habe, es ihm einerley gewesen sey: er tödte ein Thier, oder einen Menschen. Ja! er habe nachher eine beständige Mordbegierde bey sich empfunden.

Noch eine Anekdote verdient bemerkt zu werden. Da er zugleich Eichelbornischer Nachtwächter gewesen; so hat er selbst in der Nacht darauf, da er Tags zuvor das Mädchen ermordet, ohne alle Empfindung gesungen:

Ach! bewahre mich vor Schrecken,
Schütze mich vor Ueberfall ꝛc.

Das Urtheil brachte mit: er sollte von unten auf gerädert, und aufs Rad gelegt werden. Sein Körper ist über und über mit Haaren bewachsen gewesen. Ein Beweis der stärksten Ausdünstung. Schade, daß just die Nachrichten fehlen, welche in der Seelen- und Sittenlehre mehr Licht geben könnten. Besonders wünschte ich von der Kindheit,

Erziehung und Lebensart, wie auch von den Aeußerungen dieses seltsamen Menschen, bey herannahender Todeszeit, näher unterrichtet zu seyn.

XXII.

Fortsetzung des ein und zwanzigsten Stücks.

Daß Wahnsinn und Schwärmerey Menschenfresser machen könne, beweiset folgendes Beyspiel. Ein siebzigjähriger Greis, Georg Todt, Bürger und Hufschmied in Naumburg, stand bey seinen Mitbürgern, wegen seiner besondern Religionsmeynungen, und Verachtung des Predigtamts, in keinem guten Ruf. In einer Nothwehr hatte er auch schon einen Menschen umgebracht. Nur ein Anfall von Aberwitz konnte ihn zu folgendem Mord bewegen.

Am 16ten Dec. 1673 saß der alte Mann beym Ofen, und wollte nicht mit seinen Gesellen zu Tische gehen. Der eine, Samuel Sulze, brachte ihm etwas zu essen, das er auch annahm und aß. Wie dieser Sulze eingeschlafen war, erschlug er ihn mit einem großen Hammer, zog ihm die Haut ab, schnitt ihm beyde Daumen, und das Schamglied ab, riß ihm das Herz aus dem Leibe, schmorte es in einem Tigel mit Butter, und fraß es. Die Haut mit den abgeschnittenen Stücken salzte er ein, und setzte die Molle unter das Bette; den zerstückten Körper aber

begrub

begrub er unten im Keller. Als des andern Morgens der Entleibte vermißt wurde, gab er vor: er sey früh mit den Fuhrleuten nach Leipzig gefahren, habe aber vorher der Katze den Schwanz abgehauen, wovon die Blutflecken in der Stube wären. Er wurde gleich gesetzt, wartete aber sein Verhör nicht ab; sondern erhieng sich im Gefängniß selbst. Ein in seiner Schlafkammer gefundnes Zauberbuch ward von der Obrigkeit versiegelt, und von dem Henker auf dem Schindanger verbrannt. Nach damaliger Denkungsart versichert auch der M. Pretten, der auf diesen Vorfall eine Mordpredigt hielt, daß aus dem Feuer etlichemal ein Knall als ein Pistolenschuß gehöret worden. Die Natur und das Feuer können also die Zauberey zwingen.

Daß die Lüsternheit der Schwangern sich auch auf Menschenfleisch erstrecke, erhellet aus folgender Geschichte. Am 26sten Oktober 1553 hat ein schwangeres Weib zu Brettenburg ihren eigenen Mann zu fressen gelüstet, und ihm deshalb des Nachts die Gurgel abgeschnitten. Die halbe Nacht durch hat sie den linken Arm, und Seite, bis auf den Gürtel gegessen; das übrige aber zum Essen eingesalzen. Noch über der Mahlzeit ist sie drey lebendiger Söhne genesen, hernach aber zum ewigen Gefängniß eingemauert worden.*)

Sollte man aber glauben, daß auch der hirnlose Aberglaube, der nur Vortheile für Sinnlichkeit und

*) S. Calendarium historicum durch Casp. Goldtwurm. 4. 1554. Becherers Thüringische Chronik 1601. S. 498.

und Wohlleben sucht, die abscheulichsten Menschenfresser bilde? Aus Oesterreich kam die Nachricht:*) daß zu Grätz ein Ungeheur der Menschheit gerichtet worden sey, dessen Verbrechen darin bestanden, daß er sechs Personen bloß in der Absicht ermordet habe: ihre Herzen zu fressen, welches er auch wirklich aus dem unsinnigen Aberglauben gethan, um dadurch im Spiel Glück zu haben, sich unsichtbar zu machen, und verborgene Schätze zu entdecken.

Schrecklicher aber ist wohl keine Geschichte, als welche in einer Historie von Schottland erzählt wird.**) Ein schottischer Mörder wurde mit Weib und Kind lebendig verbrannt, weil er verschiedene Jünglinge in sein Haus gelockt, ermordet, und des Wohlschmacks wegen, mit den Seinen gefressen hatte. Seine Aussage war, daß die von zärterem Alter und besserer Leibeskonstitution außerordentlich delikat zu schmecken pflegten. Bey Hinrichtung der ganzen Familie wurde nur des einen, noch saugenden Kindes, das noch kein Jahr alt war, geschont. Da dieses aber kaum zwölf Jahre alt war, fieng es an eben das Handwerk seiner Aeltern zu treiben, heimlich Kinder zu ermorden, und zu fressen. Sein Urtheil war, lebendig verbrannt zu werden. Da es zur Strafe geführt und von allen Menschen verflucht wurde, rief es mit wildem Blick:

„Warum

*) Vom 28sten Junius 1786. S. hamb. Korresp. No. 107. 1786.

**) Hect. *Boëtius* Hist. Scot. Lib. 18.

„Warum verflucht ihr mich mit solchem Abscheu? Ihr solltet nur erst einmal erfahren, wie Menschenfleisch schmecke. Es würde sich keiner enthalten können, seine eigene Kinder zu fressen.“

Was soll man dazu sagen? Sollte das Mädchen allein durch das Hörensagen von der Lebensart und Geschichte seiner Aeltern gereizt; und nicht vielmehr durch ihr Ende abgeschreckt worden seyn; oder ist es möglich, daß solche unmenschliche Begierden von den Aeltern auf die Kinder erben können?

XXIII.

Ein Paar Probestückchen der Unwissenheit und des Aberglaubens aus einem Buche von 1762.*)

Unglaublich ist es, was solche Bücher für Schaden stiften, wenn sie in die Hände einfältiger und abergläubischer Leute kommen! Je weniger sie den Inhalt verstehen, desto hochgelehrter sind ihrer Mey-

*) Die bekannten 138 neu entdeckten, und vollkommen bewährten; anjetzo aber auf 274 vermehrten Geheimnisse, oder allerhand magische, spagyrische, sympathetische, antipathetische und ökonomische Kunststücke. 8. Breßlau und Leipzig: bey Dan. Piersch 1762. An dem Titel wird der vernünftige Leser schon genug haben. Mit dem Kupfer, wo ich nicht irre, des Theophrasts.

Meynung nach die Sachen; desto grösser die darin versteckten Geheimnisse. Hören sie außerdem vom Magischen, Spagyrischen, u. s. w. so sind sie schon außer sich, und stehen ihren Gedanken nach an den Pforten des Himmels. Da es jetzt Mode wird, dergleichen Bücher, sobald man nur etwas darin vom Geisterzitiren, oder Schatzgraben wittert, unter Hohen und Niedrigen aufzusuchen, und als hohe Weisheit anzupreisen; so habe ich mirs zur Pflicht gemacht, zuweilen dergleichen Scharteke, zur Ehre der Vernunft und der Natur in ihrer ganzen Blöße darzustellen. Vielleicht daß noch ein oder anderer guter Laye dadurch gerettet wird.

1) Erste Probe: die Fruchtbäume von den Raupen zu befreyen. Man höre das Mittel.

„Die Raupen sind entweder natürlich, oder gezaubert.“ Ich bitte meine Leser, auf die Art der Zauberey wohl Acht zu geben. „Die gezauberten Raupen sind solche, die durch böse Leute von den Bäumen genommen werden.“

Nun wissen sie doch, meine Leser! die gezauberten Raupen von den natürlichen zu unterscheiden? Böse Leute sind in der Hexensprache diejenigen, die mit dem Teufel im Bündniß stehen, und durch seine Hülfe hexen oder zaubern können. Hören sie nun weiter: wie es mit den gezauberten Raupen zugehe?

„An gewissen Stauden und Bäumen findet man um Michaelis gewisse Ringlein an den Reislein, wie Wachs, mit schwarzen Tüpfeln, welche den Winter über also bleiben; im Frühlinge aber, wenn die

Wärme

Wärme kommt, werden gedachte Ringlein aufgeschlossen und lebendig, daß eitel kleine Räuplein hervorschießen, die sehr freßhaftig sind, und wenn sie Nahrung haben, gar bald groß werden. Wenn man sie in ein Glas ohne Nahrung schließt, fressen sie einander selber auf, indem sie — wichtiger Grund! — der Influenz des gefräßigen Saturni unterworfen sind. Wenn nun böse Leute an einem kostbaren Obstbaume die Früchte verderben wollen; so trachten sie im Anfange des Jahrs nach dergleichen Ringlein, stecken sie Anfangs des März an ein klein Reislein, wo bey einfallender Hitze die Ringlein sich aufthun, zu lauter kleinen Räuplein werden, durch den ganzen Baum sich vertheilen, und ihn kahl fressen."

Ist ein Beyspiel einleuchtend, daß Unwissenheit in den ersten Erfahrungen der Natur- und Insektengeschichte, die Quelle des Aberglaubens und der Zauberey sey; so ist es dieses. Wo ist hier der Grund, eine Zauberey anzunehmen? In nichts, als in der ringelförmigen Gestalt der kleinen Kreise, die das Reischen umgeben. Denn wo der Aberglaube einen Ring siehet, da ist es schon nicht richtig. Ferner sollen die kleinen Ringe im Frühjahr zu kleinen Räupchen werden, oder, wie ich es verstehe, sich in Räupchen verwandeln. Das ist nun wieder Zauberey, und wenn böse Leute solcher erst an die Bäume gezauberten Ringe habhaft werden können; so legen sie solche an andere Bäume, um ihrem Nächsten Schaden zu thun. Endlich sey es ein Zeichen der

Zaube-

Zauberey, daß sich diese Raupen einander selbst auffräßen, wenn sie in ein Glas ohne Nahrung eingesperrt würden.

Ich glaube nicht, daß einer meiner Leser, wäre es auch der einfältigste Landmann, nicht wissen sollte, daß hier der ganze Prozeß der unschuldigen Natur, die Bildung der sogenannten Ringelschmetterlinge, *) die ihre Eyer um ein zartes Reischen in lauter Ringen legen, und das Ganze mit einem festen Kitt verkleben, für Zauberey ausgegeben wird. Daß diese Räupchen im Frühjahre aus den kleinen fast unsichtbaren Eychen auskriechen, und die Schaale zersprengen, ist ein so gewisses Werk der Natur, als daß die Sonne scheint, und der Regen naß macht. Hier ist keine durch Zauberey gewirkte Verwandlung. Daß diese Raupen fressen, haben sie mit andern gemein, und wo ihrer viele sind, wird auch viel gefressen. Daß sie sich ohne Nahrung eingesperrt selbst auffressen, ist auch sehr natürlich, und von eingesperrten Mäusen und Ratten eine bekannte Sache. Wer kann das auch aushalten, ohne Nahrung eingesperrt zu werden? Aber die bösen Leute wissen sie doch zu unterscheiden? Sie wissen es, daß sie der Influenz des gefräßigen Saturni unterworfen sind. Nun das ist freylich ein großes Geheimniß. Der böse Saturnus muß also über viele gefräßige Insekten und Thiere herrschen! Die bösen Leute wissen sie auch zu finden, und in die Bäume zu legen, die sie verder-

*) Phalaena Bomb. *Neustria Linn.*

verderben wollen. Ich finde darin noch keine Zauberey; sondern Bosheit. Sie könnten sich es aber erleichtern, und statt dieser mühsam zu suchenden Eyerklümpchen, die Pelzwerke des Stammraupenschmetterlings ablösen, und an die Bäume legen; so würde ein gleiches erfolgen. Denn es ist nichts natürlicher, als daß Schmetterlingseyer da auskommen, und die Raupen auskriechen, wohin die Eyer versetzt werden. Sie würden auch an ihrem alten Orte ausgekommen seyn, wenn man sie da gelassen hätte. Die Küchlein kommen aus den Eyern: ich mag die Henne auf dem Hühnerhause oder in der Scheune brüten lassen.

Der Verfasser ist aber so billig, uns auch das Mittel gegen diese Zaubereyen zu sagen. „Diesem vorzubauen, gehe man am Charfreytage, zu den kostbaren Bäumen, bohre ein Loch darein, bis ans Mark, etwas schräg herab, und lasse in das Loch ein gerechtes Baumöhl fließen. Dies sublimirt sich nachmals mit dem, aus der Wurzel aufsteigenden Safte durch alle Theile des Baums, und läßt die Raupen nicht aufkommen, welches Jovialisch ist, die Raupen aber Saturninisch sind. Wenn aber das Oehl in den Baum gegossen worden, muß man das Loch mit einem Zapfen von einem Dornbusch zuschlagen.“

Wohl gegeben. Es kann sehr natürlich zugehen, daß das eingeflößte Oehl sich mit den Säften des Baums vermische, und den Raupen gar nicht behage. Unsinn aber ist es, die Ursache in dem Jovali-

vialischen und Saturninischen zu suchen. Doch das loben wir, daß der Zapfen, womit das Loch zugeschlagen wird, von einem Dornbusche seyn muß. Denn Dornbüsche sind den Hexen nicht günstig, weil sie daran öfters in der Walpurgisnacht Hemde und Haut sitzen lassen. — O! Natur! — Verstand! —

2) Das zweyte Probestückchen: zwischen Eheleuten einen ewigen Haß und Widerwillen zu erwecken. Ein sauberes Stückchen!

„Man sehe zu, daß man ihnen das antipathetische Schwalbenpulver in der Speise beybringe, oder mit dem Zahn eines menschlichen Todtenkopfs einen Rauch zwischen ihnen mache; so werden sie einander hassen, und nicht mehr leiden können.“

So ungereimt dieses immer ist; so glauben es doch die Leute, daß man durch solche äußere Mittel auf den Willen, und auf die Herzen der Menschen wirken könne. Wenn nun gemeine, unwissende, abergläubische Leute dergleichen gedruckt lesen; so halten sie es schon darum für wahr, weil es gedruckt ist. Kommen nun wohl gar Prediger dazu, und zucken die Achseln, wenn dergleichen Leute fragen: ob der Teufel nicht durch böse Leute dem jungen Ehepaar etwas anthun könne, daß sie einander gram werden müßten; so muß es wohl, auch in unsern Zeiten, noch dergleichen Auftritte geben, als ich im dritten Bande des nützlichen Allerley im 38sten Stück angeführt habe.

3) Von dem Farrensaamen, und dessen Mißbrauch. „Fast durch keine Sache verführet der

Satan mehrere Leute, als durch den Farrensaamen. Die bösen Geister lauern in der Johannisnacht auf, um den Saamen zu entführen, weil er in dieser Nacht ausspringt, daß er nicht in der Menschen Hände komme.“

Woher mag doch unser weiser Theophrast das wissen, daß die bösen Geister in der Johannisnacht auf diesen Saamen lauern? Ist ihnen so viel daran gelegen, daß er nicht in der Menschen Hände komme, warum haben sie denn dies große Geheimniß nicht für sich behalten. Aber es scheint in der Republik derselben, wie unter den Menschen zu gehen. Ein dummer Teufel hat es ausgeschwatzt. Verdenken kann ichs dem Teufel nicht, daß er sich dieses Saamens bemächtiget, weil die Menschen damit so viel ausrichten, und seine halbe Macht bezwingen können. Man bedenke nur.

„Denn man kann sich mit diesem Saamen gegen alles Gewehr, Kugel und Degen fest machen, im Spiel lauter Glück verschaffen, die Liebe erzwingen, Feuer löschen, Geister zitiren, welche Eigenschaften dieser Saame von Natur nicht besitzt.“

Obgleich unser Ehrenmann über diese seltsamen Eigenschaften des Saamens den Kopf selbst schüttelt; so sagt er doch:

„Kräftig mag er wohl seyn — (aber wodurch? Das dürften meine Leser schwerlich errathen) dieweil, wie die Naturalisten urtheilen, (das mögen theure Kirchenlehrer seyn) derselbe, das ist, das Kraut in dem Kerker gestanden, da dem h. Johannes das

Haupt

Haupt ist abgeschlagen worden, und das, aus eifriger und feuriger Liebe gegen Gott wallende und entzündete Blut, darauf gespritzt ist. Daher er jährlich in der Nacht, wenn diese Enthauptung gescheben ist, zu derselben Stunde blühet, zeitig wird, und, wie eitel Feuerfunken aus seinem Lager springt.

Nun, wer hätte das denken sollen? Nur möchte ich wissen, wie der gute Mann das erfahren hätte? Das Blut Johannis hat also wirklich mehr Kraft, als Christi Blut, von dem ich noch nirgends gelesen habe, daß es der Schwärmerey eingefallen sey, ihm solche physikalische Wirkung zuzuschreiben. Ob darauf aber die Leute, die den Johannes enthauptet haben, in seinem Gefängniß gemerkt, oder nachher die Jünger Johannis, die seinen Leib begruben, dies große Geheimniß entdeckt haben?

XXIV.

Vorsehung:

durch kleine Umstände Verbrechen zu entdecken.

So wie die Vorsehung bey den Handlungen der Menschen, die unterdrückte Unschuld zu retten und zu schützen weiß; so leicht ist es ihr auch: die verborgensten Verbrechen ans Licht zu bringen, und

die verstecktesteBosheit zu offenbaren. Wie klein sind öfters die Umstände, die sie dazu mit in ihren Plan aufgenommen hat? Dinge, woran kein Mensch, selbst der Verbrecher nicht gedacht hatte, daß sie seine Verräther werden sollten.

Wie versteckt waren die Anschläge Herodis, und wie leicht wußte ihnen die Vorsehung entgegen zu wirken? Die Personen, deren unschuldige Redlichkeit er zur Entdeckung des Christuskindes gebrauchen wollte, wurden befehliget, nicht wieder zu ihm, sondern durch einen andern Weg in ihr Vaterland zurück zu kehren. Da waren verloren alle Anschläge dieses Listigen.

In dieser Absicht pflege ich überaus gerne Kriminalakten merkwürdiger und recht verschlagener Verbrecher zu lesen, die nichts in der Welt von ihren Verbrechen überführen konnte, und ein kleiner, geringer, unbedeutender Umstand offenbarte zuletzt mit einemmale alles. Auf diese Art wurde eine schreckliche Mordthat entdeckt, die den 28sten Jänner 1713 zu Rehburg geschehen war. Sechs Personen kommen auf dem Rathskeller daselbst zusammen, und verbinden sich mit dem Kellerwirth, den dortigen Prediger, ihrer aller Beichtvater zu bestehlen. In der Nacht zwischen zwölf und ein Uhr brechen sie in des Predigers Schlafkammer. Der erwachte Prediger redet sie an, und ruft sein Gesinde zu Hülfe. Sie aber fallen über ihn her, zerschneiden ihm Mund und Gesichte, weil sie der Gurgel verfehlen, zerschlagen ihm den Kopf mit einem

Beil,

Beil, und werfen ihn zum Fenster hinaus in den Graben. Eine ihm zu Hülfe eilende Magd wurde sogleich niedergeschlagen, und nun wollten sie den Diebstahl vollführen. Allein durch einen Umstand, den sie nicht bedacht hatten, wurden sie daran gehindert, und durch einen andern, noch geringern, entdeckt. Sie hatten nicht Achtung darauf gegeben, daß der Prediger noch nicht ganz todt war. Er lag in dem Graben, und winselte. Dies hörte die Nachbarschaft. Es wurde Lärm, die Sturmglocke gezogen, und die Mörder eilten unverrichteter Sache in der Finsterniß geschwind nach Hause: in der Meynung, daß sie keiner gekannt hätte, und verrathen würde.

Allein, was verrieth sie mit einemmale: ein zurückgebliebener und verlorner Schuh? Sogleich wurde Haussuchung angestellt. Als man in das Haus eines Schneiders, Christoph Koch, kam, fand man ihn ruhig in seinem Bette; aber einen Schuh vor dem Bette stehen. Man hielt den andern dagegen, und Schuh und Schnalle wurden seine Verräther. Er gestand die That sogleich, und zeigte sämmtliche Mitschuldige an, die denn bald darauf ihren Lohn empfiengen.

Verlasse sich doch keiner darauf, der Böses im Sinn hat, daß seine That werde verborgen bleiben. Eine Zeitlang kann sie es. Ja! auch wohl in diesem Leben verborgen bleiben, wenn die Vorsehung dazu ihre Ursachen hat. Aber unter hundert bösen Thaten bleiben nicht zehn verborgen. Sie kommen an

den Tag. Sollte sie auch eine Stecknadel offenbaren.

Ein Mensch sollte sich wegen eines schweren Verbrechens, da er eine Person unglücklich, und des Kindermords verdächtig gemacht hatte, durch einen Eid reinigen. Der Prediger, der ihn des Meineides verwarnte, merkte, daß es ein verschlagener Bösewicht war, und währender Vorstellungen immer mit einer Nadel an seinem Hemde spielte. Da alles nichts fruchten wollte, kam er auf den Einfall, ihn an verschiedene örtliche Umstände zu erinnern, die ihn verdächtig machten. Unter andern sagte er: „Mensch! wenn du schuldig bist, und doch falsch schwörest; so wird dich Gott schon finden. Siehe: die geringste Sache, die von dem ermordeten Kinde übrig geblieben ist, wird noch dein Verräther werden. Sollte es auch diese Nadel seyn, mit der du da spielst. Vielleicht ist sie von diesem Kinde!“

Kaum hatte er den Namen: Nadel ausgesprochen; so erblaßte der Mörder, uud gestand das ganze Verbrechen.

XXV.

Der bestrafte Eigensinn.

Fast bey keiner Sache wird der Eigensinn mehr bestraft, als wenn die Leute bey ihren Krankheiten entweder durchaus keine rechte Mittel gebrauchen, oder

oder den Schaden, den sie sich selbst durch falsche thun, nicht einsehen wollen. Im April 1786 starb eine ziemlich begüterte Frau, die ihrer Natur nach noch wohl hätte einige Jahre leben können, ob sie gleich schon ein ziemliches Alter erreicht hatte. Woran starb sie? am Eigensinn. Sie klagte über Verstopfung, wozu ein alter Bruch wohl das meiste beytrug. Sie ließ endlich den Arzt rufen, und da ihr der die gehörigen Mittel zur Linderung verordnet hatte, sagte sie: »gut! sie dürfen sich nun nicht weiter bemühen.« Entsetzliches Vorurtheil, woran so viele Leute hinsterben: haben wir ein Mittel gebraucht; so muß das eine für alles helfen, und wir brauchen den Arzt nicht weiter.

Nein! war des Arztes Antwort: das muß ich wissen, wie lange ich nöthig bin. Sie dürfen mit ihrem Zufall nicht scherzen. Es ist ein Glück, daß es diesmal noch so abgelaufen ist. Allein sie blieb dabey: sie dürfte nichts weiter gebrauchen. Sie wollte ihn schon wieder rufen lassen. Einige Tage nachher wurde er wieder gerufen, und fand die Patientin in den erbärmlichsten Umständen. Sie saß im Stuhle, phantasirte, und hatte außerordentliche Hitze im Kopfe.

»Was ist vorgegangen, fragte der Arzt? Es muß was vorgegangen seyn. Das zeigen alle Zufälle, die gleichsam mit Gewalt dazu geschlagen sind.«

Niemand wollte anfänglich mit der Sprache heraus. Da er sich aber ihr näherte, und ihr, weil

sie harthörig war, stark in die Ohren rief, kam ihm ein starker Pflastergeruch in die Nase. „Nun! was ist das, fragte er weiter? Wer hat das verordnet?“

Endlich kam so viel heraus: der Patientin sey die Zeit zu lang geworden. Sie habe ihr altes Pflaster vorgesucht, welches sie sich vor achtzehn Jahren von der Messe mitbringen lassen. Man habe über vier Ellen Leinwand bestreichen müssen, und sie habe sich ganz hineingewickelt.

„Nun begreife ich, sprach der Arzt, warum sie so phantasirt? Es ist ihr alles nach dem Kopfe getrieben. Gleich das Pflaster herunter.“ Als man dazu Anstalt machte, wehrte sie mit Händen und Füßen: „Nun so bin ich weiter nichts nütze, sagte der Arzt. Bequemt sie sich aber; so laßt mich rufen.“

Aller Vorstellungen ungeachtet, ließ sie sich ihre Pflaster nicht nehmen. Des andern Morgens wurde der Arzt plötzlich gerufen. Als er kam, war sie schon in ihren Pflastern entschlafen, und durch einen, frühzeitiger, als es Gott und die Natur haben wollten, selbst bewirkten Tod, für ihren Eigensinn bestraft.

Wenn das Betragen aller Kranken gehörig angemerkt würde: wie viele würden in den Todtenlisten unter dem Kapitel: Eigensinn, zu stehen kommen? Das sind die Folgen aller unverständigen Selbstkuren, wenn wir aus bloßem Eigensinn gerade die Mittel brauchen, die uns, statt des Lebens, den

Tod bringen. War es nicht so gut, als hätte die obige Person Gift genommen?*)

XXVI.

Kurze Naturgeschichte der wahren Hyäne.

Ich habe zwar schon im 9ten St. von diesem gefräßigen Raubthiere etwas gesagt; ich glaube aber einigen meiner Leser, wären es auch keine eigentliche Naturforscher, einen Gefallen zu thun, wenn ich ihnen die Naturgeschichte der wahren und eigentlichen Hyäne erzähle: zumal, da man darüber bisher selbst nicht recht einig gewesen ist, und bald dieses, bald jenes Thier, damit verwechselt hat. Nachdem ich darüber fast alle Schriftsteller verglichen habe; so glaube ich nunmehro gewiß, daß es zweyerley bekannte Arten von Hyänen gebe, die man bisher nicht sorgfältig genug unterschieden hat.**)

1. Die

*) Ein Beyspiel zu dem 46sten Stück im 4. Bande des nützlichen Allerley.

**) Ein sehr erfahrner Zoolog sagt bey Gelegenheit der von Niebuhr in seiner Reise nach Arabien S. 176. angeführten Hyäne: er habe dasselbe Thier auf Friedrichsberg bey Kopenhagen gesehen; vermuthe aber, daß verschiedene Arten unter diesem Namen vorkämen, die noch nicht genug bestimmt wären. S. Beckmanns physikal. ökonomische Bibliothek VI. 494.

1. Die kleine zottige, graue, hinten über dem Rücken und an den Hüften, schwarz gestreifte Hyäne, mit einem stumpfspitzen Wolfsmaul, und einem schweinsborstigen Rückenkamm. Diese heißt geradeweg die Wolfshyäne, weil sie viel ähnliches vom Wolfe hat, und die ist es, welche wir hier gesehen, und ich oben beschrieben habe.

2. Die gefleckte große tigerartige Hyäne: mit einem länglichterm Kopfe und größerem Maul; aber auch einer Art von borstenartigem Rückenkamm, oder Mähne, daran die Haare viel weicher sind, als bey der vorigen.

Beyde sind vom Linne' verwechselt, und unter dem allgemeinen Namen: Hundshyäne *) für eins genommen. Die wahren Kennzeichen der ersten, oder zottigen gestreiften Hyäne sind:

1. Die Größe eines ziemlichen Hirtenhundes;
2. Der wolfsähnliche Kopf;
3. Aufrechtstehende steife, ganz nackende Ohren;
4. Ein dicker bemähnter Hals;
5. Schwarze Querstreifen am Leibe und Beinen;
6. Ein von steifen Haaren aufrechtstehender Rückenkamm;
7. Der Schwanz mit einem geringelten Haarbusch;
8. Zwischen dem Schwanze und After eine Querspalte und Moschusbeutel;
9. Die Stimme kreischend und katzenartig;
10. Die Farbe weißgraulich.

Diese

*) Canis *Hyaena L.*

Diese haben Büffon (deutsche Uebers.) VI. no. 54. Berlin. Samml. II. 186. und Borowski gemeinnützige Naturgesch. I. t. 12. B. abgebildet.

Diese zottige gestreifte Hyäne ist unstreitig der *Glanus* der Alten, nach dem griechischen Ὑαινα, von Ὑς, ein Schwein, weil sie, theils wegen des schweinsartigen Mauls, theils wegen der langen harten schweinsborstigen Haare auf dem Rücken, dem Schweine ähnelt. Zu den Fabeln, welche ihr die Alten andichteten, gehört unter andern, daß sie ihr Geschlecht verändern, und sich bald in ein Männchen, bald in ein Weibchen verändern könne.*) Der Grund dazu liegt unstreitig in der besondern Eigenschaft, daß sie noch eine besondere Spalte zu dem Moschusbeutel hat. Kannte sie doch Sirach schon: Kap. 13, 22. „Wie Hyäna mit dem Hunde sich gesellet, also auch der Reiche mit dem Armen, wovon wir unten aus der neuern Naturgeschichte Beyspiele anführen werden.

Aristoteles **) sagt von derselben: „es gebe in Arabien eine Art von Hyäne, welche andere Geschöpfe bezaubern könne. Sobald sie nur ein anderes Thier ansehe, oder über den Schatten eines Menschen gehe;

*) Wenigstens hat Ovidius in seinen Verwandlungen XV. 409. 410. darauf angespielt:

Alternare vices, et quae modo foemina tergo
Passa marem est, nunc esse marem, miremur *Hyaenam*.

**) De mirabilibus auscultationibus liber explic. a Io. *Beckmanno*. Gotting. 4. 1786. p. 323.

gehe; so würden sie stumm, und müßten starr und unbeweglich auf der Stelle stehen bleiben, welches auch den Hunden wiederführe."

Plinius *) behauptet es auf eine andere Art von den Hunden: daß sie gleich stumm würden, sobald sie nur den Schatten der Hyäne berührten. Beckmann **) erklärt dieses von der Wirkung des Schrecks, der die Thiere bey dem Anblick der Hyäne überfiele, und versichert: daß eine englische Dogge augenblicklich stumm geworden, und die äußerste Furcht empfunden habe, da sie nahe zu einem Seebär geführet sey.

Um Algier ist diese Hyäne sonst häufiger gewesen. Sie heißt dort Dubah, und der schwedische Konsul hat daselbst 1772 eine geschossen. ***) Das Volk um Algier bildet sich ein, daß das Gehirn des Thiers zu Zaubereyen dienlich sey, daher nach den Gesetzen, der Kopf in Gegenwart einiger Zeugen vergraben werden muß. Wer von dem Gehirn etwas genießt, soll in eine heftige Raserey verfallen.

Eben diese Hyäne ist von Alten und Neuern sehr oft mit dem Vielfraß (Mustela gulo,) dem Schakal (Canis aureus,) oder dem Simsonschen Fuchse, der Tibetkatze und dem Pavian, verwechselt worden. Ihre Gefräßigkeit ist so groß, daß sie auch der Leichen in den Gräbern nicht verschont; sondern sie aus

der

*) Lib. VIII. c. 30.

**) De mirabil. auscult. p. 325.

***) S. Nova Acta Societ. Vpsal. Vol. I. 1773. p. 77.

der Erde wühlt. Daher der Name Grabthier; auch Abendwolf.

Im Jahr 1765 und 66 hatte sich dieses Grabthier im Languedockischen eingefunden, wo es große Verwüstungen anrichtete, Kinder und Vieh wegholte, und wovon damals in den Zeitungen viel geschrieben wurde. Vermuthlich war es einem Herumführer entlaufen. Man hat davon noch eine kleine Schrift: Sendschreiben eines Naturforschers in Languedock an einen seiner Freunde, worin das Raubthier: die Hyäna, physikalisch beschrieben, und in Kupfer abgebildet ist. Aus dem Französischen, Frankf. und Leipz. 1765. 8.

Die zwote Art ist die größere, gefleckte tigerartige Hyäne.*) Ihre Kennzeichen sind:

1. Größe eines starken Hundes. — unstreitig größer.
2. Der Kopf flach und groß.
3. Sehr kurze spitze Ohren.
4. Gesicht und Obertheil des Kopfs schwarz.
5. Der Körper röthlichbraun mit runden schwarzen Flecken.
6. Der Schwanz kurz und haaricht.

7. Das

*) *Erxleben* Mammal. I. p, 578. Canis *crocata*.
Pennant Syn. p. 162. Tab. 17. f. 2. Spotted Hyaena.
Buffon Suppl. IV. ed. d'Holland. Tab. 44. p. 101.
Zimmermann geogr. Gesch. des Menschen ꝛc. II. p. 256. die gefleckte Hyäne.
Müller Linn. Natursyst. I. Tab. 31. f. 3. Treffende Abbildung.

7. Das Gebiß fürchterlich.
8. Die Stimme kakkernd, wie das menschliche Lachen.

Herr Prof. Zimmermann hat sie vor sechzehn Jahren in Holland gesehen, und es ist dieselbe, die damals hier in Quedlinburg gezeigt wurde. Auch traf die Größe eines starken Hundes zu. Es ist eben dieselbe, die Müller in seinem Natursystem, vermuthlich nach dem Jonston,*) vollkommen ähnlich abgebildet hat. Daher Pennant nicht der einzige ist, der sie beschrieben und abgebildet hat. Darin hat er aber vollkommen Recht, daß er diese Hyäne für Kolbens Tigerwolf **) ausgegeben hat. Denn Figur, Flecken und Beschreibung passen auf unsere Hyäne.

Als ich diese Hyäne sahe, saß sie in einem eisernen Käfig, und der Wärter bezeugte, daß er mit diesem Thiere mehr Noth hätte, als mit dem Löwen, und andern Raubthieren. Es war beständig wild und unruhig. Die Gefräßigkeit sah ihm aus den Augen. Näherte man sich ihm; so hieng es den Kopf nieder, spitzte die Ohren, machte mit dem Nacken einen Buckel, streckte den Kopf vor, fletschte die Zähne, sträubte die Mähne, und sahe Jeden mit dem

*) Ionston Hist. nat. Quadrup. Tab. 57. Lupus marinus. Kolbens Tigerwolf Tab. 56. *Zilio* Hyaena.

**) Beschreibung des Vorgebirges der G. H. p. 171. Tab. VI. f. 5. Er sagt insonderheit, daß er am liebsten die unter den Steinen vergrabenen Kadaver der Hottentotten hervorhole.

dem hämischen Blick an, den es äußert, wenn es auf seinen Raub losgehen will. Wenn es der Wärter reizte; so ließ es seine kakkernde Stimme hören, die überaus widrig war. Es war nicht anders, als wenn einer abgebrochen lacht; aber weit schärfer und in lauter Absätzen, daß es in den Ohren schwirrte.

Am 14ten May 1788 hatte ich das Vergnügen, diese wahre gefleckte Hyäne abermal in Quedlinburg zu sehen. Auf dem Zettel stand die poßierlichste Beschreibung: das berühmte Ungeheuer, das einzige ohne seines Gleichen; sein Name ist nicht zu finden. Vier Schuhe hoch, ein Fuß breit. Runde Ohren, frißt täglich funfzehn Pfund Fleisch. Gleich beym ersten Anblick erkannte ich sie. In ihrer Gesellschaft waren: ein Leopard; ein Panther, die Onze und der Jaguar. Das liebste war mir der Kanadische Wolfsbär, oder die Wolferenne: Vrsus *fuscus Linn.* den ich noch nicht gesehen hatte. Wegen seiner Wildheit hatte man ihm die Augen ausgestochen, und einen Ring in die Nase gelegt, den er schon einigemal ausgerissen hat.

XXVII.

Fortsetzung des sechs und zwanzigsten Stücks.

Von diesem gefräßigen Raubthiere, das sowohl, als das vorige auf die Gräber und Kadaver geht, und sich nicht scheuet, Menschen anzugreifen, hat uns Sparrmann in seiner unterhaltenden Reise

nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung: S. 153. ff. die umständlichste Beschreibung gegeben.

„Dies Thier ist in diesen Gegenden von Afrika weit allgemeiner und schädlicher als die wilden Hunde. Die Kolonisten nennen es Tiger- auch Abendwolf. Von Anfang bis zu Ende meiner Reise hat mich dies Thier, meiner Zugochsen wegen, in die größte Unruhe gesetzt. Seine Raubzeit ist nur die Nacht und Finsterniß, nach deren Anbruch es heerdenweise, und einzeln, umher zu streifen pflegt. Allemal giebt sichs durch den widrigsten Ton zu erkennen. Derselbe ist ein aa—uo, oder auch ein oo—ao, den es wie in einer Art von Verzweiflung, und zwar jedesmal mit einem Absatz von einigen Minuten, mit einem widrigen Geheul ausstoßt. Eben dadurch pflegt sich auch dies gefräßigste Thier von allen in Afrika, selbst zu verrathen. Dieses wiederholte und hohle Geheul scheint eine Leere des Magens vorauszusetzen. Am Cap war ein junger Tigerwolf von einem Schinesen zahm gemacht. Am Tage war er still; des Nachts aber, wenn er Hunger fühlte, fieng er sein Geheul an.“

„Wo viel Vieh ist, findet sich dies Raubthier fast jede Nacht ein, und setzt durch seine Stimme, wodurch es sich selbst anmeldet, die Hunde in Bewegung. Die Landleute versichern: seine List gehe so weit, daß es, nicht ohne glücklichen Erfolg, sich bald, aber nur zum Schein, gegen die Hunde wehre, bald aber die Flucht nehme, und dadurch die ganze Hundeschaar reize, ihm einige Büchsenschüsse zu folgen.

In

In dieser Zeit aber pflegten sich die übrigen Tigerwölfe aus ihrem Hinterhalt hervor- und ungehindert Beute zu machen. Gleichwohl ist es feig, und läßt sich nur im höchsten Nothfall mit den Hunden in Streit ein. Eben so wenig greift es Ochsen, Kühe oder Pferde an, wenn sie nur die mindeste Anstalt zur Gegenwehr machen. Dagegen ist es listig genug, mit großem Geheul, aus einer Höhle oder aus einem Busche, auf ein vorbeygehendes Thier loszuspringen, wodurch es dergestalt erschreckt wird, daß es entweder starre stehen bleibt, oder zu laufen anfängt, worauf es solches so lange verfolgt, bis es Gelegenheit findet, ihm, wenn es auch ein Zugochse wäre, mit einem einzigen Bisse, den Bauch aufzureissen. Jeder Landmann muß daher des Abends sein Vieh von der Weide holen, ausgenommen die größern Heerden von Zugochsen, die sich gemeinschaftlich vertheidigen."

„Während meines Aufenthalts beym Bade wurde mein Pferd, nebst andern, einmal des Nachts vor einem Abendwolfe so scheu, daß sie die Büsche, an welchen sie angebunden waren, mit der Wurzel ausrissen, Feld eingiengen, und erst am folgenden Abend unbeschädigt wieder gefunden wurden. Folgende Geschichte, die noch immer auf dem Cap erzählt wurde, ist sowohl lächerlich als merkwürdig. Bey einem Schmause hatte man einen betrunkenen Trompeter vor die Thür getragen, sich abzukühlen. Es währte nicht lange; so stellte sich der Tigerwolf ein, warf sich dem betrunkenen Mann über den Rücken,

und eilte mit ihm dem Tafelberge zu. Der berauschte Musikant wurde dadurch mit einemmale so nüchtern, daß er anfieng, mit seiner Trompete, die er an sich gehängt hatte, Lärm zu blasen. Dies setzte die Hyäne so außer Fassung, daß sie ihn fallen ließ."

„Auf dem Cap sind die Leute dieser Thiere so gewohnt, daß sie es nicht mehr achten, wenn sie sich fast in jeder Nacht bey den Fleischern einfinden, um die daselbst weggeworfenen Knochen, Häute und dergleichen aufzufressen, oder wegzuholen. Für diesen Dienst sind die Einwohner so dankbar, daß sie ihnen solche nächtliche Besuche gerne gestatten. Selbst die Hunde sollen sich an ihre Gesellschaft gewöhnt haben *), und ihnen keine Hindernisse in den Weg legen. Da nun diese Raubthiere auf solche Art bey der Stadt ernährt werden; so hört man auch nicht, daß sie Schaden thun."

Unser Reisende macht hierbey eine wichtige Anmerkung.

„Bey der Gefräßigkeit dieser Thiere hat die Vorsehung ein recht auffallendes Beyspiel ihrer weisesten Einrichtung gegeben. Die Gefilde am Cap würden gewiß mit Gerippen und Knochen bis zum Abscheu erfüllt werden, da so viele und zahlreiche Schaaren großer und kleiner wilder Thiere daselbst ihre Nahrung suchen, und nach und nach sterben, oder von andern gefressen werden, wenn nicht der Tigerwolf der Polizey-

*) Sollte wohl Sirach schon darauf gezielt haben: wie Hyäna mit dem Hunde sich geselle?

Polizeybediente der Natur wäre, der diesen Schauplatz wieder reinigte. Denn die Löwen, Tiger und andere, fressen keine Knochen, und rühren auch nicht gern Aas an. Daher findet man, der großen Menge wilder Thiere ungeachtet, sehr selten Gerippe oder Knochen von ihnen; von Hyänen aber, Tigern, Löwen, Schakals, wilden Katzen und Hunden niemals. Um die Fluren, welche zu reinigen ihnen die Natur zum Geschäft gemacht hat, durch ihre Ueberreste nicht selbst zu verunreinigen, gehen diese, wenn sie sich alt, krank und gebrechlich fühlen, nicht aus ihren Höhlen; sondern erwarten da, unter Krämpfen und Hunger, den Tod, um dem letzten Gesetz der Natur zu gehorchen *)."

„Ob aber gleich der Tigerwolf unglaublich viel fressen kann — zwey, drey Schafe auf einmal, und das vierte mit nimmt — so kann er auch eben so sehr wieder hungern. Nimmt man nun dazu seine ziemlich große Feigheit, lebendige Thiere anzugreifen; so sieht man, daß seine Gierigkeit hauptsächlich nur dazu dient, das, was im Thierreiche, Alters oder Schwachheit halber, unbrauchbar ist, nebst dem Auskehrich, Aas und Gebeinen, und dem Ueberflusse

 desselben

*) Vielleicht werden auch dergleichen Thiere, sobald sie krank, alt und gebrechlich sind, wie es fast im ganzen Thierreiche Gesetz ist, daß der Stärkere den Schwächern anfällt, von den Gesunden und Starken, wäre es auch ihres Gleichen, getödtet und verzehrt, damit sie wegkommen.

dessélben zu verzehren; die Quellen aber, woraus es neuen Zuwachs erhält, eben keine bedeutende Zerstörung von ihm zu befürchten haben."

„Außer dieser wahren Hyäne giebts noch in Afrika zwey ähnliche Arten von Raubthieren: der Berg- und Strandwolf. Der erste etwas grau: der zweete schwärzlich mit grauem Kopfe. Wahrscheinlich ist der erste des Linné Canis hyaena. Einige Bauern wollten mit mir wetten, mir eine Zwitterhyäne zu verschaffen. Eben daraus schloß ich, daß eine Art der Capischen Wölfe die Linneische Hundshyäne sey, weil von dieser das Männchen, wie die Genetkatze, unter dem Schwanze ein Biesambehältniß hae, das man für ein weibliches Geschlechtsglied angesehen hat. Und eben dadurch sind die Alten zu dem Wahn verleitet worden, als könne die Hyäne ihr Geschlecht verändern. Nicht minder hat man in alten Zeiten zu der Erzählung, die denn freylich aus Unwissenheit übertrieben wurde, allerdings einige Veranlassungen gehabt: daß dieß Thier die menschliche Stimme nachmachen, und Heerden Schafe so bezaubern könne, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen könnten. Denn allenthalben, wo ich hinkam, bekräftigte man solches. Ich selbst habe, nebst meinem Reisegesellschafter, meinen Hottentotten, von einem Bauer, und dessen Hause, gehört: daß sie das Blöken der Schafe und Lämmer nachmachte. Wir wurden nachher noch einmal, in einer wüsten Gegend, von einem großen Haufen Wölfe beunruhiget, die durch Nachahmung aller möglichen Thierstimmen, aber-

gläubi-

gläubische Hirten leicht überreden konnten, alle Fabeln von der Hyäne zu glauben."

„Ich habe auch ein Fell der Hundshyäne gesehen, dessen Haare zum Theil über einen Fuß lang waren. In den wärmsten Ländern sind die Thiere bey weitem nicht mit einem solchen Haarpelze versehen, als in kälteren. Da aber die Natur nichts ohne Absicht thut; so mögen diese Raubthiere wohl dergleichen dicken und warmen Haarpelz in den kalten Gebirgklüften, und unterirdischen Höhlen, auch zu ihrer ganzen Lebensart, da sie bloß des Nachts gehen, nöthig haben."

Happelius *) gedenkt eines wilden Raubthiers, welches 1653 in dem Gehölze bey Fontaineblau sey erschossen worden, welches in der Gegend an Heerden und Menschen vielen Schaden gethan, und an die hundert und funfzig Menschen, mehrentheils Weibspersonen, verschlungen habe. Die Abbildung ist sehr schlecht, und stellt bloß einen großen Hund vor, dessen Vorderfüße Bären-, die Hinterfüße aber Löwenartig sind. Nach der Beschreibung aber ist es kein anderes Thier, als das Grabthier, oder die Wolfshyäne gewesen. Beym Ausweiden soll man noch in seinem Magen einen Menschenfinger mit einem kostbaren Ringe gefunden haben.

*) Relationes curiosae I. p. 186. das Wunderthier zu Fontaineblau. Bey der Idee: Wunderthier, mußte Beschreibung und Abbildung unnatürlich und übertrieben gerathen.

XXVIII.

Räthselhafte Eigenschaften eines bekannten Thiers.

Ich glaube, daß meine Leser dieses Thier leicht und bald errathen werden; indessen ist es doch nicht unangenehm, die wirklich besondern und räthselhaften Eigenschaften desselben, mit einem Blicke zu übersehen.

Mein Thier hat eine Haut, die so hart und zerbrechlich ist, als ein Stein.

Alle Jahr wirft es diesen Steinpanzer ab, und legt einen neuen an, der anfänglich weiß und weich ist, mit der Zeit aber verhärtet. Dies ist die Zeit seiner Krankheit, da sichs verkriecht, um durch Krankheit wieder gesund zu werden.

Sein Fleisch sitzt bloß im Schwanze, in den Scheeren und Füßen: seine Haare aber inwendig in der Brust.

Es hat sechs Füße; am Ende eines jeden eine kleine Scheere; am Kopfe aber noch ein Paar große, die es als Hände und Waffen gebraucht. Einfalt und Aberglaube haben daraus schon oft verwünschte Schneider gemacht.

Seine Augen trägt es auf ein Paar beweglichen Stangen. Fallen ihm Beine oder Scheeren beschwerlich, oder haben sie eine Wunde bekommen, und sind fehlerhaft geworden; so kommt es auf seinen

Willen an, ob es sie behalten, oder abspringen will. Wird ein stärkeres Thier sein Oberherr; so rettet es sich durch dieses Mittel aus der Gefahr. Es überläßt dem Sieger den Fuß und die Scheere, die es sich am Kopfe rasch abbricht, so auch den Fuß am Leibe, und entwischt glücklich. Es ist ihm ein Kleines, sich in Kurzem neue Füße und Scheeren wachsen zu lassen.

Sein Magen sitzt ihm im Kopfe. Bey manchem Menschen scheint es umgekehrt, daß er den Kopf im Magen habe. Mein Thier aber bekommt alle Jahr einen neuen Magen, dessen erstes Geschäfte ist, den alten zu verdauen. Wenn mancher Prasser seinen alten Magen eben sobald verwandeln könnte, was würde er drum geben?

Zu gewissen Zeiten hat mein Thier seine Eyer im Leibe. Zu einer andern Zeit aber halten sie eine Wanderung durch den Körper, und reisen ganz aus dem Leibe weg, unter den Schwanz. Hier bleiben sie an ihren Reisefäden sitzen. Die Jungen kommen aus, und hängen, wie weiße Ameisen, an der Mutter — jedes an seinem Fädenchen, wie an einer Nabelschnur, woran sie auch noch ernährt werden — bis sie reif sind, abfallen, und ihre Nahrung selbst suchen können.

Zu gewissen Zeiten hat auch mein Thier ein Paar Wundersteine im Magen. Es sind zween weiße runde Körper, mit umgebogenem Rande, daß auf der einen Seite eine kleine inwendige Fläche erscheint. Auf dieser Fläche hat der Aberglaube die

Mutter Gottes mit dem Kindlein schon oft gesehen. Vielleicht hat man die Weisen aus Morgenland zu Bethlehem schon mit — bald hätte ich mein Thier genannt — traktirt. Diese Steine müssen doch wohl für alle Krankheiten gut seyn, weil unsere liebe Frau leibhaftig darauf sitzt. In unserer Kirche sind diese Thiersteine zu gemein, als daß sie das Marienbild tragen sollten. Nur in den Klöstern setzt sie sich darauf, damit sie solche als ein heiliges Mittel gegen allerley Uebel verkaufen, und sich damit etwas verdienen können. Die liebe Frau ist denen doch gar zu gut, die sie besser verehren, als wir profanen Leute. Freylich haben wir einen andern Glauben, und halten es für besser, ein gutes Gericht von diesen Thieren in der Schüssel zu haben, als uns mit ihren Steinen zu kuriren. — Aber aus diesen Steinen soll es sich auch sein neues Steinkleid machen. Denn sobald es dies angezogen hat, sind auch die Steine verschwunden.

Mein Thier hat noch gar besondere Eigenschaften, die ihm schwerlich ein Prometeus streitig machen dürfte. Schwarz lebt es nämlich im Wasser; kommt es aber in heißes Wasser, oder in starken Branntewein, so gehts roth wieder heraus.

Es schmeckt sehr gut; aber nur in den Monaten, die kein R haben. Sage nun einer, daß die Planeten und Monate keinen Einfluß ins Thierreich hätten! Er lasse sich nur diese Thiere im December und im Junius kochen; so mag er den Beweis schmecken. In den R-Monaten hat es so viel weißen Zwirn

bey sich, daß unsere Damen damit nähen könnten. Aber nur die Männchen haben diesen Zwirn. Da ich vorher der Damen erwähnt habe; so darf ichs nicht sagen, zu welchem Geschäfte dieser Zwirn gebraucht werde. Wer dieses Thier zuerst gegessen hat, muß viel Herz gehabt haben. Unter der Klasse von Thieren, wozu es gehört, ist es das größte. Der Geruch des Schweins ist ihm eben so zuwider, als der Klapperschlange. Einer Köchin gieng es komisch, da sie nahe an einem Schweinstalle diese Thiere im Brunnentroge abspühlen wollte. Sie fiengen alle an, mit den Schwänzen zu zappeln, und starben an der Epilepsie. Anfänglich meinte sie: es wäre Freude, daß sie in frisches Wasser kämen; da sie aber die armen Gäste entschlafen sahe, machte sie drey Kreuze, und betete heimlich: für den Bösen uns ꝛc. Eben so geht es, wenn man mit einem Kober voll dieser Thiere durch eine Heerde Schweine fährt.

Unter den Rüstungen der Alten waren einige Stücke, als Brustharnisch, Handschuhe, u. s. w. nach dem Schwanze dieses Thiers gemacht, um desto beweglicher zu seyn. Daher vergleicht auch der Apostel Paulus einmal damit die geistliche Rüstung der Christen:

„steht angezogen mit dem —
der Gerechtigkeit.“ *)

*) Ephes. 6, 14.

XXIX.

Von seltsamen Handlungen einiger Thiere.

Durch seltsame Handlungen der Thiere verstehe ich hier nicht diejenigen bewundernswürdigen und klug scheinenden Handlungen, welche einige Thiere, nach ihren Natur- und Kunsttrieben, zu ihrer Erhaltung, Sicherheit und Rettung verrichten, als z. B. wenn der Biber bauet, der Fuchs die Hühner beschleicht, die Affen Schildwachen ausstellen; die Ameisen ihre Jungen aus- und eintragen, u. s. w. sondern ich meine dadurch solche Handlungen, die sie nur alsdann verrichten, wenn sie in Verlegenheit kommen, die von ihrer gewöhnlichen Art zu handeln abweichen, und daher nicht nur selten sind, sondern uns selbst seltsam und fremd vorkommen.

Ob sich die arabischen und pohlnischen Pferde, wie man sagt, selbst eine Ader aufbeißen, wenn sie erhitzt sind, lasse ich dahin gestellt seyn. Das aber hab' ich mit meinen Augen gesehen, daß ein alter deutscher Gaul, mit welchem ein Kaufmann viele Jahre im Kariol nach der Messe gefahren war, sich allezeit, wenn er stark angegriffen war, vorn an der linken Brust eine Ader aufbiß, und sich nach seinem Aderlaß sehr wohl befand. Die Stelle war dergestalt vernarbt, daß man viele Knoten fühlen konnte. Das Thier konnte im drey und dreyßigsten Jahre,

ohne

ohne sonderlich anzustoßen, des Tages noch wohl acht bis neun Meilen machen.

Man hat mehr Beyspiele von Thieren, die nach einem Kampf, oder Erhitzung, Schreck und Furcht, sich selbst zur Ader gelassen haben, und es ist nicht zu läugnen, daß wir nicht in der Arzneykunst von den Thieren manches sollten gelernt haben, worunter wohl die Klystirkunst das possierlichste ist, welche die ägyptischen Aerzte ihrem Ibis *) abgelernt haben sollen, der sich bey Verstopfungen nach zu viel genossenen Schlangen, Fröschen und Eidexen, den Schnabel voll Wasser zieht, sich solchen in den After steckt, und sich selbst einspritzt. — Folgende Geschichte macht einen Raben zum Aderlasser.

In Syrakus war 1678 ein Rabe, der den Kindern in den Straßen aufpaßte, wenn sie mit ihrem Frühstück durchgiengen, und war kühn und geschickt genug, ihnen solches aus den Händen zu nehmen. Dies Handwerk trieb er so lange, bis ihm wieder Jemand aufpaßte, und ihn gefangen nahm. Zur Strafe wurde der arme Schelm gebunden, und in ein Wasserbehältniß geworfen, worin er über zwo Stunden büßen mußte. Ein Vorübergehender aber, der bey seiner Dieberey seine List höher schätzte, zog ihn heraus, nahm ihn mit sich, bedeckte ihn eine halbe Stunde mit warmer Asche, und freute sich, daß sich der kleine erkältete Dieb wieder erholte. Er wurde nun noch eine Stunde in die warme Sonne gesetzt. Als er völlig genesen war, hat er, in Gegenwart

*) Tantalus *Ibis* Linn.

wart seines Wohlthäters, den einen Flügel ausgestreckt, sich darin mit seinem Schnabel eine Wunde gemacht, und einige Tropfen Blut auslaufen lassen. Nicht lange darauf hat er es mit dem andern Flügel eben so gemacht. Kaum hatte dieser Flügel einige Tropfen Blut gegeben; so machte er sich rasch davon, und wohin? an eben den Ort, wo er vorher gestohlen hatte, und fieng daselbst sein Diebeshandwerk von neuem an.

Von dem Bär ist bekannt, daß er sich, wenn er weidewund geschossen ist, die Wunde mit Moos verstopft, und seinen Feind verfolgt. Warum sollten nicht andere Thiere auf gleiche Rettungsmittel bedacht seyn, da sie Sinne, Empfindungen und Erfahrungen haben?

Bey Genua wurde einmal eine wilde Taube geschossen, die auf der Brust, nahe beym Flügel, eine alte, noch ungeheilte Wunde hatte, die mit Blättern der Dürrwurz *) zugestopft war. Diese Blätter schwitzen ein dickes klebrichtes Harz aus, welches zur Heilung der Wunden sehr dienlich ist. Ein gleiches thun die Blätter des Süßholzes **). In Sicilien hat man ebenfalls in der alten Wunde eines Krametsvogels eine Wieke von den zarten Geißkleeblättern ***) gefunden, die halb darin, halb außen gesteckt hat. Dies Kraut soll zur Heilung frischer

Wun-

*) Conyza squarrosa *Linn.*

**) Glycyrrhiza glabra *Linn.*

***) Cytisus Laburnum *Linn.*

Wunden besonders kräftig seyn. Warum sollte der Schöpfer den Vögeln nicht so gut den Trieb, ihre Wunden durch Kräuter zu heilen, als den Saugthieren, z. B. der Pharaoratze, beygelegt haben, die sich sogleich nach empfangenem Schlangenbiß die Schlangenwurz *) sucht **)?

Zu Paris hatte im Jahr 1670 des Königs Bruder ein Hündchen von ungemein starker Witterung. Hielt man ihm ein Buch unter die Nase, und warf solches hernach in eine abgelegene Kammer unter hundert andere; so holte es auf Befehl dasselbe Buch allezeit, ohne zu fehlen, heraus.

Ein Pferd konnte durch Schläge und Sporen nicht dazu gebracht werden, in einen gewissen Stall zu gehen. In alle andere gieng es ruhig. Endlich erinnerte sich der Kutscher, der es viele Jahre regiert hatte, daß es vor vier Jahren in eben diesem Stalle eine schmerzhafte Operation habe ausstehen müssen. Sobald es nun in diesen Stall gehen sollte, kam ihm die Erinnerung der Schmerzen in den Kopf, und es sträubte sich bloß durch die Kraft der Einbildung.

Richtig

*) Ophiorrhiza.

**) Ich habe zwar diese Nachrichten zum Theil aus einem alten Buche: Bocconis: Mitglieds der Kayserl. Acad. Natur. Curios. und Toskanischen Botanici: kuriösen Anmerkungen 1697; er war aber doch ein Mann, der mit Leibnitz korrespondirte, und, ob ich gleich nicht allen seinen Nachrichten beypflichte; so ist doch vieles mit Erfahrung geprüft, und der Natur der Thiere nicht widersprechend.

Richtig und bewährt ist die Sache, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, daß man den wüthendesten Bullen, wenn er auf einen zuläuft, mit einem ins Maul genommenen, und ihm mit Brummen entgegen geschüttelten Hute, zurückschrecken kann. Gleich stutzt er, schüttelt den Kopf, und kehrt langsam um.

Folgendes Beyspiel habe ich selbst an einer Ziege erfahren. Diese strebte so sehr nach Freyheit, daß sie vor einigen Jahren, da sehr hoher Schnee lag, aus dem Hause, worin sie die beste Pflege hatte, weglief, und sich, wie man nachher erfuhr, außer der Stadt in die Sandkulen begeben hatte. Hier hat sie sich vier Wochen mit den, inwendig aus den Steinritzen hervorgewachsenen Kräutern kümmerlich genährt, blos um nur in Freyheit zu leben.

Die Isländische Wurzelmaus (Mus oeconomus) muß sich zur Winternahrung ein Magazin von Beeren anlegen. Sind nun die Beeren im Lande selten; so müssen diese kleine Thierchen über Flüsse setzen, um ihren Vorrath einzusammeln. Nach Olaffens Erzählung, die er aber, ohne ein Augenzeuge zu seyn, wieder erzählt, gehen sie dabey folgendergestalt zu Werke. Eine Parthey von fünf oder zehn Thierchen dieser Art ist gewöhnlich beysammen. Sie suchen ein trocknes Stück Kuhmist, legen die Beeren in die Mitte auf einen Haufen, und bringen dieses Fahrzeug mit vereinigten Kräften ans Ufer, schieben es ins Wasser, setzen sich darauf, halten die Köpfe hoch, den Rücken gegen das Wasser, und so steuern sie fort: so, daß die Schwänze im Wasser hängen,

und statt der Ruder dienen *) Eine wirklich seltsame Handlung, die wir aber so wenig, als das scharfsinnige Betragen des Bibers, und das kluge Verfahren des Eichhorns **) zu bezweifeln Ursache haben, da dieses letztere sich aus einem Stück Borke ein Boot macht, und seinen Schwanz statt des Segels gebraucht.

Die Geschichte, daß einmal ein Paar Schwalben, in deren Nest sich ein trotziger Sperling einquartiert hatte, und nicht weichen wollte, viele andere zu Hülfe gerufen, und den ungebetenen Gast, mit zugetragenem Gassenkoth, förmlich eingemauert haben; ist mehr ein witziger Scherz, als Wahrheit der Natur ***).

In dem Insektenreiche findet man ebenfalls Beyspiele der seltsamsten Handlungen. Ein zerschnittener Ohrwurm frißt mit dem Vordertheile seinen eigenen Hintertheil auf. Das Vordertheil einer zerschnittenen Wespe beißt in alles vorgehaltene, und das Hintertheil sticht, so lange nur einiges Leben darin ist. Wenn der Ameisenlöwe Kraft genug hat; so schnellt er aus seinem Trichter mit seinen Zangen alle Steinchen heraus, die ihm in seinem Hinterhalt hin-

*) Thiergeschichte der nördlichen Polarländer, von Pennant und Zimmermann. Einleit. S. 64.

**) Nach den Zeugnissen des Linné, Klein, Rzaczinski und Scheffer.

***) Amusement philosophique sur le langage des Bêtes; à la Haye 1739. p. 79.

hinderlich sind. Ist aber der Stein zu groß; so schiebt er sich mit dem Rücken darunter, und trägt ihn heraus. Und unter den Gewürmen bleibt wohl der Polyp, der sich zerreißen, zerhacken, zerschneiden, umkehren, quetschen, und behandeln läßt, und sich nicht nur im Ganzen wieder ergänzt; sondern aus jedem Stück einen ganzen neuen Polypen wachsen läßt — ein ganzes Magazin der seltsamsten Handlungen. Ihm gleichen unter den Insekten einigermaßen die Krebse und Grillen, die sich nach Belieben Scheeren und Füße absprengen, und wieder wachsen lassen.

XXX.

Wunderbare Eigenschaften des Queckſilbers.

Von dem Chamäleon pflegt man zu sagen, daß er alle Augenblick seine Farbe verändere; das Ding aber, was ich jetzt beschreiben will, leidet ungleich mehrere und wunderbarere Verwandlungen. Es ist unter den Metallen ein wahrer Proteus, wie das Infusionsthierchen, das man mit diesem Namen belegt, und welches in dem mikroskopischen Tropfen, in einer Minute, mehr als sechszigerley Gestalten, und in der zwoten eben so viel andere, annimmt, und doch immer ein und eben dasselbe Thierchen bleibt *).

Das

*) Rösels Insektenbelustigungen III. Historie der Polypen, und anderer kleiner Wasserinsekten. p. 621. Tab. 101.

Das Queckſilber iſt ein flüßiges Halbmetall, das nach ſeiner Schwere und Glanz den Metallen; nach ſeiner Flüßigkeit aber dem Waſſer gleicht. Dies iſt die erſte wunderbare Eigenſchaft, die wir an ihm bemerken, und welche gleichſam eine Art von Widerſpruch zu ſeyn ſcheint; aber doch an ſich augenſcheinliche Wahrheit iſt. Es iſt ein trocknes flüßiges Weſen; ein metalliſches Waſſer, ein mineraliſcher Saft; ein Waſſer, das die Hände nicht naß macht. Lauter ſonderbare ſeltſame Namen, die dieſer mineraliſche Proteus wegen ſeiner ſonderbaren Eigenſchaften verdient. Verſuche es, lieber Leſer! und ſtoße mit dem Finger darauf; ſo geht es aus einander; es fährt aber gleich wieder zuſammen. Du magſt den Finger beſehen wie du willſt. Er wird davon nicht naß. Denn es netzet nicht, wie Waſſer, und iſt doch flüßig. Oder gieß dir einen Löffel voll in die Hand. Du denkſt wohl, es recht feſt zu halten. Wenn du die Hand recht hohl machſt, kannſt du Waſſer darin behalten; dies aber iſt geſchwinder, als der Blitz, und läuft dir in hundert tauſend Kügelchen durch die Finger, daß auch nicht eins zurückbleibt. Gleichwohl iſt deine Hand nicht naß geworden. Haſt du ein Schälchen unter geſetzt; ſo ſteht es darin völlig wieder zuſammen, wie ein kleiner metalliſcher See, und es iſt kein Kügelchen zurückgeblieben, das ſich nicht dazu geſellt, und wieder das Ganze dargeſtellt hätte.

Nicht leicht iſt wohl in der ganzen Natur ein Ding, das ſeltſamere und widerſprechendere Eigen-

schaften in sich vereinigte, als dieses. Unglaubliche Hexereyen gehen damit vor, die doch alle sehr natürlich sind, in ihm selbst den Grund haben, und von keiner alten Frau mit rothen Augen herrühren, die in der Walpurgesnacht mit dem: Gott sey bey uns — auf dem Blocksberge gebuhlt hat. Wie sonderbar verhält sichs gegen andre Metalle! Alle, außer dem Golde, erhält es auf sich schwimmend, und durchdringt sie, wenn man es haben will, ohne Ausnahme. Denn es mischt sich in alles. Es vereinigt sich mit allen. Es nimmt alle mögliche Gestalten an. Es wird Rauch, und doch wieder Metall. Im Grunde bleibt es, bey allen Veränderungen, immer, was es ist. Man könnte es, wegen seiner vielen Täuschungen, die es vorspiegelt, die größte Lüge, und doch auch die größte Wahrheit nennen.

Laßt uns nur einmal das Sonderbare seiner Schwere betrachten. Wasser ist es nicht, an sich trocken, gleichwohl ein eben so flüßiges Wesen; aber weit schwerer, als Wasser, selbst schwerer als Eisen, und alle übrige Metalle. Nur nicht so schwer, als Gold, dem es am nächsten kommt; auch nicht so schwer als die Platina. Gegen Wasser verhält sich seine eigenthümliche Schwere wie 14000 oder 13539 zu 1000. Im Winter soll es schwerer seyn, als im Sommer. Wer kann das erklären, und zusammenreimen? Und doch muß der Grund zu jeder seiner sonderbaren Eigenschaften in ihm selber, und in den verschiedenen Verhältnissen liegen, in die es kommt,

wenn

wenn es mit andern Dingen in Verbindung gesetzet wird.

Das possierlichste ist, daß es mit aller Gewalt und List Niemand halten kann, wenn es davon laufen will, wenn es auch ein König mit seiner ganzen Armee bewachte. Man pflegt im Scherz zu sagen: man wolle lieber einen Sack voll von den kleinen braunen Thierchen, die dem schönen Geschlecht so getreu sind, hüten, als eine ungetreue Frau. Allein dies wäre eher möglich, als einen Löffel voll Queckfilber auf einer wagerechten Fläche zu erhalten, die nur den tausendesten Theil einer Linie, von ihrem wagerechten Stande abwiche, wenn ihrs auf derselben hingießt. Da läuft es hin, aber ihr könnts nicht halten, noch wieder zusammenbringen, wenn es erst von der Fläche herunter gelaufen ist. Versuchts einmal, und gießts aus dem Schälchen oder aus dem Löffel auf einen untergelegten flachen Stein, wie es wegspritzen, und in hundert tausend Kügelchen zerfliegen wird.

Seine Theilbarkeit ist erst recht wunderbar, und geht ins Unendliche. Wie sich ein Tropfen Wasser in unendlich viele Dünste auflösen läßt, deren jeder Wasser bleibt, und wieder Wasser wird, wenn sie zusammenfließen; so auch dieses Ding. Durch keine Kunst der Theilung ist etwas anders, als Queckfilber herauszubringen. Es ist sehr leicht zu theilen, und seine Theile trennen sich augenblicklich, wenn ihr nur mit dem naß gemachten Finger auf einen Tropfen stoßt. Nehmt einen solchen Tropfen in

einer schwarzen Schaale nicht größer als ein Koriander-korn, und ihr könnt ihn in sieben und zwanzig Millionen kleinere zerdrücken. Ist das nicht erstaunlich? Gleichwohl dürft ihr die Schaale nur anstoßen; so laufen die sieben und zwanzig Millionen kleine Kügelchen wieder in den einen Tropfen zusammen, der er vorher war. Unbegreiflich aber ist es, wie und wodurch seine Theile, die so leicht zu trennen sind, sich sogleich wieder vereinigen, und so vest zusammenhangen, daß ihr nicht durchsehen könnt. Die Theilung aber gehet noch weiter. Ich habe ein Kügelchen, das kaum noch sichtbar war, unter dem Mikroskop zertheilt, und gefunden, daß es bis zur ein und funfzigsten Million konnte zertheilt; aber unter dieser Vergrößerung noch immer gesehen werden.

Gießt es ins Wasser. Es bleibt dasselbe. Bringt ihrs ins Feuer; so schmilzt es nicht, wie anderes Metall; es verfliegt aber, ungeachtet seiner Schwere, in einen blauen Rauch. Soll es kochen; so gehören wenigstens nach dem Fahrenheitischen Thermometer, sechshundert Grad von Wärme dazu, und gleichwohl ist es unter allen flüßigen Körpern, nach dem Anfühlen zu urtheilen, in der Luft der kälteste; aber in der Wärme der heißeste, da es schon bey der bloßen Wärme des kochenden Wassers anfängt flüchtig zu werden, sich in einen Rauch zu verwandeln, und davon zu reisen. Ich sagte vorher, daß es über dem Feuer in einem blauen Dampfe aufstiege. Dabey zeigt sich abermal viel Sonderbares. Bleibt ihr

im Zimmer; so müßt ihr sterben. Der Dampf erstickt euch. Sind die Fenster offen; so geht es in alle Welt. Sind sie zu; so bleibt es in der Stube. Fegt ihr hernach den Boden ab; so könnt ihrs in hundert tausend Kügelchen wieder in eine Schaale zusammenbringen. Die Kugeln fließen in derselben in einen Klumpen zusammen, und es ist das vorige. Habt ihrs vorher gewogen, und es ist nichts davon verloren gegangen; so ist es noch eben so schwer, als es gewesen ist: ja wohl noch schwerer, weil es unrein geworden ist, und Staub und Schmutz angenommen hat.

Eine der wichtigsten Entdeckungen unsres Jahrhunderts ist diese: daß es endlich gelungen ist, durch künstliche Kälte diesen unbeständigen Gast in einen vesten Körper zu verwandeln. Der Prof. Brown zu Petersburg hat es im Jahr 1760 bey einer starken natürlichen Kälte von neun und zwanzig Grad unter Null nach Reaumür, zuerst durch Versuche bewiesen. In einem Gemische von rauchendem Salpetergeist und Schnee, wodurch die Kälte auf hundert und fünf und zwanzig Grad unter dem Gefrierpunkte verstärkt wurde, gefriert das Queckfilber, und gleicht in diesem Zustande an Farbe, Weichheit und Geschmeidigkeit dem Bley. Achard und andere haben diese Versuche noch weiter getrieben, und gefunden, daß es sich in diesem Zustande hämmern und schmieden läßt. Pallas hat sogar an einigen Orten in Sibirien einen so hohen Grad natürlicher Kälte gefunden, daß das Queckfilber darin gefror. Läßt die

Kälte nach; so nimmt es seine flüßige Gestalt wieder an. — Ist das nicht alles, wie man zu sagen pflegt, wie ein Hexenspiel? Doch das sind noch Kleinigkeiten. Was macht man durch die Chymie damit für Zaubereyen und Verwandlungen? Was für Vortheile hat die Arzneykunst dadurch gewonnen, und was für schöne köstliche Sachen kann die Kunst bereiten, wenn sie das Queckſilber mit dem Gold und andern Metallen in Verbindung setzt?

XXXI.

Fortsetzung des dreyßigsten Stücks.

Ihr könnt mit dem Queckſilber den artigsten künstlichsten Regen machen, und es zu gleicher Zeit dadurch von allem Schmutz reinigen. Hat es eine Zeitlang in einer offenen Schaale oder in dem Deckel eines Filzhuts gestanden; so zieht es Staub an, und es bekommt oben eine graue Haut. Wollt ihrs reinigen; so thut es Quentchenweise in ein dickes, aber weiches Leder, das ihr über demselben vest zubindet. Drückt es nun nach unten zu immer vester zusammen, daß es durch das Gebinde nicht ausweichen kann; so geht es durch die kleinsten Löcher des Leders durch, und fällt in eine untergesetzte schwarze Schaale, als ein Regen, herunter. So wie nun die unendlich kleinen Kügelchen unten zusammenfallen; so fließen sie wieder in eins — und es ist, nach Abzug der

Schwere des Schmutzes, das vorige Quentchen. Denn alle Unreinigkeit bleibt im Leder zurück.

Unter der Luftpumpe kann man durch den Druck eben dergleichen Regen machen. Man setze ein Glas unter die Glocke, und lege oben darauf, vermittelst eines nassen Leders, eine messingene Kapsel, deren Rand nur Messing, das inwendige aber eine runde hölzerne Scheibe, eines Zolls dicke, ist, und über welche der messingene Rand, etwan eine Linie hoch übersteht. Wenn diese Kapsel auf dem nassen Leder recht vest klebt; so gieße man Queckſilber in die Oberfläche, und ziehe nun die Luft aus. Alsdann wird, wenn man sie wieder zuläßt, die zudringende Luft, das Queckſilber durch die Poros des Holzes drücken, daß es unten ins Glas, wie ein Regen fällt. In beyden Fällen, durch Leder und Holz gedrückt, erscheint es, von allem Schmutz gereiniget, in dem hellesten Silberglanz.

Wenn ihrs mit Kieselsteinen und dicken Glasstücken, in einem steinernen Mörser, eine geraume Zeit schüttelt; so wird es zuletzt, besonders durch etwas zugesetzten Schwefel, ein schwarzes Pulver.*) Laßt ihr dieses eine Zeitlang sublimiren, oder in einem gläsernen Kolben, über einem gelinden Feuer stehen; so werdet ihr über die Verwandlung erstaunen, wenn ihr ein röthlichschwarzes Pulver bekommt, welches sich wieder in das schönste rothe Pulver reiben läßt. Dann habt ihr den künstlichen Zinnober. Jenes schwarze Pulver sowohl, als dieses rothe,

*) Aethiops mineralis, der mineralische Mohr.

könnt ihr durch ein stärkeres Feuer wieder in das vorige flüßige Queckſilber verwandeln. Noch mehr. Vermiſcht ihrs mit Vitriolſäure und Salz, und ſetzt es in einem gläſernen Kolben übers Feuer; ſo ſteigt es mit den Salzſäuren in die Höhe, ſchießt in weißen Kryſtallen an, und wird das ſtärkſte Gift, das man in der Natur haben kann, oder das ätzende Queckſilberſublimat. Denn es auf dieſe Art bereiten, heißt: Sublimiren. *) Ein Körnchen davon wie ein halber Nadelknopf, tödtet den Menſchen. Eine Katze aber kann davon einen Skrupel vertragen. Gleichwohl kann dieſes tödtende Gift, wenn ein Gran davon in zwo oder drey Unzen eines deſtillirten Waſſers, das aber weder öhlicht, noch aromatiſch iſt, aufgelößt wird, von vernünftigen Aerzten, jedoch mit Vorſicht, in der Arzeneykunſt mit großem Nutzen gebraucht werden. Tod und Leben liegt alſo in dieſem Mineral verborgen, wie es genommen wird.

Reibt ihr den ätzenden giftigen Queckſilberſublimat mit lebendigem Queckſilber ſo lange, bis er das letzte nicht mehr annimmt; ſo habt ihr ein ſchwärzliches Pulver, und wenn ihr dieſes wieder gehörig ſublimirt; ſo giebt es eine dichte, weiße und glänzende Maſſe, welches eine der beſten Arzeneyen iſt, und ſüßer Mercurius **) heißt. Er hat ſeine beizenden Eigenſchaften verloren, und kann ohne alle Gefahr, als ein vortreffliches auflöſendes Mittel gebraucht

*) Mercurius ſublimatus, Sublimat.

**) Mercurius dulcis.

gebraucht werden. Es ist aber immer Vorsicht nöthig, daß davon nicht zuviel auf einmal gegeben werde. Noch viele andere Verwandlungen kann man damit in der Chymie und Arzeneykunst machen, die ich aber jetzt übergehe. Ich komme zu den Werken der Kunst.

Von dem Amalgamiren (Emailliren) habt ihr doch gewiß etwas gehört. Welches Frauenzimmer sollte nicht eine emaillirte Dose führen? Diese feine saubere Arbeit wird ebenfalls durch das Queckſilber zu Stande gebracht. Wie vielfacher Nutzen in einer Sache!

Amalgamiren überhaupt ist eine Arbeit, da man das Queckſilber mit andern Metallen in solche Verbindung setzt, daß es sie anzieht, und auflößt. Am liebsten verbindet sichs mit Gold und Silber; hernach auch mit Bley, Zinn, Zink und Wismuth; am schwersten mit Eisen. Die ganze Arbeit besteht darin, daß man die erwähnten Metalle gekörnt, oder in kleinen dünnen Blättchen, mit Queckſilber lange genug in einem Mörser reibt. Das heißt denn amalgamiren. Kommt Queckſilber zu Gold, daß es solches weiß macht; so sagt man: es verquicket das Gold. Wahrscheinlich kommt davon der Name: Queck- oder Quickſilber her.

Durch das Amalgamiren bekommt man eine weiche Masse, die sich, wie Wachs, drücken, bilden und behandeln läßt. Diese heißt das Amalgama, und giebt den Hauptvortheil beym Vergulden und Versilbern. Reibt man einen Dukaten in der Hand

mit

mit Queckſilber; ſo wird er ganz weiß. Wollen nun die Goldſchmiede Silber, Kupfer, Meſſing, u. ſ. w. vergulden oder verſilbern; ſo machen ſie erſt das Amalgama, oder ſie ſchmieren die weiche Teigmaſſe, z. E. auf eine ſilberne Doſe, Terrine, und dergleichen, und bringen ſie hernach ins Feuer. Das Queckſilber raucht ab, das Gold aber bleibt ſitzen, und zwar ſo veſt, daß ſie es hernach reiben, poliren und behandeln können, wie ſie wollen. Ohne dieſes Mittel wäre es nicht möglich, das Gold zum Sitzen zu bringen. Wie viele Dienſte leiſtet alſo nicht dieſes Mineral dem Menſchen, der ihm durch ſeinen Verſtand alle ſeine vortheilhafte und ſchädliche Verwandlungen abgelernet hat? Was würde Ovid zu dieſen Metamorphoſen ſagen?

Das ſchwarze, mit Schwefel zuſammengeriebene Queckſilberpulver, mit Schmalz vermiſcht, wird eine Salbe wider gewiſſe kleine Kreaturen, die man nicht gerne am Leibe leiden mag. Damit hat ſich vor einigen Jahren in Braunſchweig eine komiſche Geſchichte zugetragen. Einem Schweinehändler hat die Sache das gröſßte Schrecken gemacht. Dergleichen Leute, da ſie immer auf Reiſen ſind, pflegen ſich mit obiger Salbe zu ſchmieren, damit ſie vor den kleinen Wirthshauskreatur ſicher ſind. Tags zuvor hat er an einen Bäcker für zwanzig oder vierzig Louisd'or Schweine verkauft, und ſolche in ſeine lederne Geldkatze geſteckt; dieſe aber, um ſie recht zu verwahren, um den bloßen Leib geſchnallt. Des andern Tages — wie erſchrickt der Mann? — da

sich alles sein Gold in Silber verwandelt hat? Da er es für Hexengeld ansiehet; so läuft er auch gleich wieder zu dem Mann, von dem ers bekommen hatte. Dieser erstaunt eben so sehr, als er das Geld erblickt, und sie wissen sich beyde nicht daraus zu finden. Der Bäcker behauptet: dergleichen Geld habe er ihm nicht gegeben, und der Handelsmann will andere Louisd'or haben. Es entsteht ein Streit, der bald zum Prozeß gekommen wäre. Zum Glück wohnt ein Mann, der das Glaubersche Salz verfertiget, gegen über, der in solchen Dingen nicht unerfahren ist. Da er den Lärm hört, geht er zu den beyden Streitenden herüber, und läßt sich die Sache erzählen: auch die versilberten Louisd'or vorzeigen. Bey dem Anblick derselben muß er herzlich lachen, daß beyde denken: er wolle sie noch dazu vexiren.

Nein! sagt der brave Mann, das will ich nicht; sondern ich lache nur über den besondern Vorfall, den ihr für Betrug und Hexerey haltet, daß ihr bald darüber einen Prozeß angefangen hättet. Gebt euch zufrieden. Es soll keine Klage entstehen. Ich will der Hexerey bald ein Ende machen, und er soll seine gute Louisd'or wieder haben. Nicht wahr, fragte er den Schweinehändler: er hat sich mit einer gewissen Salbe geschmiert, um keine Einquartierung zu bekommen? „Ja! war die Antwort: das muß ich thun, wenn ich dafür auf meinen Reisen sicher seyn soll.“ Nun, sprach er, so kommt beyde mit in mein Gewölbe. Ich will die behexten Louisd'or bald wieder schaffen. Es geschahe, und was that

der Mann? Er setzte die versilberten Louisd'or in einem Tiegel auf ein Kohlenfeuer. Da stieg ein blauer Dampf in die Höhe, und sie verwandelten sich, zum grösten Erstaunen der beyden Streitenden, wieder in Gold. Sie kreuzten sich, damit die Zauberey nicht in sie fahren möchte. Denn sie hielten es nun erst, da sie den Dampf aufsteigen sahen, für Hexenwerk. Wie mochte es aber nun zugegangen seyn? Das Queckſilber hatte sich aus der Salbe nach dem Golde gezogen, und es versilbert. Da es nun abrauchte; so waren die Louisd'or wieder da. Das war die ganze Hexerey.

Daß das lebendige Queckſilber dem menschlichen Körper unschädlich sey, und gleich wieder durchlaufe, das wissen die Aerzte sowohl, als gewisse Diebe, die es seines Preises wegen auf eine ganz sonderbare Art zu stehlen, und zu verbergen suchen. Wegen seiner Schwere geht es gleich durch die natürlichen Wege wieder durch, und wird bey gefährlichen Verstopfungen wider das sogenannte Miserere gebraucht. Doch müssen die Gedärme nicht schon verschlungen oder eine Entzündung da seyn. Sonst kann es, wegen seiner Schwere, wenn es nicht durchkommen kann, eher Schaden anrichten. Indessen hat man Beyspiele, daß eine Person bey einer Verstopfung wohl zwey Pfund ganzer acht Tage bey sich behalten hat, und genesen ist, wiewohl ein geringer Speichelfluß erfolgte. Was die Diebe anbetrifft; so pflegen sie, beym Ausgraben desselben, öfters eine nicht geringe Menge zu saufen, und, nachdem es

seinen

seinen richtigen Weg wieder gefunden, abzuwaschen, zu reinigen und zu verkaufen. Eine sonderbare Praxis! Wenn die Louisd'or und Dukaten auf gleiche Art zu transportiren wären, wie mancher Harpax würde sich auf diese Art des Diebstahls legen?

Auf gleiche Art hat ein Laborant einmal seinen Koffeedieb entdeckt. Da er oft in Gedanken in seiner Stube herumgeht; so läßt er die eingeschenkte Tasse immer eine Zeit lang stehen. Dies merkt die Aufwärterin, und trinkt ihm solche beym Umkehren aus. Anfänglich glaubt der Mann, der in Gedanken ist: er habe sie selbst ausgetrunken, und schenkt sich eine andere ein. Endlich merkt ers, und, da er eben mit Queckſilber laboriren will; so thut er etwas in die Tasse. Kaum hat der Dieb die Tasse ausgetrunken; so ist er auch schon verrathen, und es liegt an der Erde.

XXXII.

Fortsetzung des ein und dreyßigsten Stücks.

Da es in dem menschlichen Körper, wenn es in ziemlichen Portionen, und in gehöriger Mischung gegeben wird, den Speichelfluß erregt; so können wir es als eine Wohlthat der Vorsehung ansehen, daß sie, bey der moralischen Verderbtheit des menschlichen Geschlechts, dieses Mittel zur Kur der abscheulichsten Krankheit, welche die Knochen angreift,

angreift, und den ganzen Körper zu einem lebendig verwesenden Aase mache, hat erfinden lassen. Schauderhafter ist für mich auf der ganzen Welt kein Anblick gewesen, als den ich einmal bey einem Arzte an dem Skelet einer Weibsperson gesehen habe, die an dieser sogenannten Venusseuche gestorben war. Schon bey Lebzeiten hatte sie Augen, Nase, Schlund und Lippen verloren, und in den zerfressenen Nase- und Augenknochen saßen noch die hellen Queckſilberkügelchen. Gott! was kann aus dem Menschen werden, der sich durchs Laster selbst vergiftet.

Wir wollen jetzt nochmals die wunderbaren Verwandlungen dieses Minerals übersehen. Es ist trocken, und doch flüßig, ohne naß zu machen. Es theilt sich ins Unendliche; aber allezeit in Kugeln. Im Feuer steigt es wie ein Dampf auf, und vermischt sich fast mit allen Metallen. Durch Schütteln wirds ein schwarzes Pulver; dieses aber durchs Feuer Zinnober und das stärkste Gift. Durch Leder und Holz gehts wie ein Regen. Gold verwandelt es in Silber. Es giebt Leben und Tod. Die Diebe trinken es, und es verräth die Diebe. Sollte man daraus nicht das scharfsinnigste Räthsel machen können?

Und nun die Frage: wo wird denn dieses Ding mit so wunderbaren Eigenschaften gefunden? Die Natur bereitet es, und die Erde giebt es; aber wie das erste geschehe: das gehöret noch zu den verborgensten Geheimnissen. Es ist schon den Alten: dem Hippokrates, Dioscorides, Galen, Plinius, Avicenna,

eenna, und andern nicht unbekannt gewesen, wiewohl es die meisten geradezu unter die Gifte rechneten. Zuweilen findet sichs wirklich als ein flüßiger Körper in den Höhlen der Erde, worin es aus den Gängen der Bergwerke in kleinen Teichen zusammengeflossen ist. Als reines Queckſilber wird es hier ausgeschöpft, gewaschen, gereinigt und mit dem Namen des Jungfernqueckſilbers beehrt. Es wird aber auch in ganzen Stücken, und in der Gestalt rother schweflichter Queckſilberminern, welche auch Zinnoberminern heißen, oder auch in Gestalt einer steinernen Masse von verschiedenen Farben ausgegraben. Durch geringe Wärme oder auch durch bloßes Schütteln kann es aus seiner Mutter herausgebracht werden. Die wegen der Queckſilberminern berühmtesten Provinzen sind Spanien, Böhmen, Ungarn, Kärnthen, Crain, Friaul, die Normandie, Peru in Amerika, u. s. w. In Idrien, zu Almaden in Spanien, im Toskanischen, und im Zweybrückischen, kommt es in der Vermischung mit einer weißen, rothen, oder blaulichen, kalk- oder thonartigen Erde vor, da ein Zentner manchmal siebzig Pfund Queckſilber enthält. In der Pfalz findet sich es in Kiesen, mit Sande vermischt bey Alicante in Spanien, und endlich auch bey Hartenstein in Sachsen in gewöhnlichen Zinnoberminern. Unter allen Metallen und Halbmetallen wird denn doch das Queckſilber am sparsamsten gefunden. Unmöglich kann es also der Grundstoff der andern Metalle seyn. Unter den europäischen Queckſilbergruben

sind die spanischen die ältesten, deren Plinius *) schon gedenkt.

Etwas muß ich noch von der Art und Weise sagen, wie das Queckſilber aus dem Gestein und Erden, die es enthalten, herausgebracht wird. Erst geschiehet solches durchs Pochen, wobey das meiste schon abläuft. Das zerstoßene Gestein wird hernach in einem Siebe gewaschen, wobey die noch versteckten Kügelchen niedersinken, und zusammenlaufen. Aus dem Zurückgebliebenen wird das darin enthaltene Queckſilber durch eine Destillation ausgetrieben, und in besondern, in der Erde vergrabenen Töpfen aufgefangen. Um es zu reinigen, wird es entweder durch ein grobes wollenes Tuch, oder Leder gedrückt, oder mit Seifensiederlauge, Salzlauge, oder Weingeist gewaschen. Wenn es ganz rein seyn soll; so muß es kein Häutchen mehr auf sich haben, und sich auf einem Papier leicht in Kügelchen zertheilen lassen.

Von dem Nutzen des Queckſilbers in der Arzeneykunst, und für das menschliche Leben hab' ich schon oben etwas angeführt. Noch eines zwiefachen, sehr auffallenden Nutzens will ich nur noch gedenken. Könnten wir uns wohl im Spiegel besehen, wenn nicht Queckſilber, mit Zinn und Bley versetzt,

*) S. dessen Naturgeschichte übers. von Große X. Band S. 92. §. 32. Lebendiges Silber; daher im Deutschen Queckſilber von dem alten deutschen Worte Quik: Leben.

versetzt, hinter die Glasplatte, als ein Ueberzug, der die Folie heißt, gelegt würde?

Könnten wir endlich ohne Queckſilber ſo richtige Wetterpropheten haben, als wir an unſern Barometern und Thermometern beſitzen? Die Luft wirkt ſo ſtark darauf, daß es durch Steigen und Fallen, Wärme und Kälte, Schwere und Leichtigkeit derſelben anzeigt, und man zwölf bis vier und zwanzig Stunden vorher wiſſen kann, was für Wetter entſtehen wird.

Wunder genug in einem Dinge!

XXXIII.

Von den Farbenwechſelungen des Chamäleons.

Im Thierreich iſt das Chamäleon in Anſehung ſeiner Farbenverwandlungen das, was das Queckſilber wegen ſeiner mannigfaltigen Veränderungen, die es leiden kann, im Mineralreich iſt. Dem Naturforſcher gehört es zu dem Geſchlechte der Eidexen dritter Art mit kurzem, länglichtrundem, ſchuppichtem Schwanze. Was der Ameiſenlöwe den Ameiſen iſt, das iſt dieſes den Fliegen, und andern Inſekten: ein wahrer kleiner Löwe, welches das Wort Chamäleon eigentlich bedeutet. Sein Vaterland iſt die alte und neue Welt. Es befindet ſich in Oſtindien, beſonders in Bengalen, Ceilon

und Amboina; in Afrika auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. In Egypten sind die größten. In Westindien in der Gegend von Mexiko; aber auch in Europa in Spanien.

In seiner Lebensart hat es so viele Sonderbarkeiten, daß sich der Unwissende darin nicht hat finden können; sondern daher zu mancherley Fabeln und Erdichtungen Anlaß genommen hat. Es hält sich fast beständig auf Bäumen auf, und kann vortrefflich klettern, wozu ihm seine Fußkrallen, und sein krummer Schwanz, den es am Ende, wie eine Spiralfeder, zusammenkräuseln, und um den Zweig schlagen kann, sehr behülflich sind. Auf der Erde ist sein Gang desto langsamer, ungeschickter und schleppender, und es ist unter seinem Geschlecht das wahre Faulthier. Wie doch die Natur den Körper und die Gliedmaßen jedes Thiers für seine Bedürfnisse so weislich eingerichtet hat! Es lebt von Insekten, die es, fast wie der Ameisenbär, mit einer langen, fadenförmigen klebrichten Zunge zu holen weiß. Allein die Zunge ist nicht ganz fadenförmig, sondern nur vom Schlunde an, und hinterwärts. Vorn sitzt ein länglichter dicker Klumpen Fleisch, der das ganze Maul füllt, und mit einer rauhen stachlichten Haut überzogen ist. Zieht man die ganze Zunge heraus; so hat sie wegen dieses vorn sitzenden Fleischklumpens die Gestalt einer Keule. Das Thier kann damit bey seiner Insektenjagd eine dreyfache Absicht erreichen. Erstlich ist sie sein Wurfspieß, den es ausschießt, die vor ihm sitzende

Fliege

Fliege in einiger Entfernung zu haschen. Zweytens ist sie sein Fänger, weil die Fliege, sobald sie berührt wird, daran hängen bleibt. Drittens ist sie sein Drücker, weil es mit dem dicken fleischichten Theile der Zunge, die Fliege zerdrückt, und hernach aussaugt. In Indien läßt man diesen Fliegenfänger frey im Zimmer herumlaufen, und er hält es gewiß von Insekten rein.

Da das Thier beständig zum Fangen fertig ist, und dazu seine Zunge gebrauchen muß; so sitzt es auch immer mit offenem Munde, und kann ihn wegen der dicken Zunge nicht völlig verschließen, wie ich aus den Exemplaren meines Kabinets deutlich sehe, welche alle den Mund offen haben. Daher ist die falsche Meynung der Alten entstanden, daß es von der Luft lebe, und immer nach Luft schnappen müsse. Seine Lungen sind ungeheuer groß, und füllen den größten Theil des Leibes aus. Es kann sich damit, wie es will, aufblasen, und dünne machen. Dies Manöver ist ihm nöthig, weil es dadurch das schnelle Ausschießen der Zunge zum Fange befördern muß. Auch daher die Fabel: daß es bloß von der Luft lebe.

Die merkwürdigste Eigenschaft des Thiers ist sein Farbenwechsel. Die Sache ist gewiß, und zum Sprüchwort worden, daß man von einem veränderlichen Menschen sagt: er sey wie ein Chamäleon. Fabel aber ist es, wie man vorgiebt, daß es jedesmal die Farbe der Körper annähme, darauf es säße, oder die ihm zunächst wären; also auf den Bäumen

grün; auf dem Stroh gelb; auf Blauen blau, u. s. w. Das ist grundfalsch. Die natürliche Farbe des Thiers ist stahlgrau, zuweilen aber wird es grüngelblich, schwärzlich, auch gefleckt, und zwar aus freyen Stücken; nicht durch äußerliche Gegenstände, sondern von innen heraus; am sichtbarsten, wenn es gereizt und böse gemacht wird. Einige leiten diese Farbenveränderung von der Galle her, und vergleichen sie mit der Gelbsucht. Allein dies ist mir nicht überzeugend genug. Es ist mir in der Naturgeschichte nichts angenehmeres, als bey den, von Fabeln und Unrichtigkeiten entstellten Dingen, auf den wahren Grund zu kommen, und sie in ihrer eigentlichen Gestalt darzustellen. Ich habe daher über das Chamäleon alle mögliche Reisebeschreibungen und Naturgeschichten nachgelesen, und alles, was davon gesagt ist, gehörig verglichen. Dadurch bin ich denn auf den eigentlichen Grund gekommen, wie dies Thier seine Farben nach Willkühr, so oft es will, verändern kann.

Von Natur, sagen alle Reisende, die es in seiner Freyheit gesehen haben, ist das Thier nicht eigentlich stahlgrau; sondern es hat zur Grundfarbe ein Grün, das verschiedene Schattirungen (Nüanzen,) hauptsächlich zwo, die sich besonders auszeichnen, anzunehmen fähig ist: das sächsische Dunkelgrün, das etwas ins Blauliche fällt, und hernach das Gelblichgrün. Ist es nun im Freyen, und befindet sich wohl; so hat es im Ganzen das schöne Grün, bis auf einige Theile der chagrinartigen Haut, wo-

von

von ich unten noch etwas sagen werde, die wegen ihres dicken und körnerichten Gewebes, eine braunröthliche mit weißgrau versetzte Mischung, zeigen. Wird es nun in freyer Luft gereizt; so wird die herrschende Farbe der Haut grüngelb. In gewissen Fällen, vorzüglich, wenn ihm ein Nebenbuhler in Wurf kommt, oder wenn man eine Anzahl von Insekten auf einmal auf dasselbe wirft, daß es nicht weiß, wozu es greifen soll; besonders, wenn es die Insekten anfallen, stechen und peinigen, läßt es, fast in einem Augenblick, wechselsweise, alle drey Schattirungen von Grün durch einander laufen.

Läßt man es verhungern — es kann aber über sechs Wochen ohne Nahrung leben — so ist bey der Entkräftung die gelbe Farbe anfänglich die hervorstechende; bey dem ersten Grad von Fäulung aber wird sie fahlbraun, und endlich stahlgrau. So sind fast alle todte Exemplare, die zu uns gebracht werden. Hieraus kann man die Ursachen dieser Veränderungen leicht entdecken, und sich überzeugen, daß sie nicht allein von der Galle des Thiers herrühren möchten. Sie liegen

1) im Blute, das an sich blauviolet ist;
2) in den Häuten seiner Gefäße, die durchgehends gelb sind. Die abgesonderte Oberhaut des Thiers hat gar keine Farbe, und ist völlig durchsichtig; doch scheinen die Knötchen auf derselben, wenn sie das Thier bekleidet, mit zu spielen.

Alle Farbenveränderungen des Thiers entstehen also aus einer Vermischung des Gelben und Blauen, wodurch ein verschiedentlich schattirendes Grün hervorgebracht wird. Wird nun das Chamäleon, wenn es gesund ist, und volle Nahrung hat, zum Zorn gereizt, so schießt das Blut in größerer Menge aus dem Herzen nach den äußerlichen Theilen, und die blaue Farbe des Bluts, das die Hauptgefäße anspannt, bekommt das Uebergewicht über das Gelbe. Folglich zeigt sich dann eine grünblauliche Schattirung, die durch die äußere Haut schimmert. Ist hingegen das Thier matt, schwach, verhungert, und der äußern Luft beraubt; so sind auch die äußern Gefäße weniger angefüllt, und ihre Farbe, welche nun die herrschende wird, giebt die grüngelbliche Schattirung, bis das Thier wieder in Freyheit kommt, mehr Nahrung erhält, und seine Hauptfarbe: das schöne Grün, aufs neue annimmt, welches alsdann geschiehet, wenn seine Säfte im rechten Gleichgewichte stehen: das ist, in dem Zustande, der ihm der behaglichste ist. Man siehet also, daß der Grund dieser Farbenwechselungen in den verschiedenen Mischungen der Säfte des Thiers liege, und auf gewissen Zufälligkeiten beruhe, die von äußern Ursachen herrühren, wobey also die Natur keine besondere geheimnißvolle Absichten hat.

Ich besitze einige Exemplare von großen und kleineren Chamäleons, sowohl in Weingeist, als trocken. Die erstern haben eine stahlgraue; die zweyten eine fahlgelbe Farbe angenommen. Bey den

letztern

letztern kann man es deutlich sehen, daß die Haut mit vielen kleinen Knötchen, wie ein Chagrin, besäet ist. Geht man des Abends mit dem Lichte vorbey; so spielen die Knötchen alle mögliche Regenbogenfarben. Ein gleiches geschiehet in der Sonne; oder auch schon, wenn man das Thier schräg gegen das Licht hält.

Einige wollen zwar behaupten: das Thier hätte keine Ohren; ich habe aber an beyden Seiten des Kopfs, hinter den großen Augen, zwo kleine, mit Schuppen der Haut bedeckte Oeffnungen, und, bey der Zergliederung, alle Gehörwerkzeuge gefunden. Wunderseltsam sehen die Augen aus, welche nach Verhältniß des Körpers eine ungewöhnliche Größe haben, mit einem goldgelben Ringe und mit dicken Augenliedern umgeben sind. Man muß das Thier lebendig gesehen haben, wenn man die seltsame Richtung und Drehung bewundernwill, die es mit den Augen machen kann. Es kann nämlich das eine Auge so richten, z. B. wenn eine Fliege über ihm sitzt, daß es damit in die Höhe sieht; das andere aber unterwärts kehren, und also zu gleicher Zeit mit dem einen Auge dahin, mit dem andern dorthin sehen.

XXXIV.

Moralische Ungeheuer,

oder

etwas zur Kenntniß äußerst schlechter, und einiger guten Menschen *).

I) Geschichte einer unglaublichen Rache **).

Zween Lehrpurschen kommen bey einem Meister in die Lehre. Der eine arm, der andere kann sein letztes Lehrjahr abkaufen. Dieser letztere hat sich vom Anfange in der Lehre schlecht betragen, und sein Hauptkarakter ist dieser gewesen: heimliche Tücken auszuüben, und sie hernach andern Schuld zu geben; sich aber ausnehmend zu belustigen, wenn andere über Verbrechen gezüchtigt wurden, wovon er der Thäter war. Dergleichen Stückchen hatte sein Kollege sehr oft erfahren müssen. Diesen guten Lehrpurschen, so wollen wir sie beyde unterscheiden, hatte das

*) Man vergleiche hiermit den Beytrag zur Menschenkenntniß im ersten Jahrgange der Monatsschrift für allerley Leser, S. 689, wo ich meine Meynung über moralische Monstra gesagt habe.

**) Aus dem Munde eines gelehrten Kavaliers, der sie selbst erlebt hat.

das alles nicht irre gemacht; sondern er war fleißig, treu und redlich geblieben. Natürlicher Weise hatte er den Vorzug bey dem Meister, und andern, und der böse bekam seines guten Beyspiels wegen öfters harte Vorwürfe, auch wohl Schläge. Dies erbitterte den Bösewicht desto mehr gegen den guten, und er suchte sich heimlich auf die boshafteste Art öfters an ihm zu rächen. Allein die Lehrjahre verstrichen. Der böse kaufte sein letztes Jahr ab, und gieng in die Fremde. Der gute mußte noch ein Jahr bleiben, und verhielt sich wohl. Nachdem er seine Wanderschaft geendigt hatte, ließ er sich in einem kleinen sächsischen Städtchen nieder, besetzte sich, und es gieng ihm wohl. Alle Einwohner waren mit seiner Arbeit, und alle Nachbarn mit seinem Verhalten zufrieden. Der böse trieb sich indessen in der Welt herum, konnte seines schlechten Betragens wegen nirgends bleiben, und gieng unter eine Räuberbande. Das Schicksal führte ihn in diese Gegend, wo ein gewaltsamer Einbruch und Mord geschahe. Er wurde ertappt und gesetzt. Tags zuvor aber hatte er zufälliger Weise erfahren, daß sein alter Kollege und Lehrpursche sich in diesem Städtchen besetzt hatte. Er gieng zu ihm, freuete sich dem Scheine nach über sein Glück, fragte nach diesem und jenem, worauf ihm dieser gute Mensch, ohne das geringste Arge zu haben, ehrlich antwortete. In der Nacht darauf geschahe der Diebstahl und Mord. Gleich in dem ersten Verhör gab er diesen Unschuldigen, dem Niemand im ganzen Orte etwas Böses nachsagen konnte,

als einen Mitschuldigen an. Der arme Mensch wurde gesetzt, und wußte nicht, wie ihm geschahe. Natürlicher Weise mußte er läugnen, weil er von nichts wußte. Als er mit seinem Angeber konfrontirt wurde, wie mußte der arme Mensch erschrecken, da er sahe, daß es eben der war, der ihn gestern besucht, und nach verschiedenem gefragt hatte. Er mochte läugnen, wie er wollte: es half nichts. Der Bube war so frech, daß er vor ihn hintrat, und ihm ins Gesicht sagte:

„Mensch! wie kannst du läugnen. Bist du nicht bey dem und dem Diebstahle mit gewesen? Hast du nicht die und die Mordthat begangen? Weißt du noch wohl: die eine? da ich hielt, und du mir das Messer abnahmst, und der Person die Gurgel abschnittest?“

Kurz, er sagte ihm so viele Spezialia vor, daß er zwar erstarrte; aber doch nichts bekennen konnte, weil er nichts gethan hatte. Die Richter verfuhren zwar nicht vorsichtig genug, ob er gleich auf sein Verhalten in der Lehre und an diesem Orte appellirte. Es wurde ihm die Tortur zuerkannt, und gleich beym Anfang derselben bekannte der Unglückliche alles, was ihm nie in Sinn gekommen war, um der Schmerzen überhoben zu seyn. Er wurde nochmals konfrontirt, und der Bube hatte indessen noch mehrere Verbrechen erdichtet, die er ihm aufhalsete. Da seine ihm bewußte Unschuld abermal läugnete, er aber wieder mit der Tortur bedrohet wurde; so bekannte er wie-

der

der aus Furcht vor den Schmerzen. Das Urtheil kam, daß sie beyde von oben sollten gerädert werden. Der Bösewicht hörte es mit einer Art von Freude an, daß er nicht allein gerädert würde. Der andere war so betäubt, daß er nichts mehr zur Vertheidigung seiner Unschuld vorbrachte.

Der Tag zur Exekution kam, und sie wurden beyde heraus geführt. Der gute sollte zuerst gerädert werden. Der böse sahe gelassen zu, wie man mit ihm zu Werke gieng. Krippe, Rad, Stricke: alles war fertig, und die Henkersknechte legten ihn schon hin. So wie er aber ausgestreckt werden sollte, rief der Bube: „Halt! ich habe der Obrigkeit noch etwas zu sagen. Dieser Mensch ist ganz unschuldig. Ich habe seinetwegen in der Lehre viel Unwillen gehabt, und habe mich deshalb nur ein Bischen an ihm rächen wollen. Sein Glück und Wohlstand an diesem Orte war mir ärgerlich. Ich habe meinen Zweck erreicht. Ist er doch nun in Schinders Händen gewesen.“

Dadurch mußte die ganze Exekution aufgeschoben, und die Sache aufs neue untersucht werden. Es fand sich alles so, wie der Bube gelogen hatte. Der Mensch wurde losgesprochen. Das zweyte Urtheil des andern aber lautete so: daß er nun von unten auf sollte gerädert werden. Es geschahe, und er fand auf seine Art noch eine Beruhigung darin, daß er den andern in Schinders Hände gebracht hätte. Was war es aber? Der unglückliche Mensch überlebte seine gerechtfertigte Unschuld nicht lange; sondern

dern starb kurze Zeit nachher. Eine wahre Wohlthat für ihn! Von ihrer Konfrontation in der andern Welt, wenn sie anders geschehen kann, oder darf — möchte ich wohl einige Vorstellungen haben. Kann man sich aber eine schändlichere, boshaftere und schadenfrohere Rache denken? Ein wahrer Pendant zu Schwarzbecks Geschichte, der sich auch unter dem Rade noch halbtodt lachte, daß er einen Schneider aufgehängt, und mit dem Kopfe in einem Ameisenhaufen jämmerlich umkommen lassen. *) War aber nicht der Grund zu dem vorigen moralischen Monstro schon in der Jugend, und in den Lehrjahren gelegt?

II) Neuerliches Beyspiel von der Grausamkeit der Türken gegen die Christensklaven.

Am dreyzehnten Decemb. 1786 kam ein Schumachergeselle, Michael Roso, aus Gotha gebürtig, auf die hiesige Herberge, um in sein Vaterland zurückzukehren. Ein junger Mensch von acht und zwanzig Jahren, der aber nicht sprechen, nicht hören konnte — und unter den Fußsohlen drey Finger dickes gebranntes Horn hatte. So war er in der türkischen Sklaverey geschändet; jetzt losgekauft, und wollte nun nach seiner Heimath. Ich besuchte ihn. Wie traurig war für mich der Anblick eines, von Menschen so geschändeten, und unbrauchbar gemachten Menschen! Da er nicht hören, ich also nichts

*) S. Monatsschrift für allerley Leser, I. Jahrg. S. 697.

nichts mit ihm reden konnte; so ließ ich mir von ihm selbst seine Geschichte aufschreiben. Hier ist sie.

„Da ich mich in der Fremde etwas versuchen wollte, und Lust hatte nach Ostindien zu gehen; so gab ich mich vor sechs oder sieben Jahren in Hamburg durch einen Kaufmann: Namens Blumermann, mit zu Schiffe. Zween algierische Seeräuber nahmen unser Schiff, und machten alles zu Gefangenen. Wir wurden wie das Vieh auf den Markt zum Verkauf getrieben, und ich wurde von da nach Constantinopel geschleppt. Sobald ich da ankam, und einem Herrn übergeben wurde, wurden mir, und zween Mitgefangenen: einem Bäcker und Schlosser, die Zungenbänder abgerissen. Das geschahe auf folgende grausame Art: Wir wurden mit ausgebreiteten Armen und Füßen gerade auf, so angebunden, daß der Kopf rückwärts überhieng. Und nun riß man uns mit einem glüenden Drathaken die Sennen, Muskeln und Bänder der Zunge ab, daß dieselbe platt aufliegt, und ich solche fast gar nicht rühren kann. Reden kann ich gar nicht, und das Schlucken wird mir sehr sauer. Ich kann daher fast nichts, als Dünnes, herunterbringen. Dies nicht allein; sondern nun wurden uns auch die Ohren mit einem besondern Rohr ausgeblasen, daß alles darin zerspringen mußte. Alles darum, damit wir nicht mit einander reden konnten, wie wir wieder wegkommen möchten: auch zur Plage als Christen. Hätten sie gewußt, daß ich schreiben konnte: sie hätten mir die Hand auch abgehauen. Außerdem brannten sie uns

die

die Fußsohlen so hart, daß ich noch drey Finger dickes Horn, wie der Herr selbst gesehen hat, unter den Füßen habe. Das thaten sie darum, damit wir keine Schuhe und Strümpfe brauchten. Das machten sie aber so. Erst schnitten sie uns die Fußsohlen auf, und brannten sie. Dann würden sie wieder aufgeschnitten und gebrannt, und das so lange, bis die Brandrinde dicke genug war. Wie ich die unsäglichen Schmerzen noch habe aushalten können, mag der liebe Gott wissen. Um uns recht stark zu machen, da wir wieder heil waren, hat man uns ordentlich wie die Pferde geritten. Es setzte sich nämlich ein starker Kerl auf meine Schultern, und so mußte ich laufen und ihn tragen, wobey er mich immer mit den Hacken in die Rippen stieß. So wurden wir zugeritten. Das hat mich auch so stark gemacht, daß ich, wie sie gesehen haben, zwey starke Leute mit den Fingern oben in die Weste fasse, sie aufhebe, und weit von mir wegschleudere. Mutternackend wurden wir nun in den Pflug gespannt, den wir wie Pferde durch den Acker ziehen mußten. Unsere Speise war des Morgens Zitronen und bittere Pomeranzen, und Milch dazu; des Mittags Wein und ein wenig Brod, welches ich aber zu dünnen Brey machen mußte, auch Apfelsinen, damit wir die schwere Arbeit aushalten konnten. Abends wurden wir, wie das Vieh, in einen Stall getrieben, und bekamen für die Nacht eben die Speise, als des Morgens. Das Wasser wurde uns, wie den Pferden, in eine Krippe gegossen. Endlich erbarmte

barmte sich Gott über uns, und schickte einen Freund her, von eben dem Kaufmann, mit dessen Schiffe wir abgegangen waren. Dieser hat mich, den Bäcker und Schlosser, für dreyhundert Thaler losgekauft. Ich gehe nun als ein verstümmelter Mensch in meine Vaterstadt. Was werden die Meinigen sagen, wenn sie mich so wieder kriegen? Doch danke ich Gott, daß ich noch Hände und Augen behalten habe, meine Profession treiben zu können."

Der Mensch war wirklich so geschändet, und hatte keine Absichten, sich durch Verstellung etwas zu erbetteln. Er hatte es auch nicht nöthig; denn die Gilden hielten ihn frey. Ich habe seine zerrissene Zunge, Ohren und Fußsohlen mit meinen Augen gesehen. Das thun Türken an Christensklaven! Sind die Grausamkeiten geringer, welche Christen so lange an den armen und unschuldigen Negern verüben? Ich bin Bürge, daß die christliche Unmenschlichkeit in der folgenden Geschichte, die türkische weit übertreffe.

XXXV.

Fortsetzung des vier und dreyßigsten Stücks.

III) Die Todesmarter eines Negersklaven, der seinen grausamen Herrn aus Verzweiflung erschossen hatte *).

Von den grausamen und unmenschlichen Behandlungen, der sich die Christen gegen die Negersklaven, die sie durch Gewalt und List aus ihrem Vaterlande stehlen, und zur Sklaverey zwingen, ist mir kein Beyspiel bekannt, wogegen sich die Menschheit so empörte, als folgendes.

„Ein benachbarter Landmann hatte mich einst zu Tische gebeten. Um die drückende Sonnenhitze zu vermeiden, gieng ich durchs Holz. Ich war eben in aufmerksamer Betrachtung einiger seltner Pflanzen vertieft, als ich über mir ein starkes Geräusch in der Luft spürte, ob es gleich stilles und heiteres Wetter war. Ich sahe vor mir hin ins Freye, weil der Wald bald zu Ende gieng, in der Meynung, daß es

*) Lettres d'un Cultivateur americain Tom. II. p. 404. Von diesem unterhaltend lehrreichen Werk ist in der Ostermesse 1788 der erste Theil, nach meiner Uebersetzung, in Leipzig bey Cruslus erschienen, unter dem Titel: Briefe eines amerikanischen Landmanns, mit einigen Anmerkungen versehen.

es eine vorüberziehende Regenwolke wäre: als ich in demselben Augenblicke eine dumpfe heisere Menschenstimme zu hören glaubte, welche einige unverständliche Laute hervorpreßte. Ein kleiner Schauder überlief mich. Ich blickte schüchtern umher, wo die Stimme herkam — und ward, ungefähr zwanzig Schritt von mir, eine Art von Käfig oben an einem Baume gewahr, um welchen eine Menge großer begierig fressender Raubvögel herumschwebten. Als ich Feuer unter sie gab, flogen sie mit gräßlichem Geschrey davon. Und ich! — denken Sie sich mein Entsetzen — was ich nun erblickte? Einen in dem Käfig eingesperrten Neger, der in diesem Luftgefängniß langsam verschmachten sollte. Noch immer überfällt mich ein kalter Schauer, wenn ich daran gedenke. Die Vögel hatten ihm bereits die Augen ausgehackt, und das Fleisch von dem Gesichte gerissen, daß die bloßen Knochen da standen. Arme und Beine waren zerfleischt. Alles eine Wunde, daß das Blut schon durch den Käfig an dem Baume herunter auf die Erde geflossen war. Kaum waren die Vögel weg, als ein ungeheurer Schwarm von Insekten den Körper des Unglücklichen bedeckte, und an seinen Wunden schwelgte. Vor Furcht und Entsetzen konnte ich keinen Fuß von der Stelle bringen. Starre stand ich da, und betrachtete mit einer Art von wüthender Empörung das entsetzliche Schicksal des armen Menschen in seiner ganzen Abscheulichkeit. Das lebendige Gespenst hatte zwar die Augen; aber noch nicht das Gehör verloren. Es merkte, daß Je-

mand in der Nähe sey, und murmelte in seiner verworrenen Sprache um ein wenig Wasser zur Linderung seines Durstes. Hier bebte selbst die Menschlichkeit schaudernd zurück, und stand bey sich an, ob sie dem so hülflosen Elenden eine kurze Linderung reichen, oder durch einen einzigen Streich der grausamen Qual ein wohlthätiges Ende machen sollte? Hätte ich noch eine Kugel bey mir gehabt: ich wüßte, was ich gethan hätte *). Allein, da ich dem Armen diesen traurigen Dienst nicht leisten konnte; so suchte ich ihm mit zitternden Gliedern diejenige Linderung zu verschaffen, wie es mir möglich war. Zum Glück sahe ich eine Stange liegen, an deren Ende eine Kokusschaale bevestiget war. Vermuthlich hatten ihm einige schwarze mitleidige Brüder darin schon etwas Wasser zugereicht. Sogleich füllte ich sie, und führte sie mit bebender Hand zu den entfleischten Zähnen des Schwarzen. Von der unsäglichen Gewalt

*) Kann es noch ein Problem seyn, einen hülflosen Unglücklichen, der keiner Rettung mehr fähig ist, unter solchen Umständen, durch einen geschwinden Tod zu erlösen? Ich hätte den ersten besten Stein, oder Knopf in die Flinte geladen. Vielleicht aber wäre ich wegen meiner wohlthätigen Grausamkeit, einem so gemarterten Menschen seine Qual zu verkürzen, von den unmenschlichen Ungeheuern, die sie verlängert wissen wollten, eben deshalb, daß ich sie verkürzte, noch gestraft worden. Vater im Himmel! Aller Menschen Vater! was kann aus Menschen werden, die dein Bild: Barmherzigkeit ganz verloren haben!

Gewalt des Durstes geängstiget, gab er sich in seiner Lage alle mögliche Mühe, sie zu erreichen, sobald er durch das Anstoßen an das Gitter des Käfigs merkte, daß sie sich ihm näherte. Und nun hörte ich eine Stimme, die mir durch Mark und Bein gieng:

„Hab Dank, weißer Mann! hab Dank! — aber Gift drein thun — und mir geben!“ Unglücklicher! wie lange hängst du hier? „Schon zwey Tage — und nicht sterben. Die Vögel! ach die Vögel! nicht sterben. O! weh! weh!“

„Unfähig, diesen entsetzlichen Anblick länger auszuhalten, lief ich, was ich konnte, um bald aus dem Walde heraus zu kommen, und das Haus zu erreichen, wo ich eingeladen war. Da hörte ich denn, daß dieser Neger darum so bestraft würde, weil er den Aufseher der Plantage erschossen hätte *). Die Gesetze der Selbsterhaltung, meynte man, machten dergleichen Strafen nothwendig **), wobey man nicht unterließ, das System der Negersklaverey aus

*) Weil er aus Verzweiflung dazu gebracht war.

**) Haltet sie menschlicher; so dürft ihr keine Gesetze der Selbsterhaltung gegen sie geben. Die Möglichkeit beweisen die Menschenfreunde: die Quaker, die ihren Negern die Freyheit geben, und mit ihnen, nicht nur, als mit Menschen; sondern als mit Brüdern umgehen, denen sie mit unaussprechlicher Treue — mit Blut und Leben — dienen, und gewiß keinen erschießen werden.

allen Gründen, die man gemeiniglich dafür anzuführen pflegt, zu vertheidigen *)."

Die Empfindungen meiner Leser bey dieser Geschichte kann ich mir denken; aber kaum denken, daß sie erdichtet sey.

IV) Geschichte einer auf dem Eise im Sund geretteten Strandwache.

In dieser Geschichte offenbaren sich auch verschiedene Züge des menschlichen Herzens; zugleich auch deutliche Spuren der göttlichen Vorsehung. Wenn bey Kopenhagen der Sund zufriert; so wird eine Strandwache gesetzt, und wegen der Desertion, weit hinaus auf dem Eise Posten gestellt. Bey eingefallenem Thauwetter lassen die entferntesten Posten, den am Strande wachthabenden Officier bitten, sie bald ablösen zu lassen. Das Eis fange schon an zu krachen, und Risse zu bekommen. Dieser kann das für sich nicht thun, und ehe aus der Stadt Befehl dazu kommt, bricht das Eis schon mit ungeheurem Knall. Vier Mann und ein Unterofficier treiben auf einer Eisscholle nach der See zu, ohne daß ihnen ein Mensch zu Hülfe kommen kann. — Vorläufig muß ich sagen, daß sie gerettet wurden. Sonst würde man nicht haben wissen können, was mit ihnen vorgegangen wäre.

In

*) Eine schmausende vergnügte Gesellschaft, ungefähr eine halbe Stunde von diesem Scheusal der Menschheit — welch ein Kontrast!

In der ersten Noth und Verzweiflung wollen die Soldaten den Unterofficier erschießen, weil sie ihm Schuld geben: er habe es nicht ordentlich bestellt. Leute in Todesgefahr kennen keine Gesetze mehr, und sind schwer zu überzeugen. Ein alter Soldat aber nimmt das Wort.

„Kameraden! spricht er, wird uns dadurch geholfen, wenn wir den Mann tödten? Wolltet ihr wohl vor eurem Tode noch einen vorsetzlichen Mord begehen? Er hat Weib und Kind. Der liebe Gott kann uns retten. Kämt ihr nun als gerettete ans Land; so müßtet ihr doch, als Mörder, sterben. Thut es nicht. Laßt uns Muth fassen. Wer weiß, wie es noch mit uns kommt. Und ertrinken wir; so ertrinkt er ja mit.“

Dies that gewünschte Wirkung, und sie faßten andere Gedanken. Inzwischen wurde die Gefahr zusehends größer. Die Eisscholle, auf der sie schwebten, stieß sich an andern anfahrenden Schollen immer kleiner, so daß sie nun von einer Scholle zur andern springen mußten. Und so trieben sie zwey Tage und Nächte herum, bis sie endlich am dritten Tage des Morgens früh bey Mondscheine vor einem schwedischen Städtchen anlandeten. Die Schildwache erblickte sie, und hörte ihr Geschrey um Hülfe. Sie machte Lärm, und sie wurden durch ein Boot glücklich abgeholt. Von Frost und Hunger starre, ließ sie der Kommendant gut verpflegen, und nachdem sie sich erholt hatten, besuchte er sie, und ließ sich ihr Schicksal erzählen.

„Kameraden! spricht er, da ihr so wunderbar durch unsere Leute gerettet, und in diese Gegend gekommen seyd; so frage ich, ob ihr bey uns Dienste nehmen wollt. Doch muß es mit eurem guten Willen geschehen.“

Wir danken für alle Wohlthat und Hülfe, erwiederten sie; glauben aber, daß wir dadurch noch mehr Verdienst bekommen, wenn wir wieder zu unserm Könige zurückkehren.

„Ihr seyd brave Leute, fuhr der Kommendant fort, beschenkte sie, und ließ sie nach einem dänischen Städtchen bringen, von da sie noch sechs Meilen bis Kopenhagen hatten. Hier lief alles zu, ihre Geschichte zu hören. Da sie sich aber einen Wagen bis Kopenhagen ausbaten; so waren ihre eigne Landsleute so indiscret, ihnen solchen abzuschlagen, und zwar auf eine kränkende und beleidigende Art. Es wäre nicht Mode, hieß es, die Soldaten im Lande herum zu fahren. Die könnten ihren Weg wohl zu Fuße finden. War das nicht selbst Undank gegen die Vorsehung, die sie so wunderbar errettet hatte? Kurz! die armen Leute mußten den Weg zu Fuße thun. Als sie ankamen, glaubte man Gespenster zu sehen. Alle Große ließen sie vor sich kommen, und sie wurden von der Regierung ansehnlich versorgt.

Hier mögen sich meine Leser die guten und schlechten Menschen selbst auszeichnen!

XXXVI.

Ein listig-lächerlicher Diebesstreich.

Wenn mancher Mensch den Scharfsinn seines Verstandes, den ihm Gott gegeben hat, zum Guten anwenden wollte: wie viel Großes, wie viel Gutes würde er nicht zu seinem und anderer Besten ausrichten können? Die Erfahrung lehrt es, daß die arglistigsten uud abgefeimtesten Spitzbuben: ein Kartouche, Lipstullian, u. s. w. den scharfsinnigsten Verstand gehabt haben. Ihre Diebesstreiche beweisen es. Die Projekte sowohl, als die Art, sie auszuführen; die Mittel, die sie zu ihrer Sicherheit und Rettung vorkehren; oder die listigen Wendungeu, die sie machen, wenn sie in Verlegenheiten gerathen, und den Verdacht von sich abwälzen wollen: alle dergleichen Dinge zeigen, wie weit sie es im Nachdenken, in Vergleichung der Umstände, die ihnen vortheilhaft oder nachtheilig werden können, in raschen und geschwinden Entschließungen, gebracht haben. Je mehr sie ihren Verstand, auch im Bösen, geübt haben, desto schärfer wird er, und eben so würde er geworden seyn, wenn sie ihn zum Guten angewendet hätten. Ach! wie selten aber überdenkt der Mensch das Gute, das er in der menschlichen Gesellschaft stiften könnte? Das ist der Grund, warum es in der Welt so viele große und scharfsinnige Bösewichter giebt!

Folgende Diebesgeschichte hat sich kürzlich in einer Stadt, worin Garnison liegt, zugetragen. An einem Markttage kommt ein Soldat zu einem einfältigen Dorfmädchen, das einen Tubben mit Butter feil hat. Darf ich, spricht er, von den Stücken etwas kosten? Mein Herr ist gar zu eigen in der Butter. Nachdem es ihm erlaubt worden, sagt er: „nun das ist doch einmal Butter, wie sie mein Herr wünscht, und ich bin froh, daß ich nicht mehr herum laufen und kosten darf. Er wird ihr alles abnehmen. Ich kann mich aber damit nicht tragen. Sie muß selbst mitgehen.“

Das Mädchen, in der Hoffnung, alles los zu werden, folgt ihm mit Freuden. Er führt es durch verschiedene Straßen endlich in ein Kloster, und sagt: es solle unten im Hause warten; er wolle es erst seinem Herrn melden.

Hier der Anfang seines listig ausgedachten Anschlages. Nun geht er zu dem Pater, und sucht solchen erst für sich einzunehmen; besonders sich der schwachen Seite desselben: der Bekehrungssucht, zu bedienen.

„Ehrwürdiger Herr! spricht er: ich habe unten eine Verwandte vom Lande, die im Kopfe verirrt ist. Sie spricht von nichts: als sie wolle Geld haben. Sie habe etwas verkauft, und man wolle sie nicht bezahlen. Sie hängt ganz am Zeitlichen. Sie wird von Ihnen, wenn sie vorkommt, ebenfalls nichts anders, als Geld, haben wollen. Kehren Sie sich daran nicht. Da ich gehört habe, ehrwürdiger lieber

Herr!

Herr! daß Sie mit solchen Personen gut umzugehen wissen; so suchen Sie ihr doch die Geldgrillen aus dem Kopfe zu bringen.“

Der Pater verspricht alles, was er kann. Er geht, und sagt zum Mädchen: „nun so gebe sie die Butter her. Der Herr will alles nehmen. Gehe sie herauf: er wird ihr oben das Geld bezahlen.“ Dies that er also in der Absicht: diese beyden Personen, das Mädchen und den Pater, in ein langes Gespräch zu bringen, damit er Zeit gewönne, mit dem Buttertubben davon zu eilen. Sobald auch das Mädchen oben auf der Treppe war, nahm er den Buttertubben, und damit über alle Berge.

Nun kommt der lustigste Auftritt zwischen den beyden Personen, die in ganz entgegengesetzter Absicht mit einander sprachen. Das Mädchen erwartet sein Geld, und der Pater wendet alles zu ihrer Bekehrung an. Wir wollen sie sprechen lassen.

Pater. Komm herein, gutes Mädchen! Du daurst mich. Sag mir, was dir fehlt? Worüber bekümmerst du dich? Du sollst schon besser werden.

Mädchen. Ich wollte gerne mein Buttergeld von dem Herrn haben.

Pater. Das dacht' ich wohl, daß du Geld haben wolltest. Das leidige Geld steckt dir im Kopfe. Laß das fahren. Denke an deine Seele. Die ist besser, als alles Geld. Wer wollte sein Herz so an das Zeitliche hängen?

Mädchen. J! Herr Pater! ich bin vom Dorfe, und verstehe nichts von dem allen, was Sie da

sagen. Nur mein Geld wollte ich haben. Es trägt so viel zusammen.

Pater. Armes Mädchen! ich sehe wohl, daß es auf einmal nicht mit dir geht. Denke doch nicht immer ans Geld, sondern an deine Seele. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes; so wird euch alles andere zufallen. Laß das Geld fahren, arbeite fleißig; so wird dir der liebe Gott schon so viel geben, als du brauchst. Gehe diesmal hin, und bedenke das hübsch, was ich dir gesagt habe; so wirst du schon besser werden. Und komm bald einmal wieder, wenn dir die Geldgrillen zu Kopfe steigen.

Mädchen. Nein! Herr Pater! so gehe ich nicht. Mein Geld muß ich erst haben.

Pater. Nun! nun! wenn du wieder kommst, wollen wir weiter davon reden.

Mädchen. Da würde ich schöne verkaufen, wenn ich ohne Butter und Geld nach Haus käme. Was würden Vater und Mutter dazu sagen? Mein Geld will ich haben. Da unten im Hause steht meine Butter. Wenn Sie sie nicht haben wollen; so gehe ich weiter. Für einen Narren lasse ich mich nicht halten.

Da merkte denn der Pater, daß es mit der Sache nicht richtig wäre. Mädchen! sprach er: „war denn das nicht dein Verwandter, der zu mir sprach: du wärest irrig im Kopfe; ich sollte dich bekehren?“

Mädchen. Bewahre Gott! ich bin vom Dorfe, sitze auf dem Markte mit meiner Butter; da kommt ein Soldat, kostet die Butter, und sagt, ich sollte nur

mit gehen; sein Herr würde alles nehmen. Ach! das Gott erbarm! Das ist ein Spitzbube! Wo wird meine Butter seyn.“

Und damit lief es geschwind die Treppe herunter. Fort war die Butter! Welche scharfsinnig ausgedachte List! Zum Unglück hatte ihn Jemand gegenüber, der ihn kannte, mit dem Buttertubben laufen gesehen. Er wurde ertappt, bestraft, und das Mädchen bekam die Butter wieder.

XXXVII.

Vom Aberglauben mit dem sogenannten Diebesdaumen.

In Anfang des 1788sten Jahrs, hat sich in einer benachbarten ansehnlichen Stadt, folgende abergläubische Geschichte wirklich zugetragen. Ein Bierbrauer kommt in seiner Nahrung zurück. Anstatt sein Hauswesen, sein Malz, seine Gefäße, und andere zum Brauen gehörige Sachen gehörig zu untersuchen: mit einem Worte, besseres Bier zu brauen, das schon Abgang würde gefunden haben, folgt er dem abergläubischen Wahn, den er, oder seine Frau einmal mochten gehört haben: willst du deinem Biere Abgang verschaffen; so mußt du einen Diebesdaumen hinein hängen. Ein Narr findet immer einen Narren, der ihm Vorschub thut. So gieng es auch hier. Er wurde von andern: es sey nun

selbst

selbst aus Aberglauben, und dummer Unwissenheit, oder aus Spott, Muthwillen und Bosheit, in seiner Thorheit gestärkt. Kurz: es wurden Anstalten gemacht, von den, vor dem Thore noch im Galgen hängenden Dieben, eine Hand zu holen.

Die Hand kam an, und wer war froher, als die Besitzer eines solchen Schatzes? Ihrer Meynung nach dachten sie am sichersten zu gehen, wenn sie sich nach dem Sprüchwort richteten: viel hilft viel. Es wurde also nicht etwa der Daumen; sondern die ganze Diebeshand ins Bier gehängt. Allein der Abgang und die Nahrung blieb aus, und fiel täglich mehr. Vermuthlich weil sie, in dem falschen Vertrauen auf ihre Diebeshand, das Bier noch schlechter als vorher machten, und allen Segen von ihrer Diebeshand, aber nicht von den rechten Mitteln, erwarteten. Nachdem die verblendeten Leute einige Monate vergeblich auf Abgang gehofft hatten; so ekelte der Frau selbst vor dem abscheulichen und unnatürlichen Mittel. Sie nahm also heimlich, ohne daß es der Mann wußte, die Diebeshand heraus, und krug sie auf den obersten Boden in einen finstern Winkel. Hier wurde sie ein Spiel der Katzen, und zum Unglück der betrogenen Leute, einmal ins Haus heruntergeschleppt, da eben ein Paar Soldaten beym Branntweinglase saßen. Da diese eine Menschenhand erblickten, machten sie Lärm, weil ihnen gleich die Absicht einfiel, wozu man sie möchte gebraucht haben. Ein Louisd'or aber besänftigte sie, und die Hand wurde begraben. Nach einiger Zeit, da der

Louisd'or verzehrt war, dachten diese: die Diebeshand soll uns mehr einbringen, als dem Bierfasse. Sie giengen also wieder hin, nnd setzten die Frau aufs neue in Kontribution, wenn sie es nicht anzeigen sollten. Und dies trieben sie in der Folge so oft, bis es die Leute überdrüßig wurden, und lieber ihre Strafe geben, als sich länger so placken lassen wollten. Die Soldaten zeigten es also an, ohne daran zu denken, daß sie sich zugleich selbst mit anklagten. Beyde Partheyen wurden bestraft, und die Diebeshand war eine geraume Zeit das allgemeine Stadtgespräch. Recht gut, daß die abergläubisch-betrügerischen Leute ihre bürgerliche Strafe litten, wenn sie nur auch über die Thorheit und Strafbarkeit ihres Aberglaubens wären belehrt worden. In der That wird mancher wegen einer Thorheit und Irrung des Verstandes härter, als über das Verbrechen eines boshaften Herzens und Willens bestraft.

Sollten wir nicht auch auf den Ursprung dieses Aberglaubens kommen, und seine geheime Schliche entdecken können, wodurch er den Leuten den Kopf verrückt? Nach der eigentlichen Theorie desselben ist schon der bloße Daumen, nicht aber die ganze Hand eines gehenkten Diebes, hinreichend, dem Biere Abgang zu verschaffen. Was in der Welt muß die Leute bewegen, sich dieses fatalen und ekelhaften Mittels zu bedienen? Ein Grund muß dazu vorhanden seyn, warum sie es thun; so lächerlich und unzusammenhangend er auch immer seyn mag. Ich

habe

habe lange darüber nachgedacht, und manche Bücher nachgeschlagen *); Bestimmtes aber läßt sich davon doch nichts sagen.

Wenn ich mir den ganzen Prozeß vorstelle; so scheint mir der nächste Grund dieses Aberglaubens darin zu liegen: daß der Daumen, der dem Biere Abgang verschaffen soll, von einem Diebe, nicht aber von jedem andern Uebelthäter, seyn muß. Nun aber hält der Aberglaube die Körper aller Missethäter, besonders gehenkter Diebe, für ein Eigenthum des Teufels, mit welchen er spuke, und mit deren Gliedern er allerley Hexereyen und unnatürliche Dinge auf dem Erdboden anrichten könne. Es sind ferner, nach dem Zeugnisse der Alten, schon von jeher aus Aberglauben, dem Daumen der menschlichen Hand besondere Kräfte und Eigenschaften zugeschrieben worden. Man hat ihn, statt des Petschafts, bey Bündnissen, Verträgen und Dokumenten gebraucht. Daher die wächsernen Daumensiegel der Alten, besonders bey Ablaßbriefen. Er wurde als ein Symbol der Bestechung und Untreue angesehen, weil er beym Geldzählen vorzüglich seine Dienste thut. Daher das Sprüchwort von einem, der durch Geld seine böse Sache befördert: der hilft sich mit dem,

was

*) Ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts hat davon einen eigenen Traktat geschrieben: Philologemata abstrusa de *Pollice*, in quibus singularia animadversa vom **Diebesdaumen.** Interprete M. Io. *Praetorio.* Lipsiae 1677. 4.

was vor dem Daumen her eht. Wie sollte nun nicht nach der Logik des Aberglaubens, ein Diebesdaumen, mit welchem der Beelzebub schalten kann, wie er will, noch eine größere Kraft haben, denen, die seine Diener sind, Nahrung und Vortheil zu bringen? Die ganze Sache beruhet also, meines Erachtens, auf dem Wahn: es müsse ein solcher Daumen durch Hülfe des Teufels, noch nach dem Tode, das Diebeshandwerk fortsetzen und fortstehlen können. Hängst du den also ins Bier; so müssen die Leute kommen und es holen: es mag übrigens seyn, wie es will. Genug: er hat die Kraft, andern das Geld zu stehlen, und dir Nahrung und Abgang zu verschaffen. Den Unsinn dieses Glaubensartikels darf ich wohl nicht erst zeigen. Erstlich hat der Teufel kein Recht und Gewalt über das Geld anderer Menschen, daß sie es, sie möchten wollen, oder nicht, für schlechte Waare hingeben müßten. Zweytens möchte ich die Art und Weise wohl wissen, wie er durch den abgelößten Daumen eines Diebes, der entweder schon halb verfault, oder vertrocknet ist, so auf den Willen anderer Menschen wirken könnte, daß sie dadurch gezwungen würden, kein anderes Bier, als dieses, so schlecht es auch sey, zu holen. Sitzt denn der Diebessinn im Körper und in dem Daumen des Diebes, oder ist es eine verderbte Eigenschaft der menschlichen Seele? Wie kann also ein Diebesdaumen die moralisch unrechten Handlungen eines Diebes nach dem Tode, andern zum Schaden, fortsetzen, wenn auch der Teufel selbst dabey

im Spiele wäre? Kann er denn die Natur und das Wesen der Dinge umändern, und aus Handlungen der Seele Wirkungen des Körpers machen? Das kann Gott durch seine Allmacht nicht einmal, weil es an sich unmöglich und widersprechend ist. Drittens: wenn der Teufel das kann, warum zwingt er die Leute nicht gerade zu, dem schlechten Bierbrauer, der ihm seine Gelübde thut, sein schlechtes Bier abzuholen? Warum bedient er sich dazu erst eines verfaulten Diebesdaumens? Ich mag die Sache drehen, wie ich will; so kann ich nichts Vernünftiges herausbringen. Ueberall Unsinn, Unvernunft und Aberglaube, der das am liebsten glaubt, wo die wenigste Vernunft, Ordnung, Grund und Zusammenhang ist!

Daß der Daumen in den alten Hexenzeiten immer mit im Spiele gewesen, will ich aus der Geschichte des Aberglaubens selbst noch beweisen. Er wurde bey den Hexenproben vorzüglich in Betrachtung genommen. In den alten Zauberbüchern heißt es: „ziehe den Daumen ein, und stoß mit der Faust die Hexen in die Seite, wenn du wissen willst, ob es welche sind.“ Im Jahr 1615 hielt ein Prediger folgende Predigt über die Hexenprobe:

„An etlichen Orten pobirt man sie im Wasser. Man bindet ihnen die Daumen an den Händen, und die großen Zehen an den Füßen, kreuzweise zusammen, und wirft sie also ins Wasser. Bleiben sie oben; so halten sie solche für schuldig. Ursache: das Wasser wollte sie nicht annehmen, weil sie sollten

mit

mit Feuer bestraft werden. Sinken sie unter; so sind sie unschuldig, und sind frey von der Feuerstrafe, weil sie das Wasser angenommen hat. — Item, wenn einen der Alp drückt, und er kann die Daumen in der Hand zusammenbringen; so muß der Alp weichen.“

Aus solchen abergläubischen Verehrungen des Daumens mag wohl auch das Sprüchwort seinen Ursprung haben: einem den Daumen halten, wenn er in seiner Nahrung, oder im Spiel, oder in andern Fällen, Glück haben soll. Soviel ist gewiß, daß dieser Aberglaube mit dem Diebesdaumen im Biere, schwerlich älter, als die Hexenzeiten, seyn dürfte. Der Hauptwahn bestand darin, daß die Leute glaubten: ein böser Geist wirke durch den Diebesdaumen, und setze dadurch, andern zu Gunst, die sich seines Mittels bedienten, und dadurch sein Eigenthum würden, das Diebeshandwerk fort, ihre Nahrung in Aufnahme zu bringen. Im vorigen Jahrhundert, und bis zur Hälfte des gegenwärtigen, muß er noch vorzüglich unter dem Volke geherrscht haben. Ich sehe dieses besonders, wenn ich aus diesen Zeiten Postillen über das andere Gebot nachlese. In einer Predigt zu Berlin 1661 von der Zauberey, heißt es unter andern:

„Hieher gehören auch alle diejenigen, welche Balken, Ketten und Nägel von Galgen und Rade stehlen, und meynen: Nägel vom Galgen linderten die Zahnschmerzen, wenn man damit den Zahn berühre; der Diebesstrick aber, womit ein Dieb gehenkt sey,

um den Kopf gebunden, vertreibe das Kopfweh. Sie schneiden auch den getödteten Uebelthätern Finger, Daumen, Zehen und andere Glieder ab, ihre Hexerey und Aberglauben damit zu treiben."

Es war recht gut, daß die Leute damals gegen dergleichen Aberglauben predigten; nur fehlte es ihnen an eigentlichen Gründen, solchen zu bestreiten, und den Ungrund, das Unwahre, das Unmögliche darin den Leuten sichtbar und handgreiflich zu zeigen. Aber sie glaubten es selbst, daß der Teufel dergleichen Zeug und Hokuspokus machen könne, und warnten die Leute nur, mit dem Teufel nichts zu thun zu haben. Es ist fast unglaublich, was die Prediger damals noch geprediget und selbst geglaubt haben. Ich werde davon unten noch eine Probe anführen.

Der Diebesdaumen hatte in den alten Zeiten noch andere berühmte Eigenschaften, außer der, dem Biere Abgang zu schaffen. Er war den Diebesbanden selbst unentbehrlich, sie unsichtbar zu machen, und sie gegen alle Gefahren zu sichern. Das erzählten Theologi in ihren Locis, und glaubten es von ganzem Herzen, daß der Teufel mit einem Diebesdaumen so große Dinge thun könne.

„Die Diebe, hieß es, pflegen einem gehenkten Diebe den Daumen von der rechten Hand abzuschneiden, und wenn sie aus stehlen gehen, könne alsdann, wofern sie solchen Diebesdaumen bey sich trügen, ihnen ihr Anschlag nicht mißlingen. Nun trug sichs einmal zu, daß man einem Straßenräuber sein Recht thun, und mit dem Strange sollte

das Leben nehmen, derselbe, als er gleich jetzt die Galgenleiter hinaufstieg, und seines Gelichters etliche da in der Luft bammeln sahe, bekannte er öffentlich, daß er an diesem schmälichen Orte sich nicht befinden wollte, wenn er nur einen dergleichen Daumen hätte bisher bey sich getragen. »Ich hatte es auch schon Willens, sprach er, diesem meinem künftigen Nachbar vor etlichen Wochen seinen Daumen abzuschneiden; ich war aber zu lange geweßt. Denn da ich des Nachts herkam, hatte ihn bereits Jemand vor mir geholt.“ Augenblicklich fieng der todte Dieb an, von welchem der arme Sünder redete, und sagte: — mit größtem Erstaunen der umstehenden Leute: — Ja! dein Vater hat ihn heute vor neun Tagen geholt. — Also wurden beyde, Vater und Sohn, zusammen gehenkt, und brachte der betrügerische Satan, der durch den todten Dieb redete, denjenigen, welchen er zuvor zu stehlen geneiget hatte, selber an den Galgen.“

Sehr tröstlich! Warum mag doch der Teufel das jetzt nicht mehr thun; so würden Obrigkeiten mancher mühsamer und langwieriger Untersuchung bey Diebesbanden überhoben seyn?

Noch ein Zeugniß aus Matthesii Postille, der sonst viel Gutes gesagt hat.

„Er, Satan, kann einem auch wohl Geld bieten, oder geben, und beschwornen Kreaturen, und sein selbst Sacramenten Kraft geben. Er kann einen auch was Abentheuerliches lehren. Man muß aber

leider! viel Lehrgeld geben, wer in seine Schule gehen will. Dieweil aber alle Zauberey, wie sie mag Namen haben, durch Antreibung und Hülfe des Teufels angestiftet und verrichtet wird, soll man sich nach dem klaren Befehl Gottes, und unserem Taufgelübniß, für des Teufels Gespenst, Wesen, Rath, Hülfe und Fürschub hüten, und seine Trügerey und Alfanzerey, von Gottes Wundern, und natürlicher Wirkung der Kreaturen fleißig unterscheiden lernen."

„Daß ein Trutenfuß an der Wiegen dem Kindlein helfen solle, oder St. Johannis Evangelium, in ein Kiel gefaßt, und der Kuh ins Horn gesteckt, die blutige Milch vertreiben, oder ein Opferpfennig, darüber eine Messe gelesen, Glück bringen, oder ein Pfeil, in ein Crucifix geschossen, nicht fehlen könne; oder ein Diebesdaumen, in ein Pottich gehenket, besser Bier machen solle, oder ein Katzenkopf, Rheinschwalbenflügel in einem Vogelheerd begraben, die Vogelscheue, oder Niederziehe, daß sie antreten, und desto lieber fallen: das stehet nicht in Gottes Wort, u. s. w."

Jsts aber möglich, daß man noch 1788 durch einen Diebesdaumen dem Biere Abgang zu verschaffen suchte?

XXXVIII.

Der Aberglaube zerrüttet ganze Familien.

Was Aberglaube und Schatzgräbereyen in einer Familie für Zerrüttungen anrichten, und dieselbe, wenn sie schon durch berufswidrige Wege zurückgekommen ist, und sich durch versprochene Schätze wieder aufhelfen will, mag folgende Geschichte beweisen, die jetzt für tausend, durch gleiche Verrückungen des Verstandes verarmte Familien meines Vaterlandes, ein Spiegel der Warnung seyn kann.

„Ich habe davon mehr, als eine Erfahrung gehabt, sagte mein Freund, der sie mir erzählte.*) In meinen jüngern Jahren logirte ich auf der Universität * * *, in einem Hause, neben welchem ein Speisewirth wohnte, der ziemlich heruntergekommen war, und sich aufs neue wieder helfen wollte. Es gieng alles sehr gut; weil man im Hause mit gemeinschaftlichen Kräften zu einem Zwecke arbeitete, und Vater, Mutter, samt der ältesten Tochter, selbst Hand anlegten, und sich der Sache annahmen. Vielleicht waren sie durch Schaden klug geworden, und hatten eingesehen, daß eigener Fleiß mehr ausrichtet, als wenn man sich auf andere verläßt. Weil sie die Speisen nicht übertheuerten, sondern ordent-

*) Ich erzähle sie wieder nach meiner Art, und begleite sie mit Anmerkungen, die mir besonders die Erfahrung unsrer Zeiten an die Hand giebt.

lich, vorzüglich sehr reinlich zubereiteten; so speisten hier viele Studenten, und ich selbst konnte mir kein besseres Speisequartier wünschen. Wären doch die guten Leute ihrem Beruf getreu geblieben, der gewiß allezeit seinen Mann ernährt, wenn man ihn fleißig abwartet, und keinen Ueberfluß verlangt, der nur zur Ueppigkeit, Faulheit und Verschwendung reizt, daß man den Beruf fahren läßt, und wieder ganz periodisch arm werden muß. Es ereignete sich aber ein Vorfall, mit welchem auch der Verfall und die Zerrüttung dieser Familie, die mich ewig dauern wird, sogleich ihren Anfang nahm. Ich wünschte, daß diese Geschichte in allen Bürgerfamilien alle Woche einmal vorgelesen würde."

„Als diese Familie im besten Flor war, und wirklich schon angefangen hatte, sich wieder aufzunehmen; so führte das Unglück einen Taschenspieler ins Haus, dessen Weib alle Ränke und Kniffe ausstudirt hatte, die Einfältigen erst treuherzig zu machen, um sie hernach desto besser anzuführen. Diese Betrüger ließen, wie gewöhnlich, gewaltig drauf gehen, um Aufsehen zu machen, und sich hinter her ihres Schadens desto leichter zu erholen. Madame K****, wie ich sie nennen will, wurde gar bald mit der Tochter des Hauses bekannt, weil sie etwas an ihr finden mochte, was sich zu ihren Absichten vollkommen schickte. Diese Bekanntschaft stieg bald zu einer solchen Vertraulichkeit, daß Madame K. fast alle Nachmittag zum Koffee gebeten wurde. Dies war die Gelegenheit, bey der sie von weitem anfieng, ihre

ihre Minen anzulegen. „Man sollte es kaum glauben, Herzenskind! sprach sie, daß aus einer Koffeetasse so wunderbare Dinge könnten geweissagt werden.“ Die Tochter kannte die Welt sonst gar nicht, hatte viele solche Stückchen in Hexen- und Zauberbüchern gelesen, hatte von der Koffeetasse auch schon manches gehört, und wünschte nichts mehr, als daß die liebe Fr. K. ihr mehr davon erzählen möchte. Eben darauf hatte diese Schlange gewartet.

„Sie können mirs zutrauen, liebe Mamsell! daß ich nicht abergläubisch bin. Denn ich habe die Welt gesehen, und weiß Kunst und Betrug sehr wohl zu unterscheiden. Was mir aber selbst in Dresden begegnet ist, und was ich aus meiner eigenen Erfahrung habe, das lasse ich mir auch nicht abstreiten, wenns gleich noch so unglaublich ist.“ O! erzählen sie doch!

Hier war ein Weib, das aus der Koffeetasse weissagte. Es hatte mich in seinem Leben nicht gesehen, und ich es auch nicht. Gleich am ersten Abend, da wir angekommen waren, wurde sie in die Gesellschaft gefordert, weil einige neugierig waren, ihre Künste zu sehen. Die Wahrheit zu sagen; so gab ich nicht einmal Achtung darauf, weil ich es für Possen hielt. Sobald sie aber den Koffee abgeklärt, und den dicken Satz in der Tasse herumgespühlt hatte, kam sie gerade auf mich zu, und sagte: ich wäre eine besondere Person. Sie sähe mirs an. Mir ständen ganz besondere Dinge vor, die sie mir alle auf den Fingern hersagen wollte.

Denn auf mich wäre sie durch den Koffeesatz besonders aufmerksam gemacht. Die andern beredeten mich, daß ichs doch anhören möchte. Ich war damals noch unverheyrathet; aber das Weib sagte mir von meinem künftigen Leben so viele Dinge vorher, daß ich sie auslachte, und glaubte: eher würde der Himmel untergehen, als daß solches, nach meinen damaligen Umständen, eintreffen könnte. Denken sie nur, sie sagte mir vorher: ich würde mich lange in der Welt herumtreiben, und sogar einen Taschenspieler zum Manne bekommen, welches mir das lächerlichste war, und doch eingetroffen ist. Unter andern sagte sie mir: wenn ich mich funfzehn bis sechszehn Jahre in der Welt herumgetrieben hätte; so würde ich zur Ruhe kommen. Seit funfzehn Jahren ist alles haarklein eingetroffen, was das Weib sagte. Dies Jahr gehet zu Ende, und im Anfange des sechszehnten sollte mein Glücksstern aufgehen."

Hier schwieg sie mit einemmale stille. Das Mädchen war ganz außer sich, und bat inständig, fortzufahren. „Nein! trautes Herzenskind! was nun kommen soll, das darf ich nicht sagen, und wenn ichs auch sagte; so glauben sie mir doch nicht." O! liebe Madame! alles in der Welt glaube ich ihnen — thue ich für sie. Erzählen sie nur weiter.

„Ich kann es fast nicht verlangen, daß sie mir glauben sollen. Denn was nun erfolgen soll, betrifft sie, beste Mamsell! Ein Glück, wodurch wir

beyde glücklich werden sollen.“ Das Mädchen wurde feuerroth, und zitterte vor Freuden. Nur weiter.

„Zuletzt, hieß es, wenn du die funfzehn Jahre der Prüfung ausgehalten hast, wirst du glücklich seyn, und einen groß n Schatz haben. Hier lachte ich sie gewaltig aus. Sie aber ließ sich nicht irren; sondern sagte: sie sähe wohl, daß ich ungläubig wäre. Sie wollte mir aber den Glauben schon machen, — und hierauf zeigte sie mir in ihrem Zauberspiegel ein hübsches Mädchen, durch welches der Schatz müßte gehoben werden. Ich sollte mir dessen Gesichtsbildung wohl merken. Sobald ich das einmal finden würde: es möchte seyn, wo es wollte; so wäre mein Glück gemacht. Ich bin nun so viele Jahre herumgezogen, und habe die Sache fast gänzlich vergessen. Aber jetzt, weiß ich nicht mehr, was ich sagen soll. Denn — Und nun schlug sie die Augen nieder, und schwieg abermal sehr geheimnißvoll. — Das Mädchen, noch mehr gereizt, fiel ihr um den Hals, merkte etwas, und hörte nicht auf zu bitten, bis sie weiter erzählte.

„Was meynen sie, fuhr sie fort, liebste Mamsell! wie mir zu Muthe wurde, als ich sie zum erstenmal erblickte, und ihr ganzes Gesicht mir das Mädchen vorstellte, das den Schatz heben sollte. — Hier schwieg sie wieder, stand aber auf, und küßte die Tochter mit einer Zärtlichkeit, daß ihr die Thränen aus den Augen liefen. Nun war das gute Mädchen schon halb gefangen, zumal, da sie ihm durch den Schatz das Herz so groß gemacht hatte.

„Ach! sagte es, liebe Madame! wie sollte ich dazu geschickt seyn, einen Schatz zu heben? Dies Glück wird mir schwerlich bescheert seyn. Wäre es aber; so würde er meinen Aeltern bey ihren jetzigen Umständen sehr willkommen seyn.“

„Ich sehe, erwiederte sie, daß sie eben so ungläubig sind, als ichs im Anfange war; aber der Glaube wird ihnen so nahe kommen, als mir. Das Weib hat mich damals noch Künste gelehrt, von denen ich in der Welt nicht geglaubt hätte, daß sie möglich wären. Ich will ihnen davon gleich eine Probe machen.“ — Und nun schüttelte sie die Koffeekanne um, und schenkte eine Tasse ein, ließ sie stehen, klarte das oberste ab, und fieng aus dem Satze an, dem Mädchen, aus seinem vorigen Leben, den Verfall seiner Aeltern, und tausend andere kleine Umstände, die alle wirklich so geschehen waren, vorzusagen, daß es völlig hingerissen wurde, und dieser Betrügerin sein ganzes Vertrauen schenkte.

„Der Schatz, fuhr sie fort, ist schon so gut, als in ihren Händen. Denn er steht in ihrem eigenen Keller. Er ist nicht klein, und wenn sie mir nur den zehnten Theil abgeben; so hab ich Zeitlebens genug, daß ich mich zur Ruhe setzen kann. Denn ich bin des Herumschwärmens müde. Eine Hinderniß steht mir nur noch im Wege: ob auch ihr Vater will. Seyn sie ja vorsichtig und verschwiegen; sonst ist alles verloren.“

XXXIX.

Fortsetzung des acht und dreyßigsten Stücks.

Die Neubegierde des Mädchens war nun völlig gereizt, ihr Herz gewonnen, und das Bischen Vernunft, was sie etwa haben mochte, durch die erzählten Unglaublichkeiten gänzlich weggezaubert. Man kann leicht denken, wie geschäftig die Einbildung des guten Mädchens war, ihr den bald zu besitzenden Schatz recht glänzend vorzustellen. Zuerst wurde die Mutter gewonnen, die auch nicht viel Verstand hatte, und von der Tochter bald eingenommen, weil Madame K. schon alles darauf angelegt hatte, sich auch bey dieser einzuschmeicheln. Und diese sollte nun bey dem Vater die Festung belagern. Sie nahm auch wirklich eines Abends Gelegenheit, den Vater von ihrem bevorstehenden Glück zu benachrichtigen, da er eben über seine verfallene Umstände sehr traurig war, und in die Klage ausbrach: wie wollen wir doch aus unsern Schulden kommen? Sie that ihm den Vorschlag, den ihr die Tochter vertrauet hatte; allein er widersprach gewaltig, und sagte mit großer Heftigkeit: wollen wir das Bischen, was wir noch haben, auch noch hinter drein werfen. Schweig nur von solchen Dingen. „Ich habe selbst dazu keinen Glauben, erwiederte sie; ich dächte aber, wir könnten es doch nur probiren, da es ohne alle Kosten geschehen soll. Ists denn

nicht;

nicht; so müssen wir sehen, wie wir Rath leben. Nicht einen Pfennig will Madame K. vorher haben, ehe nicht der Schatz in unsern Händen ist.“

Die Tochter kam dazu, und wußte dem Vater ihre verfallenen Umstände so rührend vorzustellen, zugleich aber die Wunder, davon ihr Madame K. Proben sehen lassen, so anschaulich zu machen, daß sein ungläubiges Herz erweicht wurde, und er endlich zu Mutter und Tochter sagte: macht, was ihr wollt; laßt mich nur aus dem Spiele. Das geheime Gefühl seiner traurigen Umstände, die sich täglich verschlimmerten, mochte ihn wohl am stärksten bewegen, seine Einwilligung zu geben. Dunkel, aber stark trat der Wunsch in seine Seele: wie wolltest du dir helfen, wenn das der liebe Gott so schickte? Und was ist dem schwer zu glauben, der sich mehr den Wünschen, als den Vernunftschlüssen überläßt? Ein so leichtes Mittel, reich zu werden, und sich mit einemmale aus allen Schulden und Nahrungssorgen zu reißen, wer könnte das aus den Händen lassen? Alle Zweifel wegen der Möglichkeit der Sache wurden immer schwächer; je mehr er sich der Fälle erinnerte, die ihm schon in seiner Jugend erzählt waren. Da nun Mutter und Tochter überdem noch die Sache, als eine besondere Schickung des Himmels betrachteten, und die Tochter sich vorzüglich ihres Bildes in dem Zauberspiegel erinnerte; so wirkte das desto mehr auf den Vater, je leichter es ist, solchen Personen die übernatürlichsten Dinge

vorzu-

vorzuspiegeln, wenn die Religion mit eingemischt wird.

Einen Umstand darf ich nicht vergessen, den die Einbildung sehr vortheilhaft mit einzuweben wußte. Er erinnerte sich nämlich aus seiner Jugend, daß ihm eine Zigeunerin prophezeyet hatte, daß er in seinem vier und funfzigsten Jahre einen grosen Schatz finden würde. Dies war nun just die Zeit, da das alles so vortheilhaft zusammentraf. Er mochte davon etwas haben fallen lassen. Die Tochter hatte es aufgefangen, und der Madame K. vertrauet. Dies gab den Ausschlag. Denn die Tochter kam eines Tages, und sagte: Madame K. hätte sie versichert: er würde im vier und funfzigsten Jahre einen Schatz heben. Er hatte es vergessen, daß er sich davon etwas habe verlauten lassen, — und nun wurde Madame K. als eine Gottesfrau vergöttert. Bey allen wurde das Herz immer frömmer, je näher der schöne Schatz zu kommen schien. Man betete mit stillem Wunsch zu Gott: ach! wenn er uns doch dies Glück bescheeren wollte.

Alles war nun auf den Punkt gestimmt, wie es Madame K. nur wünschen konnte. Man hatte kein Geheimniß mehr, das man ihr nicht anvertrauete, und ihre Arglist konnte sich ganz gemächlich aller Schwächen dieser schon so stark angezauberten Leute, die sich täglich selbst äußerten, mit dem grosten Vortheil bedienen. Sie aber wuste sich so zu nehmen, daß man nicht den mindesten Verdacht von Eigennutz auf sie bringen konnte. Man stelle sich

nur

nur vor: die Frau war so raisonabel, daß sie die freye Wohnung, die man ihr aus Dankbarkeit anbot, nicht einmal annehmen wollte. Wer sollte einer so uneigennützigen Frau nicht trauen?

Allmählig wurden nun die angelegten Minen gesprengt, und alle Anstalten gemacht, den lieben Schatz zu heben. Zu dem Ende bat sie sich in der folgenden Nacht um zwölf Uhr eine geheime Unterredung auf ihrem Zimmer aus, wo sie allerley geheimnißvolle Einrichtungen und Zauberbilder aufgestellt hatte, daß die Familie in ihrem Vertrauen noch mehr bestärkt wurde. Hier ließ sie sich nun folgendermaßen aus.

„Der in ihrem Keller viele tausend Jahre ruhende Schatz kann binnen sechs Wochen ohne allen Zweifel gehoben werden. Hier ist das glückliche Kind, das ich noch erst vor Kurzem in diesem Spiegel gesehen habe. Es ist es; es bleibt es; es soll es seyn, und kein anderes. Ihr allein hat Gott das Glück beschieden. Sie soll ihre Aeltern, und mich Arme glücklich machen. Nur einige Kleinigkeiten sind vorher zu berichtigen. Denn es ist unmöglich, daß ich so lange bleiben kann. Ich bin nun einmal an einen Mann gebunden, und muß ihm folgen, bis die Zeit meiner Ruhe kommt. Um die gesetzte Zeit aber will ich schon wieder hier seyn. Ich müßte denn mein eigenes Glück verscherzen wollen. Alles kommt nun darauf an, lieber guter Mann! daß sie die Sache ausführen helfen, weil ich hier keinen Bescheid weiß. Das erste ist, daß ich den Geist wegschaffe,

der den Schatz bewacht, damit sich das gute Kind nicht erschrecke, und uns Händel mache. Dazu aber soll bald Rath werden, ohne daß sie ihn zu sehen kriegt. Sie wissen den Ort in ihrem Keller, wie ich ihnen, ehe wir ihn gestern Abend besahen, vorhersagte, daß er oben auf etwas höher, als anderswo wäre. Von diesem Platze nehmen sie diesen Morgen vor Sonnenaufgang, im Namen der h. Dreyeinigkeit, drey Hände voll Erde. Alsdann gehen sie auf den nächsten Gottesacker, und holen auf gleiche Art, von den drey frischesten Gräbern, ebenfalls drey Hände voll Erde. Diese mengen wir zusammen, und graben sie in drey Schachteln, in einem Dreyeck, im Namen der h. Dreyeinigkeit, in den erhabenen Platz. Sobald die letzte Schachtel eingesetzt ist, werden sie ein dumpfes Seufzen hören. Dies ist das Zeichen, daß der Geist mit Unmuth gewichen ist.

Pünktlich geschahe alles, und die geblendeten Leute glaubten nichts gewissers, als das Seufzen des verjagten Geistes gehört zu haben. Des andern Morgens machte sie alle Anstalt zur Reise, ließ sich aber bereden, noch einen Tag zu bleiben. Als es Abend wurde, sprach sie:

„Ey! das Beste hätte ich bald vergessen. Ob ich gleich weiß, daß sie jetzt nicht viel Vermögen haben; so muß doch alles, was sie an Gelde, oder Ringen, und dergleichen Sachen von Werth, noch im Hause haben, von oben weg, und unten im Keller, recht mitten in den Triangel der drey Schachteln, wohl verwahrt, und mit einem geheimen Siegel,

welches nach Salomonis Ringe gemacht ist, und das ich besitze, versiegelt, und eingegraben werden. Wollen sie sich dazu verstehen? Wo nicht; so bringen sie es nur aus dem Hause, und geben es Jemand aufzuheben, bis ich wieder komme."

Sie wußte aber, daß der Vater Tages zuvor hundert und sechzig Thaler Pränumerationsgelder auf Tische eingenommen, und die Tochter noch einigen Schmuck vorräthig hatte. Wer war williger, als diese Leute, alles, was sie unter dem Herzen hatten, herzugeben? Der Vater zählte sein Geld auf, und die Tochter brachte ihr Bischen Schmuck mit der größten Treuherzigkeit. Es wurde alles in eine Erbschachtel gethan, welche einst der Mutter zugefallen war. Der Vater versiegelte es, und neben dieses wurde das geheime salomonische Zauberstegel gedrückt: auch die Schachtel mit mancherley Karakteren bezeichnet, und in aller Gegenwart, Nachts um zwölf Uhr in den Triangel beygesetzt.

Nun aber wurde Madame K. bis der Morgen anbrach, mit Chokolade, Wein und Kuchen stattlich traktirt. Der Augenblick des Scheidens kam näher, bey welchem Madame K. einigemal ernstlich sagte: „um des Himmels willen rühren sie mir in der Zeit nichts an. Sonst ist alles verloren. Ich thue diese Reise mit um ihretwillen. Ich werde zugleich in die Gegend des Kiffhäuserberges kommen, um die berühmte Springwurzel zu holen, ohne welche wir die großen Schlösser vor dem eisernen Kasten nicht auf-

auftriegen können. Beten sie für mich, daß mein Vorhaben gelinge.“ Als nun alles so weit in Richtigkeit war; so nahm die saubere Madame K. unter vielen Thränen von der bedauernswürdigen betrogenen Familie den zärtlichsten Abschied, und reiste ab.

XL.

Fortsetzung des neun und dreyßigsten Stücks.

Von der Stunde an waren die Köpfe der unglücklichen Familie völlig verrückt, und die Folgen dieser Verwirrung sind leicht zu errathen. Tag und Nacht stand ihnen der Schatz vor Augen. Sie träumten davon beständig. Wenn die Tochter in den Keller kam; so sahe sie schon auf der Stelle ein Licht brennen. Ihr vermeyntes Glück war ihnen so gewiß, daß sie gegen alle ihre Geschäfte schon sehr schläfrig wurden, und manche gar mit dem Gedanken liegen ließen: wir haben ja nicht nöthig, uns so zu quälen. In sechs Wochen wirds anders seyn. Das ärgste war, daß sie schon in der Haushaltung weit mehr drauf gehen ließen, als vorher. Ja! sie warteten ihre Speisegäste gar nicht ordentlich mehr ab. Sie bekamen schlechteres Essen, und nie mehr zur rechten Zeit. Darüber blieben verschiedene weg, welches sie aber nicht kümmerte. Andern begegneten sie nicht mehr so höflich, daß sie auch nicht wiederkamen. Die Tochter hatte einen rechtschaffenen jun-

gen Mann zum Bräutigam, dem der Vater das Hauswesen übergeben wollte; sie aber begegnete ihm kalt und spröde, weil ihr Madame K. ganz vornehmere und reichere Parthien in den Kopf gesetzt hatte. Daher wurde er verdrüßlich, und ließ das Mädchen sitzen.

Wie lang ihnen die sechs Wochen werden mußten, kann man sich leicht vorstellen. Auch nicht einem fiel es ein, in Madame K. den mindesten Argwohn zu setzen, weil sie ihrer Meynung nach alles im Keller hatten. Was schadets, sagte der Vater, daß ich so viel Geld borge, als ich im Keller habe, um meine Nahrung fortzusetzen? Kann ich es doch gleich wieder geben. In den letzten acht Tagen wußten sie fast nicht mehr, was sie thaten. So schwindelte ihnen der Kopf.

Endlich kam er der erwünschte Tag, da Madame K. wieder erscheinen sollte. Alles wurde zu ihrem Empfang bereitet. Ein schönes Abendbrod wartete auf sie. Die Tochter war ihr entgegen gegangen. Voll Angst kam sie in später Nacht zurück. Der Morgen brach an. Alle Augenblick lief man in den Keller. Alles noch im vorigen Stande. Auch dieser Tag vergieng. Wer kommen sollte, war Madame K. Nun, was ists denn mehr, sagte die Tochter? Wer weiß, was sie aufgehalten hat? Käme sie auch nicht wieder; so hätten wir ja nichts verlo-
ren. Ist doch alles im Keller.

Damit trösteten sie sich, acht — vierzehn Tage; aber keine Madame K. ließ sich sehen. Endlich riß

die Geduld. Sie warteten noch acht Tage. Da aber auch in der Zeit nichts erschien; so sagte die Tochter: „in dieser Nacht hebe ich den Schatz. Der Geist ist weg. Ich grabe in Gottes Namen, und lege ihr den versprochenen Antheil zurück; so habe ich das Meinige gethan.“

Alles wurde nun in der nächsten Nacht zum Graben verabredet. Die drey Schachteln mit der gemischten Erde fanden sich. Auch die in dem Dreyeck versenkte Schachtel mit dem Schmuck und den hundert und sechzig Thalern war da. Da sie aber solche öffneten, hatte sich alles in Asche und Kohlen verwandelt. Denn Madame K. hatte, als eine geschickte Taschenspielerin, eine eben so bezeichnete Schachtel unterzuschieben, und die wahre mit dem Gelde und Schmuck, auf die Seite zu bringen gewußt, da denn die falsche von dem Vater treuherzig, und von ihr arglistig genug versiegelt wurde.

Da standen sie nun alle drey, wie versteinert, und konnten in der ersten Zeit kein Wort reden. Ich kann den Zustand nicht schrecklich genug beschreiben, als ich durch das Aechzen und Wehklagen des Morgens aufgeweckt wurde. Ich gieng herüber, und erfuhr die ganze Geschichte. Das war aber ein Anblick, der das Innerste meines Herzens erschütterte. Die Tochter raufte sich das Haar aus. Die Mutter lag zu Boden, und kratzte die Erde auf. Der Vater sahe sich nach einem Stricke um. Alles Wuth und Verzweiflung. Endlich brachen die Thränenströme aus. „Ich unglücklicher Mann! war ich nicht so

ziemlich durch, und nun stecke ich in neuen Schulden. Dazu hast du mich gebracht, du verfluchtes Mensch! Vor meinen Füßen sollst du sterben.“ Ich hatte genug zu thun, den wilden Mann zu besänftigen, und vom Morde abzuhalten. So war das Ende dieser betrogenen Familie, da immer einer den andern aufs Eis geleitet hatte. Was hatte sie dazu gebracht, sich so leicht betrügen zu lassen? Nichts, als der Wunsch, einen Schatz zu heben, und dann, ohne Arbeit bequem zu leben. Dieser Wunsch — unglaublich ist es; wie bald, wie leicht er das letzte Fünkchen der Vernunft auslöscht! — benebelt die Leute; öfters die gescheidtesten Leute, dergestalt, daß es keinem einmal einfällt, sich selbst zu fragen: ist die Sache auch möglich? Ist es auch gewiß, daß hier ein Schatz stehet? Sind auch wohl die Leute, die dir das so süß versprechen, keine Betrüger? Nein! wahrhaftig, nicht eins von diesen kommt ihnen in den Sinn. Es ist nicht anders, wenn einmal der Gedanke und Wunsch des Schatzes bey ihnen herrschend geworden, als ob sie gerade in die Kindheit gegangen wären. Denn sie lassen sich, wie kleine unverständige Kinder, am Gängelbande fortführen, und zu den lächerlichsten, unvernünftigsten Dingen mißbrauchen, der sie sich selbst hernach, wenn der Betrug an den Tag kommt, schämen müssen.

Wir wollen doch zuletzt noch einmal die Lage dieser Familie übersehen, und die Folgen ihrer Thorheit numeriren.

1) War

1) War in den sechs Wochen der Erwartung die ganze Haushaltung zerrüttet, und weit mehr ausgegeben, als eingenommen;

2) Waren die besten Kunden verschlagen, und der gute Ruf des Speisequartiers gesunken;

3) Die vergrabenen hundert und sechzig Thaler samt dem Schmuck über alle Berge;

4) Statt der ersten waren andere hundert und sechzig Thaler geborgt, und zum Theil schon ausgegeben. Diese mußten nicht nur verzinset, sondern wieder bezahlt werden;

5) Der Bräutigam der Tochter war durch ihr Betragen genöthiget, sie zu verlassen, und sie verlor das Glück eines vernünftigen Mannes.

Dies waren nur die zerstörten Außenwerke der Festung. Wie sahe es inwendig aus? Die ganze Familie war wider einander. Der Vater wider die Tochter. Die Mutter wider den Vater, weil sie die Vorwürfe von der Tochter ablehnen wollte, und auf der andern Seite doch auch wider sie. Da hieß es beständig: du hast mich durch deinen verfluchten Aberglauben verführt. Antwort: du hättest als Mann klüger seyn sollen. So gieng es vom Morgen bis zum Abend. Aller Hausfriede, alle Ruhe war verschwunden. Zanken, Schelten, Verwünschen, Vorwerfen zog öfters Raufen und Schlägereyen nach sich. —

Und das Ende? — Die Tochter lief davon, und heurathete einen herumziehenden Spielmann. Beyde Aeltern legten sich aufs Trinken, und starben bald nachher vor Gram.

Ist dies jetzt unter unsern Bürgern das einzige Beyspiel einer durch Aberglauben zerrütteten Familie? Versuchung und Stricke sind die unausbleiblichen Folgen bey denen, die reich werden wollen.

XLI.

Einige Ursachen, warum sich die Leute so leicht zu Schatzgräbereyen verleiten, und betrügen lassen.

Eine Volkspredigt.

Unbegreiflich ist es, liebe Mitbürger! wie ihr euch bey gesunden Sinnen und Verstande, zu dem Aberglauben von Schatzgräbereyen könnt verleiten, und euch mit sehenden Augen blind machen, und betrügen lassen. Es ist dies in unsern Tagen eine so allgemeine Seuche, daß sie fast Hohe und Niedrige angesteckt hat. Unbegreiflich ist es, sage ich noch einmal, wie öfters Leute von dem besten Herzen, denen man auch den Verstand nicht absprechen kann, sich so leicht von den offenbarsten Betrügern hintergehen, und sich ihren Verstand ganz, ganz von ihnen bezaubern lassen. Daß der eingerissene Luxus, der schon alle Stände angegriffen hat, — daß die daraus entstehende Geschäftlosigkeit, auf deutsch; Müßiggang und Faulheit — hauptsächlich

der

der Gedanke: ich möchte gerne ohne Mühe in der Welt gut und bequem leben — davon die nächsten Ursachen sind *), — weiß ich recht gut; aber sie sind es nicht allein. Es müssen noch andere Vorurtheile und falsche irrige Begriffe da seyn, die den Verstand des Menschen so leicht, so stark benebeln, daß er gleichsam zum Kinde wird, und sich, wie ein Kind, behandeln läßt. Sonst wäre es nicht möglich, ihr guten Leute! daß ihr euch so leicht, so abscheulich, so lächerlich könntet betrügen, und zu den einfältigsten, widersinnigsten und unnatürlichsten Dingen verleiten lassen, über die ihr selbst lachen müßt, wenn ihr wieder zu Verstande kommt. Was der Aberglaube in solchen Fällen noch über die menschlichen Gemüther vermag, weiß ich auch; aber wir sind doch, Gottlob! aus den Zeiten heraus, da dieser den Kopf so ganz verschrauben konnte, daß auch kein Schatten von Vernunft mehr da war. Gleichwohl kenne ich vernünftige brave Leute unter euch, die den Aberglauben schon längst abgelegt haben; kommts aber auf das Kapitel von Schatzgräbereyen, ihn den Augenblick wieder anziehen, und sich ganz von ihm beherrschen lassen. Woher diese Widersprüche? O! wenn ich doch so glücklich wäre, nur einigen in diesem Punkte die Augen zu öffnen! Glaubt es mir: ich möchte so gern einmal einen Schatz he-

*) S. die Monatschrift für allerley Leser 1. Jahrg. 5tes St. S. 265. Welches sind die nächsten Ursachen des Verfalls der Religion, der Sitten und des Wohlstandes in Europa?

ben, als ihr. Ich wollte ihn gewiß schon anwenden. Aber Natur, Vernunft, Religion und Erfahrung rufen mir immer zu laut in die Ohren: sey kein Narr, und laß dich betrügen! Diese getreue Führerinnen — Gott sey ewig Dank, daß ich in ihren Händen bin! — sagen mirs gar zu deutlich, daß ich ihn durch eure thörichte, unnatürliche und unvernünftige Mittel, wie ihr ihn zu erlangen sucht, nimmermehr kriegen kann, ohne mich vor der ganzen vernünftigen Welt, — und vor mir selbst lächerlich zu machen. Daher lasse ichs bleiben, und folge lieber der güldnen Regel, die uns alle, für unsern Zustand nöthige, Schätze heben läßt: ein Jeglicher bleibe in dem Beruf, darin er berufen ist. Ich habe über drey und dreyßig Jahre den Leuten so manche Predigt gehalten; aber keine geht mir mehr von Herzen, als diese, weil ich euch, meine liebe Mitbürger was diesen Punkt betrifft, gar zu gern rathen und helfen möchte. Zu keiner erbitte ich mir von dem Gott der Wahrheit und Vernunft, mehr Segen und Eindruck, als zu dieser. Laß mich, o Vater des Lichts! von dieser Predigt bey vielen, die sie lesen — denn ich brauche eben nicht immer auf der Kanzel zu predigen — das Glück, die Freude und den Segen haben, daß sie die Wahrheit erkennen, und durch die Wahrheit von aller Thorheit, Aberglauben und Unvernunft der Schatzgräberey — frey werden, und ihren wahren Reichthum darin suchen, deinen Willen und ihre Pflichten zu thun. Amen.

Nun,

Nun, so laßt uns denn, liebe Mitbürger! die rechten und eigentlichen Ursachen der Schatzgräbersucht in unsern Tagen aufsuchen. Eine Krankheit ist schon halb kurirt, wenn wir erst ihre Ursachen wissen. Und diese Hoffnung hab' ich auch, wenn ihr nur noch so viel Vernunft habt, mich zu hören. Wißt ihr, woher es wohl komme, daß man diese Ursachen nicht sogleich finden kann? Daher, weil wir sie zu weit außer dem Menschen suchen, und müssen sie in ihm suchen. Und ihr selbst, ihr Betrogenen! ihr verbergt sie zu sehr vor den Augen der Vernünftigen, weil ihr euch zuletzt schämt, und die Sache nicht gerne wollt kund werden lassen. Ists nicht wahr, daß dergleichen Geschichten selten so recht bekannt werden. Daher kann man auch nicht immer hinter alle die besondern Bewegungsgründe kommen, die diesen oder jenen verleitet haben, sein Glück in Schatzgräbereyen zu suchen. Wie gesagt: man schämt sich, öffentlich als ein Betrogener verspottet zu werden. Und kein Mensch, so einfältig er ist, will doch gerne dumm heißen. Darin aber bleiben sich doch immer alle Schatzgräbergeschichten, von welchem Schlage sie auch seyn mögen, einander gleich, daß klug seyn wollende, und wirklich dumme, das Ungereimte, das Unmögliche, das Lächerliche ihres Unternehmens nicht einsehen wollen — und davon, glaub' ich, zwo Hauptursachen entdeckt zu haben:

1) Die Liebe zum Wunderbaren;
2) Den Gedanken: reich zu seyn, ist das größte Glück.

1) Die Liebe zum Wunderbaren, liebe Mitbürger! ist mir eine der ersten Ursachen, welche Leuten, die wenig Kenntnisse haben, den Kopf so leicht verrückt, daß sie den Schatzgräbern alles glauben, was sie ihnen vorsprechen. Hättet ihr euch, lieben Leute! nur ein Bischen um die Werke Gottes in der Natur, und ihre weisen Gesetze, bekümmert; so würdet ihr euch den Großpralereyen dieser Betrüger nicht sobald ergeben; sondern prüfen, ob die Sache natürlich oder unnatürlich, — möglich oder unmöglich sey. Allein ich muß euch auch nun zeigen, wie das zugehe, und daß dies wirklich eine solche Ursache der Verblendung bey der Schatzgräberey sey.

Meines Erachtens geht das so zu. Bey dem Gedanken: du wirst einen großen Schatz heben, wird davon die Vorstellung so stark und lebhaft, daß man sich selbst bemühet, alle dagegen aufsteigende Zweifel zu unterdrücken, und sich das Unternehmen so leicht und möglich zu machen, als es nur seyn kann. Diejenigen, welche selbst in der Versuchung der Schatzgräbereyen gewesen sind, mögen sich besinnen, ob ihnen nicht so zu Muthe gewesen sey. Es kommt hier alles darauf an, sich die Möglichkeit der Sache recht leicht und süß vorzustellen. Thätet ihr das nicht ihr guten Leute! so würdet ihr auch nicht so unglaublich leichtgläubig gegen das albernste Zeug seyn, was euch vorgesprochen wird, und was einem Kinde auffallen würde. Wodurch wird aber das Unmögliche möglich, — das Unglaubliche glaublich gemacht, als wenn unrichtige Religionsbegriffe da-

zu kommen, die ein Jeder nach seinen Vortheilen und Wunschen drehen kann, wie er will. Tritt die Eigenliebe und der geistliche Stolz dazu, der sich gar zu bald schmeichelt: daß Gott just für ihn ganz besondere Dinge thun werde; so ist die Sache schon so gut, als richtig. Wie oft hab' ich Beyspiele von Leuten gesehen, die sonst ganz gute Kenntnisse hatten, und bey ihren Berufsgeschefften ordentliche Mittel gebrauchten; sobald sie aber in eine Sache, die sie sehnlich wünschten, und die durch ordentliche Mittel nicht mehr zu erreichen war, als die Genesung eines einzigen Sohns, oder so etwas, den lieben Gott gerade zu ins Spiel ziehen konnten; so erwarteten sie auch nichts geringeres als Wunder. Kamen Lavaterische Glaubensaussichten dazu, und sie waren nach seinen Grundsätzen in Stande, nur einigermaßen den Spruch auf sich zu deuten: dem, der glaubet, ist alles möglich; er kann Berge versetzen, und Planeten aus ihren Angeln heben; so ist der Grund zur Schatzgräberey gelegt; so wird der Kreis gemacht, der Geist zitirt, und der Schatz hebt sich schon in der Braupfanne. Das ist wirklich der Gang, den ich nach dergleichen schwärmerischen und irrigen Religionsbegriffen bey vielen bemerkt habe, die durch Schatzgräbereyen irre geführt sind.

Doch ich muß mich näher erklären. Laßt uns nur auf die Erfahrung sehen, wie die Liebe zum Wunderbaren, Leuten, die weiter nichts denken, als Gott kann Wunder thun, fast alle Vernunft nehmen, und ihnen die ungereimtesten Dinge, als

möglich,

möglich, vorstellen kann? Denn sie gehen sogleich weiter: von dem Können zum Werden und Wollen. Gott kann Wunder thun, also wird, also will er auch Wunder thun. Er wirds gewiß an mir thun, wenn ich den Glauben habe. Was ist dem Wunderglauben schwer zu glauben? Nichts glaubt er lieber, nichts leichter, als was er sehnlich wünscht. Nach seinen Wünschen und Glauben ist also eine eigene Religion bald fertig, deren Hauptsätze diese sind: daß Gott nur durch Wunder groß werde, und gewisser Menschen wegen, die er als seine Lieblinge betrachte, noch wohl Wunder thue.

Nun, lieben Leute! fragt euch selbst, ob dies nicht die beyden Hauptkunstgriffe aller Schatzgräber sind, die andere zum Schatzgraben bereden, und ob sie nicht die nächsten Ursachen sind, sich selbst dazu bereden zu lassen. Ist es nicht die gewöhnliche Sprache der sogenannten Adepten und Goldmacher, daß sie Gott mit diesem außerordentlichen Geheimnisse begnadiget habe? Es gehöre ein hoher Grad von Demuth, Heiligkeit und Verleugnung dazu, wenn man der Gottheit so nahe kommen, und in ihrem Licht wandeln wolle. Die erste Schlinge, die Unerfahrnen durch diesen schwärmerischen und falschen Religionsbegriff zu fangen: wir sind Lieblinge, Schoßkinder, Hochbegnadigte der Gottheit, dazu wenige gelangen. Wir können und sollen auch andere durch unsere Gaben glücklich machen, die dazu von Gott ausersehen sind. — Die zwote Schlinge. Was reizt stärker, als wenn der Schatzgräber

spricht:

spricht: du bist das von Gott auserkohrne Kind — die glückliche Person, durch die der lange verwahrte und bewachte Schatz allein kann gehoben werden. Gott hat mirs in seinem Lichte geoffenbart. Und eher komme ich nicht zur Ruhe, bis die Sache zu Stande ist. Wie schmeichelt das dem Stolze und der Eitelkeit des Menschen: ich bin ein besonderes Schoßkind des lieben Gottes? Um meinetwillen hat er diese außerordentliche Person zu meinem Glück hergesandt, und es ihr geoffenbaret, daß ich allein dazu geschickt sey, den Schatz zu heben. So bietet eins dem andern die Hand: der Hang zum Wunderbaren, der Eigenliebe, — und diese, wie erleichtert sie jenen?

XLII.

Fortsetzung des ein und vierzigsten Stücks.

Wie wäre es sonst möglich, daß man Schatzgräber und Goldmacher, als die größten Heiligen verehren, und ihnen die ungereimtesten Dinge, wenn sie nur wunderbar genug klingen, glauben; — den Vernünftigen aber allen Glauben versagen könnte? Wie oft hat es die Erfahrung schon ausgewiesen, daß dergleichen vorgegebene Gesandten der Gottheit, die lasterhaftesten, schlechtesten und wollüstigsten Buben gewesen sind, deren ganzes Geschäfte darin bestanden, als Landstreicher herumzuziehen, und den

Leuten

Leuten mit ihrem eigenen guten Willen das Geld abzunehmen. Was fruchtet es aber? Was wirkt es auf die Gemüther der Betrogenen? Weniger, als nichts. Bringt es sie zum Nachdenken? Nein! sie sind nur darauf bedacht, die Sache zu verheimlichen, damit sie nicht gestraft, oder ausgelacht werden. Das aber fällt ihnen nicht ein, eigentlich zu untersuchen: wie und wodurch sie betrogen sind.

Ich war ein Augenzeuge, daß ein Schatzgräber auf einem Dorfe ertappt, und sein Betrug in einer Familie öffentlich entdeckt wurde. Er kam an den Pranger. Verschiedene umliegende Dorfschaften waren Zuschauer. Heute kam er los. Morgen stand er schon wieder in dem nächsten Dorfe aus, und predigte: „der Gerechte muß viel leiden, berief sich auf sein Schicksal, gab die Strafe der Obrigkeit für Neid und Unwissenheit aus, und setzte sogar hinzu: daß hier in dieser Gegend einige herrliche Schätze lägen; er wisse auch die Personen schon, denen sie von Gott zugedacht wären. Je mehr er verfolgt würde; desto mehr offenbarte ihm Gott.“

Was war es? Sobald die Leute wieder von Schätzen hörten, war alles übrige vergessen. Man riß sich um den Mann. Der eine wollte ihn haben; der andere auch, und verschiedene, die ihn am Pranger gesehen hatten, ließen sich doch von ihm anführen. Ist das zu begreifen, wenn es nicht die Liebe zum Wunderbaren, und der Gedanke von außerordentlichen Begnadigungen, erklärte? Ehe ich weiter

gehe, liebste Mitbürger! die ihr noch vernünftig denkt: nur noch diese einzige Frage:

Sollte denn der weise Gott, welcher will, daß allen Menschen, durch ordentliche Mittel des Berufs, des Fleißes und der Arbeitsamkeit; aber nicht durch Goldmachen und Schätze graben geholfen werde, — dergleichen Landstreicher, die nur den Leuten nach dem Munde reden, und ohne Mühe gemächlich leben wollen — so außerordentlich begünstiget haben, daß er ihnen Dinge geoffenbaret, und Kräfte mitgetheilt hätte, welche den besten und tugendhaftesten Menschen versagt wären, und die sie durch allen Fleiß, Gelehrsamkeit, Kunst und Tugend nicht erlangen könnten? — Läßt sich das von Gott wohl denken?

Laßt uns nun einmal betrachten, was in der Seele eines Menschen vorgeht, den die Liebe zum Wunderbaren eingenommen hat, und der sich fest beredet: er sey von Gott auserkohren, einen Schatz zu heben. Dabey muß ich aber voraussetzen, daß ein solcher Mensch, wie gewöhnlich, ganz unrichtige Begriffe von Wundern habe, die, leider! viele Geistliche selbst haben, und denken: ihre Predigten hätten kein Gewicht; ja sie nähmen den Leuten die Religion, wenn sie nicht immer von Wundern predigten. Ein Hauptpunkt, lieben Leute! worüber ihr euch müsset belehren lassen, da ihr, ohne daß ihr gelehrt seyn dürft, Verstand genug habt, solches

einzusehen. Urtheilet einmal selbst, ob ihr nicht jene Zeiten, da zur Gründung der Religion Wunder geschahen, und Wunder nöthig waren, von den unsrigen unterscheiden müsset, da keine Wunder mehr geschehen — und geschehen sollen. Wenn ich euch nun beständig vorpredigte: habt guten Muth, ihr Leute! wenn euer Haus abgebrannt, euer Feld verhagelt ist, und ihr arm geworden seyd: Gott kann Wunder thun — und es geschähe doch keines, wie denn kein abgebranntes Haus durch ein Wunder morgen wieder da stehen wird: würdet ihr wohl Ursache haben, mir zu glauben? Müßte euch nicht die Erfahrung und der Augenschein sagen: es sey unrichtig? Der Mann prediget immer so, als ob noch täglich Wunder geschähen, und es geschiehet doch keines. — Und so ist es mit den lieben Wunderpredigten! Wie wirkt das nun aufs Volk, und wie muß das nicht bey vielen die schon eingewurzelte Liebe zum Wunderbaren stärken? Man glaubt es kaum, was das den Menschen für Schaden thue, wenn ihnen, auch wohl schon den Kindern, immer das Uebernatürliche in den Kopf gesetzt wird. Es ist unter solchen Umständen — ich sage es frey, und berufe mich auf die Erfahrung, und auf die Natur des Menschen, beynahe unmöglich, den gemeinen Mann zum richtigen Gebrauch des gesunden Menschenverstandes, und der Religion zu bringen.

Und nun nehmen wir den Menschen, dem große Dinge von einem Schatze vorgesprochen worden, und der nach obigen Vorurtheilen gestimmt ist. Wie denkt

er?

er? Wie handelt er nach den Begriffen, welche die Liebe zum Wunderbaren jetzt in seiner Seele aufwärmt. Wir wollen uns kurz fassen.

1. Der erste Gedanke bey ihm ist der: Wunder sind ja die Hauptsache der Religion. Noch gestern sagte mein Prediger: vertrauet Gott: der kann Wunder thun. Bey ihm ist kein Ding unmöglich. Ist euer Glaube nur, wie ein Senfkorn, so werdet ihr Berge versetzen. Warum sollte ich also nicht durch Gottes Kraft noch einen Schatz heben können, wenn er mir zugedacht ist, und ich den Glauben habe?

2. Nun fällt er schon von einem Extremo wie man zu reden pflegt, auf das andere. Du hast so lange gearbeitet und so fleißig gebetet; keine Betstunde, fast keine Predigt versäumt; aber nichts vor dich bringen können. Nun sagte aber der Mann: „Gott hat dein Gebet erhöret, und will dich wieder in deiner Nahrung segnen. Dir ist der Schatz beschieden. Warum sollte Gott nicht auch in meinen Umständen Wunder thun können?

3. Das Vertrauen wird größer. In seinen Augen ist er schon ein Moses. Er vertrauet Gott recht kindlich. Warum sollte er nicht so gut, als jener, ein Wunder erwarten können. Der Mann sagte ja: man müsse in der Sache und zu derselben den Glauben haben.

4. Denn das nennt er kindliches Vertrauen zu Gott. O! ihr guten Leute! wie betrügt ihr euch? Ist es denn das auch? Ist das auch wohl der rechte Glaube, den Gott von uns fordert? Hat uns Gott

auf Wunder oder auf ordentliche Mittel: bete und arbeite, gewiesen? Wie macht ihr es aber, die ihr auf Wunder und Schätze hofft? Du weißest dir nicht zu helfen: — bist mit dem Guten, was du genießest, nicht zufrieden — willst mehr haben, um nicht arbeiten zu dürfen, und doch gemächlich und gut zu leben. Die ordentlichen Mittel deines Berufs sind dir zu langsam und beschwerlich. Du willst auf einmal reich werden. Das ist dein Vertrauen zu Gott. Er soll dir Braupfannen voll Geld in deinen Schoß schütten. —

Kommt ein solcher ja einmal in vernünftige Hände; wird ihm gesagt: Freund! du irrest. Du hast kein Vertrauen zu Gott. Du versuchst ihn. Das heißt: du wendest die ordentlichen Mittel, die dir dein Beruf giebt, nicht an, um dir die Nothdurft zu verschaffen. Denn mehr hat dir Gott auf der Erde nicht versprochen. Du verlangst: Gott soll um deinetwillen Wunder thun. Wo steht das? Wo hat dir Gott das zugesagt? „Ja! der Mann sagt es, der mir den Schatz verspricht.“ Ist er klüger, als Christus und alle Apostel? klüger, als alle Naturforscher und Gelehrte, welche die Natur besser kennen? u. s. w. Das alles macht keinen Eindruck auf ihn. Er läßt Gott walten, und wartet auf den Schatz.

5. Wirklich ist das auch eine Nebenursache, welche die Leute zu solchem Wahnglauben für Schätzgräbereyen hinreißt: daß es so vielen gewöhnlicher Weise an genugsamer Kenntniß fehlt:

wie der Fleiß in ihren Berufsgeschäften auch der Wille Gottes sey. Ja! diese ordentlich, redlich, gewissenhaft zu treiben: sey eigentlich Religion. Was trennt man aber mehr vom bürgerlichen Leben, als dieses? Wie wenig wird dieses den Leuten recht von der Kanzel gesagt? Hört man ja noch etwas; so ist es dieses: im Schweiß seines Angesichts sein Brod verdienen, sey nicht sowohl Pflicht, Bedürfniß und Wohlthat für den Menschen, als eine Strafe der Erbsünde. Und da ihnen das immer ganz falsch erklärt wird; so wird ihnen eben dadurch auch der Kopf mit verrückt *)

XLIII.

Fortsetzung des zwey und vierzigsten Stücks.

6. Was aber den Menschen am meisten zum Wunderbaren hinreißt, und ihn am leichtesten beredet, übernatürliche Dinge zu erwarten, ist unstreitig dieses: daß man ihn von dem eigentlichen Gange der Natur, als dem Hauptwerke der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes, nicht recht unterrichtet. Man bleibt allein bey der Allmacht stehen.

*) Ein ungenannter Schriftsteller hat mir in seinen Beyträgen zur Geschichte der Schatzgräberey. Leipzig, 8. 1786. manche gute und treffende Idee gegeben, die ich weiter ausgeführet habe.

Von der Weisheit Gottes, von den Absichten und Mitteln ihrer Regierung: denn das ist Vorsehung ohne Wunder — weiß er nichts. Die Allmacht ist ihm alles. Nur diese wird ihm geprediget, von jener aber, daß ohne Gottes Willen kein Sperling vom Dache fällt, wird ihm nichts gesagt.

Lieben Leute! ob ich hier zu viel sage, mögt ihr selbst prüfen. Nehmt doch nur z. B. eure Fürbitten für die Früchte des Landes; nehmt doch nur euren, unter dem ungeschickten Namen: Hagelfeyerpredigten, üblichen Gottesdienst. Was thut ihr darin! Was wird euch darin vorgesagt, vorgepredigt, vorgebetet? Wir wollen Gott um Abwendung aller Hagelwetter bitten, damit sie uns nur nicht treffen. Andern mag es gehen, wie es will. „Nein! auch für die bitten wir. Gar kein Hagelwetter müßte kommen?“ Ist dabey wohl was anders im Kopfe, als Allmacht und Wunder? Seht ihr nicht das Gebet als ein Mittel an, den Gang der Natur zu ändern, und Hagelwetter, Gewitter, Platzregen, und gewisse andere Uebel, die doch im Ganzen, als große Wohlthat, nothwendig sind, wegzubeten? Kurz, ihr wollt durchs Gebet Wunder thun.

Sagt nun einmal selbst: fragt eure eigene Erfahrung: wie leicht ein verschmitzter und arglistiger Schatzgräber Gehör finde, wenn er eure schwache Seite kennt. Wie leicht es ihm werde, einen Bauersmann, einen Bürger, selbst einen Vornehmen, dessen Religionsbegriffe sich öfters nicht weiter erstrecken, zu seinen Absichten zu bereden? Findet dabey wohl

eine

eine vernünftige Prüfung statt: ist mein Unternehmen auch wohl nach den Gesetzen der Natur möglich? sind meine Hoffnungen und Wünsche den Absichten Gottes gemäß? Könnte die Welt wohl bestehen, wenn jetzt noch lauter Wunder geschähen, oder wenn wir alle durch Schätze gleich reich wären? Wird Gott auch um meinetwillen ein Wunder thun? Würde es mir, und den Meinigen nützlich seyn, große Schätze zu besitzen? Würden meine Kinder sich nicht auf die faule Seite legen, und lüderlich werden, wenn sie wüßten, daß sie reich wären? Fehlts etwan an Beyspielen, die es eben dadurch geworden sind? Würde ich den gefundenen Schatz auch gut anwenden? u. s. w.

Wenigstens sollte man doch wohl Vornehmen vom Stande dergleichen Fragen und Prüfungen zutrauen? Allein die Erfahrung lehrt, daß es darunter fast eben so leichtgläubige Leute, als unter dem gemeinen Volke, giebt: besonders wenn durch Luxus, Ueppigkeit und Wohlleben, der Wohlstand gesunken ist, und wir uns gern in unsern verfallenen Umständen wieder aufhelfen wollen. Dann ist uns jeder Vorschlag, jede Person, die uns Hoffnung macht, sollte es auch ein zerlumpter Bettler seyn, willkommen. Unserem Glauben ist dann, wenn es so aussieht, und wir keine festen Grundsätze haben, — alles, wäre es auch noch so ungereimt, möglich. Ich würde dies nicht sagen, wenn es nicht die Erfahrung unsrer Zeiten täglich lehrte, und wenn wir nicht täglich mit Fingern auf solche Bauern, Bürger

und Edelleute, weisen könnten, die es uns durch ihr Verhalten sagen, daß es mehr als zu wahr sey, was ich gesagt habe.

2) Der Gedanke: der Vorsatz: o! wie gut will ich den gefundnen Schatz anwenden — und reich zu seyn, ist das größte Glück auf Erden, ist die zwote Hauptursache, warum sich die Leute so leicht zum Schatzgraben verleiten lassen.

Hier aber, meine guten Mitbürger! hier steckt der Knoten. Laßt mich aufrichtig mit euch reden, und euch nichts verschweigen. In diesen euren Aeußerungen von dem großen Glück reich zu seyn, und den Schatz gut anzuwenden, liegen noch zwo andere Gedanken verborgen, die ich besser kenne als ihr selbst. Laßt sie euch sagen.

Der erste: ich habe dabey die besten Absichten, den Schatz gut anzuwenden. Der zwote: wenn ich reich bin, kann ich Gott viel besser dienen.

1) Sagte nicht der Freund, der mich aufsuchte, und mir den Schatz zugedacht hatte: vergiß ja der Armen nicht: Das soll denn auch meine erste Sorge seyn. O! da will ich auch unsre arme Kirche recht bedenken. So viele Arme sollen jährlich gekleidet und gespeiset werden, und dem Armenhaus will ich auch was vermachen. — So sprichst du, Freund! ehe du den Schatz besitzest! Deine Eigenliebe beredet dich, lauter gute Absichten zu haben. Würdest du auch wirklich so handeln, wenn der Schatz in deine Hände käme? Ich weiß mehr als ein Beyspiel, daß Personen, die reiche Erbschaften aus Ostindien er-

warteten, die besten Absichten hatten, und vom Morgen bis zum Abend auf ihren Knieen lagen, und beteten, daß sie doch glücklich ankommen möchten. Wie wollten sie dann die schönen Dukaten so gut anwenden? Das Schiff kam. Sie sahen sich im Besitz von einigen hunderttausend Thalern. — Aber wo blieb die Anwendung? Sie fiengen das üppigste Leben an, und nach einigen Jahren waren sie bettelarm. Statt der Erbschaft setze man nur einen gefundnen Schatz. Ich müßte den Menschen nicht kennen, wenn ich einem Jeden, der reich werden will, eine gute Anwendung des Reichthums zutrauen sollte. Ist ihm bey einer Sache am wenigsten zu trauen; so ist es bey zugefallenem Reichthum. Eher schickt sich der reichgewesene in Armuth, als der armgewesene in Reichthum. Christi Wort: vom Kameel und Nadelöhr — ist nur gar zu wahr. Bey der Verschiedenheit der Temperamente, der Erziehung, der Umstände, der Gesellschaften, der Beyspiele, und besonders, bey dem starken Hange der menschlichen Natur zur Sinnlichkeit, ists unmöglich, von allen eine gleich gute Anwendung des Reichthums zu erwarten. Ich müßte den Menschen nicht kennen, der sich von abergläubischen Wünschen eines Schatzes bezaubern läßt, wenn ich nicht diesen Gedanken dabey zuerst in seinem Herzen lesen sollte: wie ruhig, wie glücklich werde ich dann leben können? —

Was denkt sich jener arme Schuhmacher, der wohl jährlich keine funfzig Thaler verdiente, für ein Leben, wenn er funfzigtausend Thaler in der Lotterie

gewönne? Das erste war: wie will ich es meinen Nachbarn zuvor thun? Wie will ich mich des Morgens im Bette strecken? Was für eine Tafel halten? Wenn ich erst in der Kutsche fahre, wie werden die Leute hinter mir hersehen? Da — den reichen Großpraler, der mich nicht beym Wege angesehen hat, will ichs schon fühlen lassen, daß ich nun auch reich bin. — Sollten sich viele, die nach Schätzen streben, besser in ihr Glück finden können?

2) Aber der zwote Gedanke: ich kann Gott weit besser dienen, wenn ich reich bin, möchte doch wohl statt finden? Wir wollen sehen. Das denkst du, so sprichst du doch auch, mein Freund! Armuth lehret viel böses, und ist eine große Hinderniß des Gottesdienstes; aber wenn ich reich bin; so habe ich alle die Versuchungen nicht, die der Arme hat, und kann das liebe Gotteshaus besuchen, wenn ich will.

Recht gut, mein Freund! Wie nimmst du denn deinen Gottesdienst? Ich merke wohl, du setzest ihn nicht in der Verehrung Gottes mit dem Herzen, in der innern Besserung desselben, und in der thätigen Erfüllung deiner Pflichten gegen Gott und den Nächsten; sondern im äußerlichen Kirchenbesuch. Ich merke wohl: du denkst nur an die Versuchungen, die der Arme hat; aber die Versuchungen, denen der Reiche ausgesetzt ist, hast du vergessen. Und derselben sind gewiß tausendmal mehr. Sonst hätte Christus nicht sagen können: es sey leichter, daß

ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme.

Laß mich aber, lieber Mitbruder! deinem Herzen näher treten, und den Gedanken ganz auflösen: wenn ich reich bin, kann ich Gott besser dienen. So sprichst du; aber in deinem Herzen spricht eine verborgene Eigenliebe, deren Meynung eigentlich dahin geht: werde ich nicht Gott viel angenehmer seyn, wenn ich reich bin? Warum? weil ich reichere Allmosen geben, und mildere Stiftungen machen kann, als andere. So angenehm dir aber dieser Gedanke ist, und so sehr du dich darauf stützest in der Meynung, Gott dadurch desto eher zu bewegen, dir den Schatz zu geben — so groß, so falsch, so verführerisch ist dieser Irrthum.

„Irrthum — sprichst du, sollte das seyn? Hat aber nicht Christus das Allmosengeben, und andere gute Werke selbst empfohlen?“

Ja! mein Freund! das hat er. Arme, spricht er, habt ihr immer bey euch, und, so ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes thun. Aber auf die Allmosen der reichen Pharisäer, die sie vorher ausposaunen ließen, ist er nicht gut zu sprechen, und sagt von einer Wittwe, die unter vielen Reichen nur ein Scherflein von ihrer Armuth, aber mit gutem Herzen, in den Gotteskasten eingelegt hatte: sie habe mehr eingelegt, denn sie alle. Darum ist es nun so mit den Gelübden, die vor Hebung großer Schätze gethan werden, wie es ist. Fast immer steckt ein kleiner Stolz dahinter, daß man dadurch ein großes Ver-

dienst

dienst bekomme, und Gott angenehmer werde, als vorher. — Doch darüber habe ich euch noch etwas zu sagen.

XLIV.

Fortsetzung des drey und vierzigsten Stücks.

Wären fromme Stiftungen, welche die Reichen machen, darum Gott angenehmer, weil sie mehr Kosten erfordern; so würde ich den armen Schuhflicker bedauern, der nichts weiter hat, als was er den Tag über verdient, und doch gestern Abend sein Bischen Abendbrod mit einem Armen, der hungrig hätte nach Bette gehen müssen, aus wahrer Menschenliebe theilte. Ich versichere dich, mein Freund! daß Gott von keinem Menschen mehr fordert, als nach seinen Umständen möglich ist, und, daß ihm keine Gabe angenehmer ist, als welche, nicht blos die Hand, sondern das Herz giebt? War ihm wohl jene reiche Wittwe angenehmer, als der Schuhflicker, weil sie Kanzel und Altar kleidete, und der Kirche einige hundert Thaler vermachte, um von den Leuten hochgerühmt zu werden; insgeheim aber von den Armen Pfänder nahm, die sie wohl zehnmal bezahlen, und am Ende doch im Stiche lassen mußten?

Ich muß aber noch einmal auf deinen Vorsatz kommen: ich kann Gott besser dienen, wenn ich reich bin. Freund! hast du auch wohl recht bedacht,

dacht, was du sagest? Vorher, ehe du den Schatz hattest, und nach deiner Meynung arm warest, konntest du also Gott nicht so gut dienen. Zu dem bessern Gottesdienste mußtest du also erst reich werden. Reichthum giebt also deinem Gottesdienst in Gottes Augen einen größern Werth? Welche niedrige und Gott entehrende Begriffe? Wißt ihr, wo diese hergekommen sind? blos aus den düstern Köpfen der faulen Mönche, die dies zu ihrer Sittenlehre machten: Beten ist besser, als Arbeiten. Alte Mönchsmoral ist es also. Aus dem Kloster, nicht aber aus der Vernunft und Gottes Wort ist dieser falsche Begriff vom Gottesdienst gekommen. Traurig genug! daß der dummfromme Mönch und der scheinheilige Pharisäer noch so häufig in unsern Kirchen, und in den Köpfen unsrer Bürger ist! So ganz wider Gottes Schöpferabsicht, wider den Zweck der menschlichen Gesellschaft, und wider den eigentlichen Sinn der wahren Christusreligion. Denn wie unrecht werden diese Worte des Apostels: betet ohn Unterlaß, noch immer verstanden? Wie übel werden sie ausgelegt? Was Gott aufs genaueste mit einander verbunden hat, das trennen wir Menschen. Was Gott will, daß eine Sache seyn solle, daraus machen wir zwey besondere Dinge. Gott will, daß Gebet Arbeit, und Arbeit Gebet seyn soll. Das heißt: ein Jeder soll aus Religionsgründen seine Pflicht thun. Der Gedanke an Gott soll das erste seyn bey aller seiner Arbeit, bey allen seinen Berufsgeschäf-

geschäften: bey allem seinen Thun und Lassen. Das heißt: Betet ohn Unterlaß.

Denkt euch nun selbst, wie falsch die Meynung sey, als könnte man Gott bey der Betreibung seiner Berufsgeschäfte nicht dienen? Durch die redliche Abwartung derselben sollen und müssen wir ihm dienen, wenn die menschliche Gesellschaft nach seiner Absicht bestehen und glücklich seyn soll. Ihr aber sprecht: nein! das hieße nur der Welt, und dem Irdischen dienen; Gott aber müsse man durchs Gesangbuch, durch Bibellesen, durch die Postille, und in der Kirche dienen. Wenn also der Handwerksmann seine Berufs- und der Ackermann seine Feldarbeit, treu und gewissenhaft abwartet; so ist das Weltdienst in euren Augen; wenn er sich aber hinsetzt, die Hände in den Schooß legt, singet und betet; in die Betstunden, in die Kirche geht, oder halbe Tage in der Bibel lieset, ohne es zu verstehen, um nur von der Arbeit abzukommen; so dient er Gott. Macht ihr also nicht den Gottesdienst zu einer, von allen andern nützlichen und Gott wohlgefälligen Arbeiten ganz verschiedenen Beschäftigung?

Seht! in dem Sinn nehmt ihr auch das Wort: Gottesdienst, wenn ihr, in der Hoffnung eines großen Schatzes, das Gelübde thut: nun will ich Gott viel besser dienen. Ich muß es euch also gerade heraus sagen: ihr wißt noch nicht, was Gott dienen heiße. Eigentlich sollten wir nicht einmal so sprechen. Der Ausdruck schickt sich nicht für Gott. Wir können Gott nicht einmal dienen. Denn ich

diene einem um den Lohn, den er mir verspricht, weil er ohne meine Dienste das nicht seyn würde, was er seyn sollte, wenn ich ihm nicht diente. Ich leihe ihm also für Lohn meine Kräfte, weil die seinigen allein dazu nicht hinreichend sind. Können wir das von Gott sagen: dem Allgenugsamen, dem allein Seligen — der uns unsere Kräfte, und alles, was wir sind, und haben, erst gegeben hat? Solls ja aber bleiben, daß wir sagen: wir dienen Gott; so heißt das nichts anders, und kann nichts anders heißen, wenn wir den Menschen gegen Gott halten, als dieses: daß ein Jeder nach seinem Beruf, nach seiner Lage, Umständen und Kräften — der König bis zum Tagelöhner — die Absichten Gottes, hier auf der Welt, aufs Beste zu erfüllen suche. Dies ist der Sinn Christi und der Apostel: wer mit dem ihm geliehenen Pfunde wuchert, und es nicht im Schweißtuche vergräbt; sondern gut anwendet, der thut den Willen seines Herrn. Seyd Thäter des Worts, und nicht Hörer allein, damit ihr euch nicht selbst betrüget. Sonst ist euer Gottesdienst eitel.

Ihr sehet mich an, lieben Leute! Ich lese die Zweifel in euren Augen: wozu denn also alle unsere gottesdienstlichen Handlungen: Kirche, Predigt, Singen, Beten, Beichte und Abendmahl? Sollen uns denn die nicht vom Irdischen abziehen, damit wir Gott dienen? Nein! meine Brüder! das ist bloße Schwärmerey, die den Kopf verrückt. Ihr sollt beydes gehörig mit einander verbinden. Ihr sollt euch durch das eine desto mehr erwecken, das

andere desto redlicher zu thun. Wie sagt Christus: eins thun, und das andere nicht lassen.

Wie macht ihr es aber? Beten und Singen ist der Hauptzweck eures Daseyns. Nur im Kloster, wo sie Tag und Nacht klingeln, singen, lärmen und schreyen, ist, eurer Meynung nach, Gottesdienst. Du läufst in alle Kirchen und Betstunden, und lässest darüber deine Haushaltung, deinen Beruf, deine Geschäfte liegen, daß Weib und Kind darben müssen. Das nennest du deinen Gottesdienst — und handelst gerade gegen Gottes Absichten. Er hat dir z. B. eine zahlreiche Familie gegeben, mithin auch mehr irdische Bedürfnisse, die du nicht durch Beten und Singen; sondern durch mehr Fleiß und Arbeitsamkeit erfüllen sollst. Dir, ja dir, hat ers selbst, unter diesen Umständen, zur Pflicht gemacht, weniger, als andere, in die Kirche zu gehen, sondern desto fleißiger zu arbeiten, weil du ein grösseres Häufchen Kinder hast. Der beste Gottesdienst ist also der, wenn man seine Berufsgeschäfte recht so thut, wie man sie nach Gottes Willen, zu seinem und anderer Besten, thun soll, und eben darum, damit man sie so thue, die Religion, das Christenthum, und alle gottesdienstliche Handlungen, als Erweckungsmittel gebrauche. Zur Vermehrung der Vollkommenheiten Gottes können wir gar nichts thun; wohl aber zu unsrer und andrer Menschen Wohlfarth. Mich dünkt: Christus habe uns in der Welt nichts deutlicheres, als eben dieses gesagt: „ihr Juden! laßt den Sabbath Sabbath

seyn

seyn, und kommt eurem nothleidenden Nächsten zu Hülfe. Thut ihr das schon an eurem unvernünftigen Viehe, wenn ein Ochse oder Esel am Sabbath in den Brunnen gefallen ist, — und ihr thut Recht daran — wie vielmehr an einem Menschen?“

Ich dächte, meine liebste Mitbürger! ich hätte euch nun alles gesagt, was zu der Sache gehörte. Fragt euch, prüfet euch nun einmal selbst: ihr, die ihrs noch immer für möglich haltet, Schätze zu graben — und euch solche wünscht, ob ich davon die rechten Ursachen angegeben habe: warum ihr euch so leicht zu dergleichen Thorheiten verleiten lasset. Ich weiß, wie wenig euch das Glauben kostet, wenn ihr im Namen des Herrn einen Schatz zu finden denkt. Glaubt denn auch einmal mir; doch nicht mir; sondern der gesunden Vernunft, die euch von den Irrwegen des Aberglaubens, und der Leichtgläubigkeit abruft. Wo nicht; so muß ich euch etwas weißagen, was mir gar nicht angenehm ist, welches aber gewiß, ja gewisser, als alle eure Schatzprophezeyung, eintreffen wird:

Hoffen und Harren, wie ihr auf Schätze, macht manchen zum Bettler — und zum —
1 Timoth. 6, 17.

XLV.

Daß die Kometen nichts böses bedeuten.

Etwas müßte es auf sich haben, daß mich neulich mein alter Gärtner des Sonntags Nachmittags zu sich bitten ließ. Ich hatte ihn wegen einer Reise lange nicht gesprochen. Als ich kam, fand ich eine kleine Gesellschaft seiner Nachbarn, und anderer guten Leute.

„Heute, sprach er, wollen wir nichts von der Erde; sondern nur etwas vom Himmel wissen.“

Nur nicht aus dem Himmel, lieber Mann! Nun was ist es denn? Gewiß, was kürzlich in den Zeitungen von einem Kometen gestanden hat.

„Ja! ja! getroffen. Da stehen alle sechs Bände ihres Allerley, die sie mir, und meinen Nachbarn gegeben haben; aber von Kometen kein Wörtchen darin. Wir haben, wie wir hier sitzen, alle schon Kometen erlebt; aber das ist theils in der Kindheit geschehen; theils haben wir nicht darauf geachtet. Jetzt aber haben wir davon ein langes und breites gesprochen. Insonderheit, ob sie wohl auf der Erde etwas Böses bedeuten, und von unserem Herr Gott zur Warnung dahin gestellt sind? Mir will das Ding nicht so recht in den Kopf. Da sind aber noch gute Leute, die fürchten sich schon sehr, da wieder von Kometen geschrieben wird, und glauben: es müsse nun Pest, Hungersnoth, Krieg und Erd-

beben erfolgen. Wie ist es doch damit? Setzen sie sich. Noch eins muß ich ihnen erst sagen. Da war vorher ein junger Student aus Halle hier. Den fragten meine Nachbarn darüber. Die kriegten aber ihren Ehrentitel. Er lachte sie aus, und sagte: ihr seyd Narren, wenn ihr so was glaubt. Zu den alten Weibern in die Spinnstube mit euch. Weiter aber sagte er nichts. Nun waren wir so klug, wie vorher. War das wohl Recht?"

Ey! das hat der junge Mann nicht gut gemacht. Man muß seine Mitbrüder nicht auslachen, wenn sie nicht alles wissen, oder gar verspotten, wenn sie in einem Irrthum stecken, oder darin lassen; sondern es ist Pflicht, sie von der Wahrheit zu unterrichten, und sie dadurch vom Aberglauben befreyen. So machte es Christus: ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frey machen. Wißt ihr aber, warum der junge Student gleich gescholten hat? Er wußte nichts von der Sache, und suchte sich doch ein gelehrtes Ansehen zu geben. Wenn man junge Großpraler und Vielwisser recht warm hält, und immer nach dem Grunde frägt; so werden sie zuletzt grob, und schelten. Ein sicheres Kennzeichen, daß ihr Wissen Wind, und daß sie nichts gelernt haben.

Doch nun zu den Kometen. Wüßtet ihr, ihr guten Leute! was eigentlich ein Komet wäre: ihr würdet ihn nicht mehr ängstlich fürchten, und als einen großen Unglücksboten auf der Erde ansehen; sondern mit David zur Ehre seines Schöpfers sagen:

lobet ihn alle seine Himmelsheere; lobet ihn alle leuchtende Sterne!

Er. Ich merke fast, daß sie sagen wollen: die Kometen wären Sterne.

Ich. Davon hernach.

Jetzt nur, was ein Komet eigentlich ist? Ein wirklich wahrer beständiger Weltkörper, so gut, als es der Mond, und unsere Erde ist. Das werdet ihr freylich nicht sogleich begreifen. Habt aber Geduld; ich will euch alles erklären. Ja! der Komet ist ein eben so dunkler vester Körper, als der Mond, der auch kein eigenes Licht hat.

Er. Aber er scheint und leuchtet ja doch!

Ich. Der Mond auch, und hat doch kein eigenes Licht; sondern er wird erst von der Sonne beschienen. Sie leihet ihm ihr Licht, und er giebts uns wieder. So auch der Komet. Er kann von selbst nicht leuchten; sondern die Sonne muß ihn bescheinen. Im Jahr 1450 hat ein Komet geschienen, der seinen Lauf zwischen der Erde und dem Monde durch genommen, und durch seinen Schatten den vollen Mond verfinstert, zum Beweise, daß er selbst ein dunkler und undurchsichtiger Körper war, der die Sonnenstrahlen aufhielt, daß sie nicht durchfallen konnten. Also konnte auch der Mond nicht helle bleiben, so wenig, als die Wand, wenn ich meine Hand zwischen sie und das Licht halte. Da meynten die Leute: die Welt würde untergehen, und sie stehet noch.

Nur

Nur eins müßt ihr euch merken. Die Laufbahn des Kometen ist ganz anders, als bey den übrigen Planeten. Das haben die Gelehrten durch ihre Ferngläser schon längst ausgemacht, daß sie sich nicht, wie die andern in runden, sondern in länglichtrunden Kreisen, um die Sonne bewegen. Hier lege ich einen Apfel hin. Das soll die Sonne seyn, und nun ziehe ich mit Kreide einen schmal länglicht runden Kreis über den Tisch, um den Apfel herum, der auf der einen Seite weit von demselben abgehet, unten umkehrt, und auf der andern wieder um ihn herumgeht. Das ist die Laufbahn des Kometen.

Schon daraus, lieben Leute! könnt ihr begreifen, daß die Kometen nichts Böses bedeuten, weil sie sich nach einer ordentlichen Laufbahn bewegen — nach ordentlichen Naturgesetzen erscheinen, weggehen und wieder kommen. Denkt einmal: die Gelehrten haben es ordentlich ausgerechnet, wenn ehe mancher Komet, den wir gesehen haben, wieder kommen muß. Was könnte er also Böses bedeuten, wenn er nichts ungewöhnliches ist, daß er erscheint, und, wenn er zu seiner bestimmten Zeit sogar wieder kommen muß, und nicht ausbleiben kann? Weiß man doch, daß von der Sündfluth an, bis auf das Jahr 1665, vierhundert und funfzehn Kometen erschienen sind. Es sind ihrer gewiß mehrere gewesen, die man nicht bemerkt hat. Hat man doch allein in vorigem Jahrhundert gegen sechzig Kometen gesehen. Der älteste Komet, dessen im Alter-

thum gedacht wird, soll drey Tage vor Methusalems Tode erschienen seyn. Ihr sehet daraus, daß die Kometen keine so seltene Erscheinungen sind, als die Leute im gemeinen Leben glauben. Sagt ihr nun wohl: was wird das bedeuten, wenn der Mond, oder die Sonne aufgegangen ist?

Er. Ja! das geschiehet auch alle Tage.

Ich. Mit den Kometen auch. Nur wir sehen sie nicht. An einem Orte in der großen Welt müssen sie doch nothwendig seyn, wenn sie auch kein Auge sehen sollte. Das thut also nichts zur Sache, wenn sie nur nach ordentlichen Gesetzen erfolgt; so kann sie schon nichts Böses bedeuten, und sollte sie auch nur alle hundert Jahre vor Menschen Augen einmal geschehen. Die Nordlichter, wie oft erscheinen die nicht im Herbst, im Frühjahr, mitten im Winter? Und gleichwohl hat daraus der Aberglaube so viele böse Vorbedeutungen und Zornruthen gemacht.

Er. Sie sagen uns da wunderliche Dinge.

Ich. Keine wunderliche, sondern lauter natürliche Dinge, die ihren Grund in den Naturgesetzen haben, und die so wahr sind, als wenn ihr von einem Borstorferapfelbaume, Borstorferäpfel und keine Renetten ärndtet.

Erinnert euch aber, daß ich oben sagte: die Kometen wären auch beständige Körper. Das ist so zu verstehen. Es sind keine solche Erscheinungen am Himmel, welche eben sobald wieder vergehen, als sie entstanden sind, als z. E. die Nebensonnen; die Nebenmonde; der Hof um dem Monde; die Regenbogen;

bogen; die Feuerkugeln; und andere dergleichen Vorfälle in der Unterluft; sondern der liebe Gott hat sie, als beständige Körper, wie Sonne, Mond und Erde mit den übrigen Planeten erschaffen, und sie sind eben so alt, als diese, wenn wir sie auch nicht immer sehen. Was können sie Böses bedeuten?

Ein Nachbar. Wird mirs doch so leicht ums Herz.

Ich. Bald noch leichter. Erst aber noch etwas von den Kometen selbst. Ob sie gleich eine gesetzmäßige Laufbahn haben; so haben sie solche doch nicht alle auf einerley Art. Das ist die Ursache, warum sie noch nicht von allen, die da gewesen sind, hat ausgerechnet werden können. Nur erst von dreyen hat man sie mit Gewißheit bestimmt. Daß es aber gewiß ist, seht ihr daraus, weil sie um das Jahr, da es vorhergesagt war, richtig wieder kamen. Der erste von diesen dreyen war in den Jahren 1531, 1607 und 1682 sichtbar, und ist im Jänner 1759 richtig wieder gekommen, wie es ein großer Sternkundiger im vorigen Jahrhundert vorher berechnet hatte. Also gebrauchte dieser zu seiner Laufbahn und Wiederkehr eine Zeit von sechs- bis sieben und siebenzig Jahren. Der zweete erschien im Jahr 1532 und 1661, und wird im Jahr 1789 wiederkommen. Wir alle hoffen ihn ohne Furcht zu bewillkommen, und seinen großen Schöpfer zu preisen, der ihn in hundert und neun und zwanzig Jahren herumgeführet hat. Der dritte erschien zum letztenmal 1680, kann aber vor dem Jahr 2255 nicht wie-

der kommen, da er eine Zeit von fünf hundert fünf und siebenzig Jahren zu seiner Reise gebraucht. Ein anderer gelehrter Sternkundiger hat gezeigt, daß immer schon, vom Anfang der Welt her, in einem Abstande von fünf hundert und siebenzig Jahren ein großer Komet erschienen sey — und seine Zeugnisse reichen bis vor Christi Geburt hinaus. Der vorige Komet aber war in seiner größten Entfernung von der Sonne zwey tausend und vier hundert Millionen Meilen weg, und gieng doch in seiner gebogenen Linie von der Erdbahn um die Sonne, und von da wieder zurück zur Erdbahn. Dazu gebrauchte er nur siebenzig Tage, flog aber in einer Stunde auch mit einer unermeßlichen Geschwindigkeit von hundert und acht und achtzig tausend Meilen. Denn da die Sonne über achtzehn Millionen Meilen von der Erde weg ist; so hat er in siebenzig Tagen zum wenigsten vier und vierzig Millionen Meilen gemacht. Das ist ein Passagier! Der kann geschwinder fortkommen, als unsere Frachtwagen. Und was ist diese kleine Laufbahn gegen seine ganze Reise von fünf hundert fünf und siebenzig Jahren! Läuft er in einer Stunde hundert und acht und achtzig tausend Meilen; so läuft er in vier und zwanzig Stunden 1,112000, oder eine Million und hundert und zwölf tausend Meilen; in drey hundert und fünf und sechzig Tagen aber, oder in einem Jahre 68,620000, das ist, acht und sechzig Millionen, sechs hundert und zwanzig tausend Meilen. Wie viel nun in fünf hundert und siebenzig Jahren?

Hier müssen wir uns ein Bischen erholen.

XLVI.

XLVI.

Fortsetzung des fünf und vierzigsten Stücks.

Er. Herr Gott! das ist weit! Geht denn so weit die Welt?

Ich. O! viel weiter, lieber Mann! Nur das kann er nicht begreifen, wenn ich ihm auch sagen wollte, daß ein Komet noch viel weiter hinausgienge, als der weiteste Planet, der Saturn, von der Sonne ist. Lasse er uns etwas anders sprechen, was euch guten Leuten verständlicher ist. Stelle er sich einmal vor, was ein Komet für einen erstaunlichen Grad von Hitze und Kälte aushalten kann. Der große Komet von 1680 ist der Sonne so nahe gewesen, daß er eine zweytausendmal größere Hitze, als die des glüenden Eisens ist, hat ausstehen müssen.

Er. Wenn der einmal der Erde zu nahe käme; so müßte ja alles verbrennen.

Ich. Das hat nichts zu sagen. Erstlich hat das der liebe Gott schon so geordnet, daß ein Himmelskörper den andern in seinem Lauf nicht hindert, oder aufreibt. Zweytens hält er sich auch bey der Sonne so lange nicht auf, daß er ganz glüend würde. In Zeit einer Stunde ist er schon hundert und acht und achtzig tausend Meilen von ihr wieder weg. Und da ein Komet vielmal größer ist, als die Erde; so gehört schon etwas dazu, ihn glüend zu machen. War doch der 1670, und 1742 oder 43 schon funf-

zehnmal gröſſer, als der Mond, ob er gleich auf zwo Millionen Meilen von der Erde entfernt war. Nun aber, mein Freund! welche Kälte in der erſtaunlich weiten Entfernung von der Sonne, da er erſt in fünf hundert und fünf und ſiebenzig Jahren wieder herumkommt?

Er. Ey! dabey vergeht einem Sinn und Gedanken.

Ich. Freylich verlieren ſich da in dem unendlichen — unermeßlichen Weltraum unſere Gedanken; aber nicht der Verſtand des Schöpfers, der ihm, und allen Kometen ihre Laufbahn angewieſen hat, und deſſen Auge jedes Pünktchen kennt, das ſie durchreiſen.

Aber, was meynt ihr, ihr guten Leute! wenn wir ſo einmal auf einem Kometen eine Reiſe von fünf hundert Jahren mit herum machen könnten? Was würden wir da in allen den Welten, wo er durchreiſt, zu ſehen kriegen? Wie würde uns da bey der Hitze nahe an der Sonne, und bey der Kälte, ein zwey hundert Meilen vom Saturn, zu Muthe werden? Wo mag wohl das Ende der Linie ſeyn, wo er umbeugt, um auf der andern Seite wieder zurück zu kehren?

Er. Da vergehen mir abermal die Gedanken. Aber ich beſinne mich auf den groſſen Kometen, der 1743 oder 44, in dem erſten ſchleſiſchen Kriege, ſtand. Herr Gott der ſahe fürchterlich aus. Es war eben einmal des Abends ein ſtarkes Nordlicht, daß der Schnee blutroth ausſahe. Der Komet ſahe eben ſo

aus,

aus, und hatte noch dazu einen fürchterlichen Schwanz, der weit am Himmel hin stand.

Ich. Auf den kann ich mich auch noch recht wohl besinnen. Er war fast so groß, wie der Mond. Sein Schwanz aber sahe aus, wie ein Besem. Das ist aber der dicke Nebel, oder, wie man sagt, der Dunstkreis, mit dem sie alle umgeben sind, und daher nicht einerley Gestalt haben. Der Körper hat in der Mitte einen dichten hellen Kern. Die meisten haben einen langen, bald spitzen, bald breitfächerigen Schwanz, der allezeit von der Sonne abgekehrt ist, und öfters, wie eine Ruthe, oder wie ein breites Schwerdt aussiehet. Daher hat der Aberglaube Zornruthen und Schwerdter daraus gemacht. Andere sehen aus, als ob sie mit Haaren umgeben wären. Daher heißen sie auch bald Haar- bald Schwanzsterne. Das erste bedeutet Kometen. Wenn oben auf dem Kometen vernünftige Geschöpfe wären, und wüßten, wie wir armen Erdwürmer, die ihnen mit der Erde wie ein Pünktchen vorkommen müssen, uns über ihren Wohnplatz ängstigten; sie würden uns herzlich bedauren, und uns zurufen, wenn sie uns sehen könnten: „liebe Mitbürger der Schöpfung! fürchtet euch nicht. Wir sind euch keine Vorboten des Unglücks. Wir sind nun schon so viele tausend Jahre in den Welten unsres großen Schöpfers herumgereist, und haben keinem was zu Leide gethan.“

Denn nun ist es Zeit, daß ich euch handgreiflich zeige: die Kometen bedeuten nichts Böses.

1. Erstlich müßt ihr solches schon daraus erkennen, was ich bisher von den Eigenschaften der Kometen erzählt habe. Sind es eben solche Himmelskörper, wie viele andere; haben sie einen eben so ordentlichen Lauf, als diese; kann ihre Wiederkunft berechnet, und vorhergesagt werden: so können sie unmöglich etwas Böses bedeuten. Sonst müßten wir aus eben dem Grunde zittern, wenn die Sonne aufgienge, und der Mond sich sehen ließe.

2. Bedenkt zweytens, daß sie nicht von uns, in Deutschland allein; sondern fast von allen Welttheilen, fast von den meisten Einwohnern der Erde gesehen werden. Welchem Lande soll nun der Komet das Böse bedeuten? Welches Fürsten Todesfall soll er nun verkündigen? Der Komet, der 1682 erschienen war, erschien aufs neue 1759. Europa sahe ihn nur, da er schon weit von der Erde war, und kaum am Horizont noch bemerkt werden konnte; allein die Westindianer hatten das Glück, ihn in der größten Nähe bey der Erde, und zwar in der Größe des vollen Mondes, zu sehen. Hat er nun ihnen, oder Europa mehr Böses bedeutet? Was denn für Böses 1682, und was für Böses 1759? Ich weiß keins.

Allein der Komet 1743 oder 44 hat doch augenscheinlich Böses bedeutet? Denn er erschien mitten in dem blutigen schlesischen Kriege. Den konnte er aber nicht bedeuten. Denn sonst hätte er vor demselben erscheinen, und nur von den Schlesiern allein

gesehen

gesehen werden müssen. So aber sahe ihn ganz Europa, Afrika und Amerika. War nun damals in allen diesen Welttheilen Krieg, Pest und theure Zeit? In einem Lande war Krieg; im andern Friede. In dem einen stirbt der Landesherr; in dem andern wird ein Prinz geboren. In dem einen ist Glück, in dem andern Unglück. Was hat er nun bedeutet? Ist es nicht ein offenbarer Widerspruch? Seht ihr wohl, lieben Leute! wie ungewiß, ja wie lächerlich die ganze Sache ist? Geht der Komet nach seiner von Gott ihm gezeichneten Laufbahn; so bedeutet er gar nichts. Wie sollte ich mich also vor etwas fürchten, was selbst durch die Hand der Vorsehung geleitet wird?

3. Betrachtet und erwäget drittens, daß ihr dabey einen ganz falschen Schluß macht. Es erscheint ein Komet, und gleich nachher entsteht ein Krieg in eurem Lande. Wie schließt ihr dann? Der Komet hat den Krieg bedeutet, und ist eine Ursache desselben. Dies ist der gewöhnliche falsche Schluß, dadurch ihr euch in so vielen Dingen betrügt. Ueberlegt es einmal selbst, ob das folgen könne, das heißt: ob eins in dem andern gegründet sey, wenn ihr sagt: es steht ein Komet am Himmel; just zu der Zeit ist auch Krieg in einem Lande; also hat der Komet den Krieg bedeutet, und ist darum erschienen, ihn vorher zu verkündigen.

Wenn das gelten sollte; so könnt ihr von der Sonne und dem Monde eben das behaupten. Denn die stehen auch am Himmel. Wäre es aber nicht

eben so gut, als wenn ich sagen wollte: mein Ofen ist eingefallen; ich bin darauf krank geworden; also hat der Einfall des Ofens meine Krankheit bedeutet. Der Blitz schlägt in den Thurm einer Residenz. Gleich darauf stirbt der Landesherr; also hat es seinen Tod bedeutet, weil der Thurm das höchste Gebäude, und er der Höchste im Lande ist. Ihr habt viele Mäuse und Maulwürfe im Garten. Vorher ist ein starkes Gewitter mit Sturm und Platzregen gewesen; also hat das die Mäuse gebracht. — Ihr lacht? Es ist auch lachenswerth. Ist es aber nicht eben der Schluß bey den Kometen?

4. Nun aber wollen wir die Sache einmal umkehren. Wie oft ist schon ein Komet erschienen, und es ist nichts Böses darauf erfolgt. Vielmehr sind in dem Lande, welches sich am meisten fürchtete, die glücklichsten Begebenheiten gekommen. Kurz vor der Geburt Christi erschien ein Komet, und die ganze Welt lebte im tiefsten Frieden. Dies nicht allein. Es sind öfters über ein Land die schrecklichsten Verwüstungen gekommen, und es ist kein Komet vorher erschienen. In den Jahren 1755, und 1783, da das große Erdbeben Lissabon, und fast den ganzen untern Theil von Italien umkehrte, hat kein Komet am Himmel gestanden. Soll er nun, wie die Leute sagen, von Gott als ein Warnungszeichen hingesetzt seyn; so wäre es in Messina und Kalabrien 1783 wohl am nöthigsten gewesen, da über vierzig tausend Menschen durch das Erdbeben umkamen. Was kann also der Komet für Böses bedeuten?

5. Noch

5. Noch eins ist übrig. Ihr tretet der väterlichen Vorsehung eures großen und herrlichen Schöpfers zu nahe, wenn ihr nichts als Böses von ihm denkt. Vielmehr solltet ihr daraus seine Herrlichkeit erkennen, und ihm kindlich vertrauen lernen. Wenn ihr Berlin, oder sonst eine königliche Stadt mit ihren großen Gebäuden und Palläſten gesehen habt; so müßt ihr doch von dem, der solche Werke zu Stande bringen konnte, sehr große Gedanken kriegen. Wie klein aber ist das alles; wie klein die ganze Erde mit allen ihren Städten, Flüssen, Meeren, Bergen und Einwohnern, gegen einen einzigen Kometen? Das macht es aber eben nicht aus, die Größe Gottes zu erkennen, daß er einen so großen Himmelskörper an das Firmament gesetzt hat, der da oben in freyer Luft solche unendliche Reisen thut. Denn Gott ist in der Käsemilbe so groß, als im Kometen. Wenn wir uns aber die weise Laufbahn vorstellen, die ihm der Schöpfer angewiesen hat, wenn wir uns vorstellen, daß er in fünf hundert und fünf und siebenzig Jahren, in den hundert und acht und achtzig tausend Meilen einer Stunde, keine Meile vergeblich, und ohne Absicht läuft; so wird Gott erst recht groß in unsern Augen, und wir sagen, wie der alte Sirach von der Sonne, also auch vom Kometen: das muß ein großer Herr seyn, der ihn gemacht hat.

Eben so groß und herrlich wird Gott auch dadurch, daß er den Menschen den Verstand gegeben hat, diese riesenmäßigen Reisen eines Kometen so genau

nau auszurechnen, und das Jahr vorher zu sagen, da er wieder kommen muß, da wir doch immer dabey auf der Erde bleiben, und nicht mit reisen können.

Wenn wir das alles zusammen nehmen; so urtheilet selbst: was er uns nun für Böses bedeuten könne. Soll er uns vor dem Unglück warnen, das kommen könnte: welches Land, da er allen erscheint, soll das Unglück erfahren, und den Anfang zur Buße machen? Und soll dann erst der Mensch sich bessern; so möchte es nur eine bloße Angstbuße seyn, die keine gute Früchte hat, wie die Erfahrung lehrt. Gott hat uns ganz andere Warnungsmittel in seinem Worte gegeben, wenn er sagt: die Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben. Das bleibt ewig wahr, und es darf nicht erst ein Komet kommen, uns daran zu erinnern. Würde nun nicht Gott selbst gegen seine eigene Ordnung und Mittel handeln, die er uns zur Buße gegeben hat?

Glaubt es mir, lieben Leute! die Kometen sind zu ganz andern, und weit höhern Absichten bestimmt, als uns Einwohner der Erde, die wie ein Tropfen am Eymer ist, zu fürchten zu machen. Das werden wir einmal in der andern Welt erfahren, und darauf freue ich mich recht sehr. Darum fürchtet euch nicht, wie Gott, der Vater der Menschen, selbst gesagt hat, vor den Zeichen des Himmels — nicht vor Kometen. Sie sind Zeugen seiner Ehre, und Spiegel seiner Herrlichkeit. Lobt ihn, ihr Menschen! die ihr durch Vernunft mehr seyd, als die größten, aber leblosen Werke!

XLVII.

Vom Aberglauben einiger fremder Völker: besonders bey Naturbegebenheiten.

Es ist fast kein Volk in der Welt, das nicht seinen eigenen Aberglauben hätte. Cicero sagte schon: wenn sich ein Paar Augurs oder Wahrsager auf der Straße begegneten; so müßten sie sich einander ohne Lachen nicht ansehen können. Die Liebe zum Wunderbaren; Mangel der Naturkenntnisse; falsche Anwendung der Religionsbegriffe; Einfalt und Unwissenheit; Furcht vor bösen Geistern; Betrügerey und Eigennutz der Pfaffen, sind wohl die natürlichsten Ursachen von solcher Allgemeinheit des Aberglaubens, der auch die gesittetesten und aufgeklärtesten Nationen, selbst Christen noch tyrannisirt.

Wie alt ist der Aberglaube bey den Nordlichtern, besonders in den nordlichen Polarländern. Die Alten gaben ihnen wegen ihrer mannigfaltigen Gestalten, auch verschiedene Namen *), und sie wurden sowohl bey den Römern, als Griechen für Vorboten großer Begebenheiten angesehen, und ihre Schriftsteller beschreiben öfters schon die gräßlichsten Luftschlachten im Nordlichte. „Grausame wilde Krieger, hieß

*) *Aristotel.* Meteorol. I. 5. *Plin.* H. N. II. 26. Chasmata, Trabes, Bolides.

hieß es, kämpfen in den Wolken in Reihen und Geschwadern, und richtiger Schlachtordnung.“ Als die Nordlichter in England, im März 1715 — 1716 aufs neue wieder bemerkt wurden, sahe sie das Volk als ein Zeichen an, daß Fürsten von einem fremden Stamme eingeführt werden würden. Auf den schettländischen Inseln werfen sie oft über die ganze nördliche Halbkugel einen breiten Glanz, und das Volk nennt sie die lustigen Tänzer. Oft nehmen sie nach dem Zustande des Dunstkreises eine blutrothe Farbe an, und haben alsdann ein schreckliches Ansehen. Abergläubische und kluge Landleute werden alsdann Propheten, und schrecken die Zuschauer mit Krieg, Hunger und Pestilenz.

In Sibirien sind die Nordlichter so häufig, als in Europa: nur mit einer furchtbarern Pracht für den Aberglauben. Die eine Art regelmäßig, gleich einem hellen Regenbogen, mit vielen abströmenden Lichtsäulen. Unter dem Bogen ein Dunkel, wodurch die Sterne nur durchschimmern. Daraus prophezeyet man Stürme. Die andere Gattung fängt mit gewissen abgesonderten Streifen aus Nord- und Nordost an. Diese Strahlen vermehren sich nach und nach, bis sie den ganzen Himmel anfüllen, und werfen einen prächtigen Farbenglanz von Gold, Rubinen und Smaragden von sich. Die Einfältigen und Unerfahrnen unter dem Volk ängstigen sich alsdann ungemein. Denn die Strahlen krachen, funkeln, zischen, pfeifen und machen einen Lärm, wie tausend künstliche Feuerwerke. Die Einwohner sa-

gen:

gen: es zöge eine Bande toller und rasender Geister vorüber. Merkwürdig aber ist es doch, daß auch die Thiere alsdann von dem heftigsten Schreck ergriffen werden. Die Jagdhunde haben eine solche Furcht davor, daß sie auf die Erde fallen, und unbeweglich liegen bleiben, bis die Lufterscheinung vorüber ist.

Wie lange hat man in Rußland von den Elendthieren gefabelt, daß sie Beine ohne Gelenke hätten, weil das Thier, wenn es verfolgt wird, oft im Lauf einen Sturz thut, welches ihm eigen ist, um sich dadurch aufs neue in Gang zu bringen.

In den kältesten Theilen von Amerika bis zu den entferntesten Gebirgen der Eiszone in Grönland: besonders auch in Sibirien, hält sich die silberweiße Schneeeule auf *), welche auf die weißen Schneehühner und Hasen beständig Jagd macht. Von ihr ist die Fabel entstanden: es gäbe eine gewisse Art von Vögeln, deren Federn des Nachts glänzten, und dem verirrten Wanderer statt Führer dienten.

In Kamtschatka giebt es gar keine Schlangen und Frösche; aber desto mehr Eidexen, die von den Eingebornen sehr verabscheuet werden. Denn sie

*) Strix Nyctea *Linn.* Es sind auch bey Dresden und Leipzig dergleichen geschossen worden, wie ich denn eine im Linkschen Kabinet zu Leipzig gesehen habe. In der Thiergeschichte der nordlichen Polarländer von Pennant und Zimmermann. Leipzig, 4. 1787. stehet sie auf dem Titelkupfer, und ist im 2ten Theile, No. 37. S. 222. ausführlich beschrieben worden.

halten sie für Spione, welche von unterirdischen Göttern abgeschickt wären, auf ihre Handlungen Acht zu geben, und ihnen den Tod anzukündigen. Fangen sie eine Eidexe; so wird sie in kleine Stücke zerschnitten, um dadurch zu verhindern, daß sie keine Nachricht von ihrer Gesandschaft überbringen könne. Entwischt sie aus ihren Händen; so werden sie schwermüthig, und erwarten jeden Augenblick den Tod. Es trifft sich auch oft, daß sie wirklich aus Furcht sterben, und dadurch dem Aberglauben des Landes ein Opfer bringen.

Angenehm ist mirs, daß ich, wie ich glaube, endlich auf den wahren Ursprung des Aberglaubens von den Wehrwölfen, oder der übernatürlichen Verwandlung eines Menschen in einen Wolf, und wieder in den Menschen, gekommen bin. Schon im Herodot *), der fast nichts als Fabeln geschrieben hat, findet sich eine Nachricht: daß sich die Scythen jährlich auf eine gewisse Zeit in Wölfe zu verwandeln, und nachher die menschliche Gestalt wieder anzunehmen pflegten. Ganz besonders ist es, daß die neuentdeckten Amerikaner um den Nootkasund, sich noch jetzt mit den Fellen der Wölfe, und anderer wilden Thiere verkleiden, und sogar die Haut der Köpfe, welche den ihrigen anpassend gemacht sind, daran sitzen lassen. Dies sind ihre Jagdkleider, die sie anlegen, um die Thiere auf der Jagd zu täuschen. Als

nun

*) Ein berühmter griechischer Schriftsteller vier hundert und funfzig Jahre vor Christi Geburt: im 4ten Buch.

nun die Zeiten der Hexerey und Teufelskünste kamen; so waren die Verwandlungen und die Wehrwölfe fertig.

Die Kalmuken, wie Pallas in seinen Reisen erzählt *), tragen beständig ein aufgerolltes, und in ein Leder eingenähetes Anhängsel oder Amulet auf der bloßen Brust, das sie von ihren Pfaffen bekommen, auf welchem nichts bedeutende Figuren stehen, die weder die Pfaffen, noch sie selbst erklären können. Große Stücken baumwollen Zeug sind mit bunten Figuren bemahlt, und werden mit gewissen Formeln wider allerley Krankheiten gebraucht. Das Volk hält sie in großem Werth, und bekommt sie von den Pfaffen, die sie nach hölzernen, dazu ausgeschnitzten Formen machen. Jeder Pfaffe hat sein astronomisches Religionsbuch, aus welchem er die glücklichen Tage und Stunden vor jeder Verrichtung bestimmen muß. Ein jeder rechtgläubiger Kalmuk muß sich also jedesmal, ehe er etwas unternimmt, bey seinem Geistlichen Raths erholen.

Lächerlicher aber ist fast nichts, als ihr Aberglaube mit der weißen Steppeneule **), welche die Tataren zu tödten, für eins der größten Verbrechen halten. Fliegt sie zur Rechten; so ist es ein großes Glückszeichen; fliegt sie zur Linken; so bedeutet ihr Flug Unglück. Wollen nun die Kalmuken ihr Glück

*) Durch Rußland. Ausz. I. S. 293.

**) Strix Nyctea *Linn.* Sie ist in Rußland selten, und wird eben darum abergläubisch verehrt.

oder Unglück aus dieses Vogels Fluge wissen; so jagen sie ihn in der Steppe auf. Fliegt er auf die linke, oder unglückliche Seite; so rennen sie ihm in ganzen Schaaren vor, damit er sich auf die rechte Seite wenden muß, weil sie glauben, dadurch ihr Schicksal zu bessern. Die armen Leute! Wenn sie das können; so ist ja nicht der Vogel; sondern sie selbst sind Urheber ihres guten Schicksals.

Sind die unter uns vernünftiger, welche ihr gutes oder böses Schicksal von einem angehängten Spruche dee Bibel; von einem gewissen Wochentage; von der Figur des Kreuzes; von der Prophezeyung eines alten Weibes; von dem Geschrey des Leichvogels, oder von einem über den Weg gelaufenen Hasen, erwarten?

Wider den gefährlichen Biß der Skorpionspinne *), die sich in Erdlöchern aufhält, und mit dem Schilf, als Feuerwerk, in die Hütten kommt, gebrauchen sie folgende Mittel. Entweder bestreichen sie die Wunde mit der Milch einer jungen Frau im ersten Kindbette, die vor der Ehe keusch gelebt hat; oder, wenn diese nicht zu haben ist, müsse man ein schwarzes Thier, Hund Schaf und dergleichen lebendig aufhauen, das warme Herz mit den Lungen herausreißen, und auf die Wunde legen.

Die Ostiaken halten in ihren Wohnungen, und zwar ein Jeder, die Weiber nicht ausgenommen, ihren eigenen Götzen. Dies ist eine aus Holz grob geschnitzte

*) Phalangium arenoïdes.

geschnitzte Puppe mit einem Menschengesicht, mit allerley Lappen bekleidet. Sie wird in dem vornehmsten Winkel der Hütte aufgestellt. Vor ihr steht ein Kästchen, worin kleine Geschenke gelegt werden. Vorzüglich aber wird vor dem hölzernen Patron ein Horn voll Schnupftobak unterhalten, und geschabtes Bast dabey gelegt, damit sich der Götze, wenn er geschnupft hat, zu mehrerer Begeisterung, auf gut Ostiakisch, die Nase, wie sie auf der Jagd gegen die Kälte thun, verstopfen kann.

Das Poßierlichste dabey ist dieses, daß die durchreisenden Russen in der Nacht dem Götzen öfters das Schnupftabakshorn ausleeren, und wieder hinlegen. Da wundert sich denn der Ostiak des Morgens gar sehr, wie sein Götze so viel in einer Nacht habe schnupfen können, gönnt es ihm von Herzen, und glaubt fest: er sey auf der Jagd gewesen. Allein die dumme Blindheit steigt aufs höchste, wenn sie diese ihre Hausgötzen, die sie sonst über alles verehren, wenn es ihnen unglücklich geht, und sie ihnen Schuld geben, daß sie nicht haben helfen wollen, von ihrer Stelle werfen, erbärmlich zerprügeln, und öfters so zerhacken, daß sie einen neuen machen müssen. Wenn die ostiakischen Weiber mit einem durchreisenden Russen zu vertraut werden wollen; so hängen sie dem Götzen ein Tuch über den Kopf — und nun sind sie sicher. Er sieht es nicht.

Wollen sie auf die Jagd gehen; so wünschen sie sich des Abends vorher zu niesen. Kein glückliches Zeichen kann ihnen begegnen. Kommt sie solches

aber des Morgens an; so machen sie die lächerlichsten Grimacen, sich dessen zu enthalten. Müssen sie aber doch niesen; so ist ihr Verdruß unaussprechlich. Denn nun ist ihnen alles Wild entgangen, das ihnen an dem Tage bestimmt war. Viele geben sich in dem Fall nicht einmal die Mühe auszugehen.

Die Isländer halten die Robben für die Thiere, welche dem Menschen am ähnlichsten wären, und hegen davon einen lächerlichen Aberglauben. Sie glauben nämlich, daß sie alle Pharao's und seines Heers Nachkommen, und, da diese vom rothen Meerverschlungen worden, in Robben verwandelt wären.

XLVIII.

Fortsetzung des sieben und vierzigsten Stücks.

Unter den Cherokesen herrscht ein gewisser Aberglaube von einem Zauberstein, den eine ungeheure Schlange, als einen Talisman auf dem Kopfe getragen habe. Wunderbar genug ist die Art, wie er in die Hände seines jetzigen Besitzers gekommen ist. Er habe den Glanz des Steins auf dem Kopfe der Schlange gesehen, und, da sich Niemand getrauet, das Thier anzugreifen; so habe er sich einen Harnisch von dickem Leder gemacht, den es nicht durch beißen können. Hierauf habe er die Schlange getödtet, und den Zauberstein abgenommen. Er besitze

ihn noch jetzt, und außer ihm, und zwo Weibsperſonen, wiſſe Niemand, wo er ſey. Er ſage es auch nicht, um kein Unglück über das Volk zu bringen.

Die Hottentotten und Buſchmänner in Afrika ſind zwar durch unſere neueſten Reiſenden von manchem, ihnen aufgebürdeten Aberglauben, z. B. daß ſie den Mond anbeteten, und ein gewiſſes Inſekt, welches die Naturforſcher den Geſpenſtkäfer, oder Mantis, nennen, göttlich verehrten, frey geſprochen; aber ſie haben doch noch ſo vielerley Arten von Aberglauben, daß ſie darin faſt alle andere wilde Nationen übertreffen. Dies kann auch faſt nicht anders ſeyn, da ſie ſich auch dadurch von den roheſten Völkern der Erde auszeichnen: daß ſie ſchlechterdings gar kein Weſen, als Schöpfer und Beherrſcher aller Dinge erkennen. Durchgehends geben ſie auf dieſe Frage die Antwort: „wir ſind dumm, haben nichts davon gehört; können auch nichts davon verſtehen.“ Ja! ſie mögen nicht einmal gern davon ſprechen, oder reden hören. Weil ſie aber im höchſten Grade doch an Zaubereyen glauben; ſo geben ſie dadurch zu erkennen, daß ſie ein mächtiges böſes Weſen glauben, welches ſie aber doch keinesweges anbeten, oder göttlich verehren; ſondern ihm nur alles ſcheinbare Böſe und Uebel in der Natur, inſonderheit Regen, Kälte, Blitz und Donner zuſchreiben.

Die Buſchhottentotten, oder diejenigen, die noch als nomadiſche Völker wild herumziehen, haben ihre eigene Scheltwörter: t'Guzeri, und t'Gaunazi,

womit sie dem Gewitter fluchen. Sie pflegen auch sehr böse zu werden, wenn es blitzt und donnert, und dem Blitz und Donnerschlägen mit den Schuhen, und andern Dingen zu drohen. Sagt man ihnen, daß alle Gewächse verdorren, — daß alle Thiere, und sie selbst umkommen würden, wenn es nicht regnete; so bleiben sie dabey: der Regen sey allezeit etwas Böses, und es wäre doch gut, wenn es niemals regnete.

Ihre Zauberer sind gleichsam ihr Gott. Der große Haufe beyderley Geschlechts hängt ihnen an, und schenkt ihnen sein ganzes Vertrauen, weil sie glauben, daß sie den bösen Geistern gebieten, und Hexerey, Gewitter und Regen stillen können. Für baares Geld, und um sich Anhang bey dem Volke zu machen, übernehmen diese Betrüger, denen es leicht ist, ein so dummes Volk zu hintergehen, alles, und wenn die Sache nicht nach Wunsch ausschlägt; so wissen sie bald Entschuldigungen, die ihnen, so dumm sie auch sind, gerne geglaubt werden. Hält der Regen oder das Gewitter länger an, als sie vermuthet, oder versprochen haben; so sind sie gleich mit dem Vorgeben fertig: ja es giebt noch höhere Zauberer, die besser bezahlt sind, als wir. Diese haben uns zu mächtige Gegenhexereyen entgegen gesetzt. Fast alle glauben, daß alle Krankheiten durch Zauberey entstehen, und auch dadurch müssen geheilt werden. Man kann leicht denken, daß dabey die Zauberer ihre beste Rechnung finden. Sie kuriren mehrentheils durch äußerliche Zaubermittel. Der

Kranke muß sich auf den Bauch legen. Sie aber setzen sich ihm auf den Rücken, und kneipen, zwicken, stoßen und baxen ihn so lange, bis sie endlich einen großern oder kleinern Knochen vorzeigen, der ihm eingehext worden, und den sie nun durch ihre Gegenzaubereyen glücklich herausgebracht hätten. Sie wissen ihn unter der Operation, da der dumme Kranke von sich selbst nicht viel weiß, so geschickt in die Nase, ins Ohr, oder in einen andern Theil des Körpers zu bringen, daß es nicht anders scheint, als werde er jetzt mit vieler Mühe erst heraus gebracht. Die Einbildung kommt dazu, und der Kranke bekommt öfters Linderung, zumal da er durch die nicht gar sanfte körperliche Behandlung in Schweiß gebracht ist. Stirbt er; so heißt es wieder: er sey von andern so stark bezaubert gewesen: man habe ihm nicht helfen können. Wie grob diese Zauberer öfters ihren Betrug spielen, erhellet aus folgender Geschichte. Ein Knabe gebrauchte die Beinröhre eines Ochsen unter seinem Spielzeuge, als einen Wagen. Als nun in dem Hause ein Zauberer zu einem Patienten geholt wurde; so zog er ihm endlich nach vielem Puffen, Kneipen und Herumwerfen, den Ochsenknochen aus dem Rücken. Der Junge schrye: das sey sein Wagen; der Zauberer aber behauptete: eben jetzt sey auch dem Patienten der Knochen erst eingehext worden. Ihm wurde geglaubt. Ein anderer aber kam nicht so gut weg. Die Hottentotten nahmen ihn mit auf die Löwenjagd, daß er die Löwen bannen und behexen sollte. Diese aber verstan-

den

den das Ding unrecht, und zerrissen ihn. Die Kolonistenbauern lachten die einfältigen Hottentotten aus; allein diese blieben bey ihrer Einbildung: ein noch stärkerer Zauberer und Feind des Zerrissenen sey die Ursache dieses Unfalls gewesen. Zuweilen aber geht es ihnen sehr schlecht, wenn sie bey den Großen in Verdacht gerathen. Ein Kafferscher Fürst wurde im Alter triefäugig, ohne geheilt werden zu können. Was geschahe? Er ließ alle Zauberer, die er kriegen konnte, todtstechen, in der Meynung, unter ihnen, wie Herodes bey den bethlehemitischen Kindern, den rechten zu treffen, der ihm entgegen wäre.

Was folgt aus diesen Geschichten? Ein boshafter, eigennütziger und listiger Betrüger setzt die Hottentotten eben so gut in Kontribution, als sich unsere klugen Europäer durch ihre weise Frauen und Männer, durch Magnetisirer, Schatzgräber, Geisterseher, u. s. w. darin setzen lassen.

XLIX.

Von boshaften Betrügern.

Zwo Regeln habt ihr zu befolgen, Jünglinge! wenn ihr glücklich durch die Welt kommen wollt. Die erste: daß ihr selbst aufrichtig, ehrlich, rechtschaffen und gewissenhaft denkt, und Wahrheit mit Tugend verbindet. Die zwote, daß ihr in der Menschenkenntniß klug werdet, ohne in den Fehler

des

des Argwohns zu fallen, der ohne Unterschied, ohne Prüfung gerade zu von allen Böses denkt. Ein kluges Mißtrauen aber ist in der Welt nöthig, da man doch schlechterdings nicht allen auf ihr Gesicht trauen kann. Fide, sed cui vide: siehe ja wohl zu, wem du traust. Ist euch, liebe edle Jünglinge! zu einer Zeit diese Regel nöthig; so ist es in unsern Tagen, da so viele Erzbetrüger, Gaudiebe und wahre Baldobers aufstehen, deren List und Bosheit noch nicht ganz ausstudirt ist; sondern die öfters an Fürsten, Ministern, Theologen und Philosophen, an Herren und Damen, große Vertheidiger finden. Ihr sehet daraus, liebe Jünglinge! daß es nicht genug sey, selbst ehrlich zu seyn. Wir müssen euch auch Winke geben, die Unehrlichkeit und Arglist anderer kennen zu lernen, und besonders gegen die auf eine edle und kluge Art mißtrauisch zu seyn, die euch so gern um Tugend und Börse bringen. Denkt ja nicht, daß solches wider Christi Moral sey! Sagt er nicht selbst: sehet euch vor, vor den falschen Propheten. Seyd klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben.

Fehlt es etwa in unsrer Welt an Beyspielen, daß sich boshafte Betrüger zu reichen Jünglingen gesellt, und durch außerordentliche Freundlichkeit, Schmeicheleyen und absichtlich angestellte Vergnügungen, ihre Sinnlichkeit gereizt, und sogleich ihr ganzes Vertrauen gewonnen haben? Sie sind entweder von ihnen an solche Oerter geführet worden, wo sie keinen Bescheid wußten, und wo sie nicht nur ihre Unschuld

ver-

verloren — mit einem angesteckten vergifteten Körper zurückkamen; sondern rein ausgeplündert wurden. Oder sie gaben ihnen etwas von dem Saft und Saamen des Bilsenkrauts; oder sie brachten ihnen etwas von dem Aufguß der Belladonnenwurzel bey, daß sie betäubt wurden, mit offenen Augen nichts sahen, und ihnen vor ihren Augen Uhren, Baarschaften, Kleider und alles abgenommen wurden.

Kann man euch zu oft warnen, liebenswürdige Jünglinge! daß ihr euch nicht Jedermann anvertrauet, den ihr nicht kennet? Am wenigsten denen, die euren Fehlern schmeicheln, den Hang eurer Sinnlichkeit ausstudiren, und eure schwache Seiten meisterhaft zu eurem Verderben und ihrem Vortheil zu nutzen wissen! O! lernet euch selbst — lernet die Menschen kennen! Besonders laßt euch, wenn sich noch Mangel gehöriger Naturkenntnisse und Neubegierde zu eurem Schaden vereinigen, von denen nicht hintergehen, welche, entweder nach Schröpfers, oder Cagliostro Art, vorgeben, daß sie mit Geistern Umgang haben, und tiefe verborgene Künste verstehen; oder, welche euch durch den Schein einer außerordentlichen Frömmigkeit, nach Mortczinni Schlage, äffen, und sich für Märtyrer der Wahrheit ausgeben. Denkt nur, wie diese scheinheiligen Betrüger große Leute, Doktoren der Theologie, einsichtsvolle Mathematiker; aber schlechte Philosophen und Naturforscher; ja die halbe Welt, hintergangen haben! Wie viel leichter dürfte es ihnen werden, unerfahrne

erfahrne Jünglinge in ihr Netz zu ziehen? Sammlet euch Beyspiele und Erfahrungen der Betrogenen. Sie werden euch zur Vormauer dienen. Statt fader Romane, die euch den Kopf verschrauben, leset die deutschen Zeitungen und die berlinische Monatsschrift. Aus der letztern nur ein Beyspiel *).

„Vor zwey Jahren trieb sich ein Betrüger im Hochstifte Osnabrück herum, der die Gabe haben wollte, daß er durch die Erde wie durch Glas sehen, und alle darin befindliche Erze entdecken könnte. Natürlicher Weise hatte jeder Berg, wo er war, alles, was nur das Herz verlangen konnte. Am Ende zeigte es sich, daß er das Gold in dem Beutel seiner Bewunderer besser, als in der Erde, zu entdecken, zugleich aber die Kunst verstand, es unvermerkt in den seinigen abzuleiten. Es gelang ihm sogar, einem großen Mann allein, der sich vielleicht zuvor nie so betrügen ließ, hundert Louisd'or abzunehmen. Bald darauf wurde er unsichtbar, und alles Erz in den osnabrückischen Gebirgen blieb eben so unsichtbar."

Wer siehet hier nicht offenbar die Liebe zum Wunderbaren, zu der sich Geldliebe und Habsucht ganz in der Ferne, nach Sirachs Ausspruch: wie Hyäna zu dem Hunde, gesellte; die Blende, die er den Leuten vor die Augen legte, daß sie geradezu diesem Erdseher glaubten?

Solche

*) Fünfter Band. S. 138. no. 6. Industrie, sonst feine Spitzbüberey genannt.

Solche Gauner pflegen sich denn gemeiniglich an euch zu machen, arme Jünglinge! wenn ihr durchs Spiel schon halb verloren seyd, und etwan einen ansehnlichen Verlust gehabt habt, den sie wohl selbst durch den dritten Mann veranlaßt hatten. Das erste ist, wie ich aus der Erfahrung weiß, daß sie euch das zärtlichste Mitleiden bezeigen, und es so herumzudrehen wissen, daß ihr kein Mißtrauen in sie setzet. Endlich kommt nach vielen Umschweifen ein ungemein geschminkter Vorschlag: „wie sie mit gewissen tief gelehrten Magiern bekannt wären, welche erstaunliche Geheimnisse besäßen. Sie hätten schon Wunderdinge gesehen. Diese wüßten die verborgensten Schätze in der Erde zu entdecken. Es käme auf einen Versuch an. Eine glückliche Stunde ersetze alles wieder.“

Gemeiniglich wird der letzte Funken der Vernunft dadurch ausgelöscht, daß sie sagen: „kehrt euch doch daran nicht, was man dagegen einwenden will. Wer weiß denn, was in der Natur noch verborgen ist? Ein Faktum widerlegt alle Zweifel. Wir haben es mit unsern Augen gesehen, daß ein eiserner Nagel zur Hälfte in reines Gold verwandelt wurde.“

Glaubt ihr ihnen, aus Begierde, euer verspieltes Geld bald wieder zu bekommen: geht ihr mit, die Geisterbeschwörungen und Schatzgräberversuche anzusehen; so seyd ihr schon verloren. Denn es ist auf euer Bischen übriges angesehen, daß ihr alles verlieret. Wie sehr habt ihr Ursache, über euch zu wachen, daß das Spiel keine Leidenschaft werde?

O! wie mancher Jüngling ist dadurch unglücklich geworden, — und boshafte Betrüger, denen er hernach leichtgläubig folgte, haben es vollendet?

Ist mir eine Geschichte des Betrugs — der Bosheit — und Treulosigkeit schrecklich gewesen; so ist es die, welche Archenholz aus England erzählt *).

Jünglinge! sie komme euch nie aus den Gedanken. Sie gereicht, sagt der Geschichtschreiber, der ganzen Menschheit zur Schande. Es ist eine Scene von so satanischer Bosheit, daß man glaubt, ein Fragment aus den Jahrbüchern der Hölle zu lesen.

„Morton, ein junger Mensch von guter Familie, hatte, um wohl zu leben, Banknoten verfälscht. Er wurde ergriffen, in Ketten gelegt, und erwartete sein Urtheil. Es war der Bank vorzüglich daran gelegen, durch diesen Prozeß auf den Grund der Sache zu kommen, um darnach künftig die nöthigen Maaßregeln zu nehmen.“

„Hierauf gründete Mortons Busenfreund, Deeds, seinen teuflischen Entwurf. Er besuchte seinen Freund oft im Gefängniß, bezeigte ihm sein inniges Mitleid, und sein brennendes Verlangen, ihn durch eine kühne Unternehmung vom Tode zu retten. Wem ist ein solcher Freund nicht willkommen? Morton, zu einem unfehlbaren schmachvollen Tode vorbereitet, glaubte, einen Engel des Lichts vor sich zu sehen, und überließ alles seinem großmüthigen

*) I. Th. S. 271.

gen Freunde. Durch Geld und List wußte es dieser dahin zu bringen, daß er glücklich aus seinem Kerker entkam, und sich des folgenden Tages schon an den französischen Küsten in Sicherheit sahe. Er nahm seinen Weg nach Flandern, und erreichte Brügge, wo er blieb.“

„Nun setzte Deeds seinen Plan fort. Er erbot sich, der in Verlegenheit gesetzten Bankoregierung den Morton wieder in die Hände zu liefern, wenn man ihm fünf tausend Pfund Sterling geben wollte.“

Jünglinge! — Leser! — wie wird euch bey dieser Freundschaft zu Muthe, die den Freund schon verkauft hatte, da er ihm aus dem Gefängnisse half, — und ihm eben darum heraushalf, um ihn wieder hineinzubringen, und eben dadurch zu gewinnen?

„Man fand die Summe zu hoch, und glaubte mit Recht: wer im Stande sey, für fünf tausend Pfund ein Verräther zu werden, der werde es auch für ein tausend Pfund und noch geringer thun. Das letzte wurde ihm bewilliget, und der treulose Deeds, der nicht mehr erhalten konnte, schlug zu. Morton hatte, wie alle Engländer, die Leidenschaft, in seinem Vaterlande lieber halb unglücklich, als in einem andern Lande ganz glücklich zu leben. Er wünschte also nichts mehr, als nach England zurückzukehren. Deeds hatte seit vier Monaten fast beständig mit seinem Freunde korrespondirt. Er hatte ihm auch von Zeit zu Zeit Geld überschickt, um ihn

recht sicher zu machen. Das Opfer seines Lebens ersetzte alles wieder. Mit einemmale gab er ihm die Nachricht: er könne wieder zurückkommen. Blindlings vertrauete er sich seinem Busenfreunde, Errettter und Wohlthäter, der durchaus verlangte: er sollte unverzüglich kommen. Morton kam. Deeds erhielt sein Blutgeld, und jener Unglückliche wurde gehenkt.“ — Ich glaube, daß Deeds noch selbst zugesehen habe!!!

Fast von gleichem Schlage ist die Geschichte, die kürzlich aus dem Oesterreichischen in den öffentlichen Blättern berichtet wurde. Hier waren zween fast eben so vertraute Freunde, als Deeds und Morton. Der eine davon führte eine kaiserliche Kasse, und es war kurz vorher der strenge Befehl gegeben worden, daß die Kassen sollten unvermuthet nachgesehen, und der vorgefundene Defekt mit Gassenkehren bestraft werden. Der andere kam durch ein lüderliches Leben in Noth, und gebrauchte diese Verordnung mit der größten Treulosigkeit gegen seinen Freund, als ein Mittel, sich aus der Noth zu helfen. Er gieng zu ihm auf die Kasse, da er zuletzt allein war, und eben abgehen wollte. „Freund! sprach er: ich bin in Noth. Du mußt mir mit fünf hundert Thalern helfen. Du weißest, daß ich ehrlich bin, und dich wieder bezahle.“ Der andere war dazu bereit, und bat ihn, mit nach seinem Hause zu gehen. „Nein, sprach er, gleich von der Kasse mußt du mir das Geld geben. Morgen, ehe du auf die Kasse gehst, bringe ichs dir wieder.“ Er ließ sich bereden, und

gab ihm das Geld. Sogleich gieng er hin, und zeigte an: daß sein Freund die Kasse betrogen habe. Man möchte nur nachsehen. Es geschahe. Er, als Anzeiger, bekam den Lohn seiner Verrätherey, da sich der Defekt fand — und der andere entgieng kaum der Strafe. Doch entwickelte sich die Treulosigkeit des Verräthers bald. Welche Freundschaft!

L.

Etwas zur Naturgeschichte der amerikanischen Wandertaube.

Eins der unschuldigsten und gutmüthigsten Geschlechter unter den Vögeln, ist wohl das angenehme und gesellige Völkchen der Tauben. Unser Linné theilt das ganze Geschlecht in zwo Ordnungen. Die in der ersten haben einen geraden Schwanz mit gleich langen Ruderfedern; die in der zwoten aber einen großen keilförmigen Schwanz, und heißen daher Keilschwänze, weil ihr Schwanz wie ein langer spitziger Keil ausläuft.

Zu diesen letztern gehört die Wandertaube, die in ihrer Naturgeschichte viel merkwürdiges hat *). Zeither hat man von der Lebensart, von den Wanderungen

*) Columba migratoria *Linn.* Thiergeschichte der nördlichen Polarländer von Pennant und Zimmermann. 4. 1787. II. S. 300. n. 103. Tab. XIV. obere Figur.

derungen und andern Umständen diese besondern Vogels nicht viel gewußt; nach Catesb, Brisson und Büffon aber ist Pennant der erste, de uns eine vollständige Naturgeschichte, und eine sehr getreue Abbildung davon gegeben hat.

Erst ihre Beschreibung; dann etwas von ihren Wanderungen. Ihr Vaterland ist Amerika, und sie sind, was Hals und Kopf betrifft, etwas kleiner als die Karolinischen Tauben. Der Schnabel ist schwarz; der Augenstern brennend roth: Kopf, Hintertheil und Seiten des Halses schieferblau; an jeder Seite des Halses ein großer glänzender goldner Fleck. Die Deckfedern der Flügel dunkel bläulich grau, mit einigen schwarzen Flecken; die Kielfedern braun, der Schwanz sehr lang und keilförmig. Ihr Gewicht ist achtzehn Loth.

In den Briefen eines amerikanischen Landmanns *) erzählt derselbe unter seinen ländlichen Vergnügungen folgendes:

„Zweymal des Jahrs hab' ich das Vergnügen, den wilden Tauben bey ihrem Zuge aufzupassen. Ihre Menge ist erstaunlich, zuweilen so groß, daß sie bey ihrem Fluge einige Minuten die Sonne verdunkeln. Wo kommen sie aber her? In welcher Region brüten sie? Wo ziehen sie in dem strengen Winter hin, ihre Nahrung zu finden? Fast glaube ich, daß sie aus den schönen Ebnen des Flusses Oyio,

*) I. B. nach meiner Uebersetzung bey Crusius in Leipzig. 8. 1788. S. 95.

und des benachbarten Muhiganischen Sees kommen, weil da viel wilder Hafer wächst. Im vorigen Jahre schoß ich eine, die noch Reiß im Kropfe hatte. Das erste Reißfeld ist wenigstens fünf hundert und sechzig Meilen von uns. Entweder ist die Verdauung bey diesen Vögeln, während ihres Zuges, noch nicht vor sich gegangen, oder sie müssen mit unglaublicher Geschwindigkeit fliegen. Unsere Art, sie zu fangen, geschiehet vermittelst eines langen Schlagnetzes an der Erde. In der Mitte desselben sitzt eine blinde zahme Taube an einem langen Bindfaden. Sobald diese den Waldgesang ihrer Kameraden hört, lockt sie. Gleich fallen die wilden auf, und der im Buschwerk versteckte Wächter zieht die Schlagfedern los. Die größte Anzahl, die ich je auf einmal gefangen habe, waren vierzehn Dutzend. Sie sind öfters so wohlfeil gewesen, daß man für drey Groschen so viele kaufte, als einer tragen konnte. Sie schmecken vortrefflich, und von den Federn machen sich die Aermsten unter uns ihre Betten.«

Wir wollen diese kurze Nachricht durch die besten und neuesten Nachrichten der Naturforscher ergänzen. Die Provinzen von Nordamerika sind es vorzüglich, die bey der Wanderung dieser Vögel, in jedem strengen Winter, in ganz ungeheurer Menge, von ihnen besucht werden. Nach der Strenge oder Gelindigkeit des Winters, richtet sich ihre Menge bey jedesmaligem Besuch. Ist das Wetter gelinde; so sieht man in den südlichen Provinzen wenige oder gar keine. Bloß die Noth zwingt sie, ihren Aufent-

halt

halt zu ändern, um Eicheln, Beeren, und andere Früchte, in den wärmern Provinzen zu suchen. Ihre liebste Nahrung sind die kleinen Eicheln, oder die sogenannten Putereicheln. Wenn sich diese Taubenarmee niederläßt; so richtet sie mehr Schaden an, als eine Armee von Heuschrecken. Der Boden wird mit einemmale von allen eßbaren Früchten so rein, daß die Schweine und andere Thiere nichts mehr finden. Dies nicht allein. Ist auf der Erde alles verzehrt; so fliegen sie auf, machen große senkrechte Geschwader, wie Säulen, schwingen sich zwischen die Zweige der Bäume, und schlagen mit den Flügeln die Eicheln ab. Dann lassen sie sich wieder an die Erde, und verzehren sie. In Canada richten sie unter dem Korn große Verwüstungen an, ehe sie ihren südlichen Flug vornehmen.

Man weiß nunmehro mit Gewißheit, daß sie in den nördlichen Gegenden an der Hudsonsbay, und in den Wäldern um den Fluß Gnandago brüten. Einige sagen auch: am St. Lorenz Flusse. Die Nester bauen sie in die Bäume, und legen zwey Eyer. Während der Brützeit, und so lange sie ihre Jungen füttern, fressen sie im May den Saamen des rothen Ahorns, und hernach den von der amerikanischen Ulme. Nach den genauen Beobachtungen verschiedener Naturforscher, bleiben sie auf ihren Brüteplätzen bis in die Mitte des Julius, und in den innern Theilen der Hudsonsbay bis zum December. Ist der Boden mit Schnee bedeckt; so fressen sie die Knospen der Wacholderstaude.

Sobald sie Mangel an Nahrung spüren, regt sich der Wandrungstrieb. Sie versammeln sich in großen Schaaren, und ziehen an solche Oerter, wo sie Nahrung finden. Ihre Menge bey strengen Wintern übersteigt fast allen Glauben. Millionenweise fliegen sie in einer Heerde, und verdunkeln wirklich die Sonne in einer beträchtlichen Strecke. Ist eine Schaar vorüber; so folgt die andere, und bey jeder dauert es über eine Viertelstunde, ehe die ganze Schaar vorüber ist. Und dies währt zu gewissen Jahreszeiten drey Tage lang ununterbrochen fort. Man kann daraus den Schluß auf ihre ganz unbeschreibliche Menge machen. Setzen sie sich auf die Bäume zur Ruhe; so brechen oft die Zweige der stärksten Eichen unter der Last, und der Boden unter ihnen wird in einer Nacht Fuß hoch mit ihrem Unrath bedeckt. In Neuyork und Pensylvanien wird um diese Zeit eine leichte Jagd dieser Wanderer gehalten, da man sie mit Stangen von den Balkons und Dächern herunterschlägt. In den Wirthshäusern ist um diese Zeit kaum eine andere Speise anzutreffen.

Es ist wahr; ihre ungeheure Menge thut Schaden, aber nicht ohne besondere Vorsehung und Regierung der Umstände, zum Besten der Menschen. Sie bezahlen wieder mit ihrem Körper und Federn, und was das besonderste ist; so müssen sie sich selbst durch ihren Wandrungstrieb in der Menschen Hände liefern.

Ehe sie durch die Bevölkerung in Amerika zu sehr verstört wurden, sahe man sie in noch größerer Menge.

Ein

Ein Beobachter, Namens Joßelyn sagt, daß er 1638 in Neuengland um Michaelis von ihnen Züge gegen Süden gesehen habe, welche vier bis fünf Meilen lang, und so dicke gewesen wären, daß er die Sonne völlig aus den Augen verlor. Im Frühjahr, fügt er hinzu, kehrten sie zurück, baueten in den Wäldern Nest an Nest, und machten Baum an Baum, durch ihre Nester viele Meilen lang ein einziges Gehecke.

Ich habe schon gesagt, daß die Einwohner von Nordamerika diese, ihnen durch die Vorsehung zugeführte gütige Gabe, auf mancherley Weise nützen. Sie schießen sie auf ihren Zügen, und bereiten daraus, weil sie um diese Zeit sehr fett sind, manche delikate Speise. Die Indianer belauern sie auf ihren Ruheplätzen, gehen in der Nacht hin, und schlagen sie mit langen Knütteln bey Tausenden herunter. Ehemals konnte man in keine kleine Stadt der innern Theile von Karolina kommen, ohne einige hundert Gallonen *) von Taubenöl oder Fett, das man wie Butter gebraucht, vorzufinden. Man hat sie durch eins der allerleichtesten Mittel gefangen. Es wurden unter die Bäume Gefäße mit brennendem Schwefel gesetzt. Der aufsteigende Dampf davon betäubte sie, daß sie haufenweise herunterfielen.

*) Ein englisches Maaß für feuchte und trockne Waaren. Bey feuchten Waaren enthält es zwo Pinten; eine Pinte aber wiegt etwas mehr, als ein deutsches Pfund. Mithin möchte eine Gallone zwey bis drittehalb Pfund ausmachen.

Zuletzt noch einige Beobachtungen von Augenzeugen der bewundernswürdigen Dinge, die man von diesen Vögeln erzählt. *) Die Wandertaube ist ein eben so merkwürdiger Vogel, als irgend ein anderer in ganz Amerika. Bey ihren Zügen waren sie unsern Garnisonen, besonders den Vorposten, als frisches Fleisch, sehr willkommen. In dem Jahre der Eroberung von Quebek wurde die ganze Armee damit versorgt. Jeder Mann nahm eine Keule, weil sie kein Schießgewehr gebrauchen durften, und tödtete damit im Fluge, so viel er gebrauchte. Nach Tages Anbruch geht der Zug an, und dauert bis gegen zehn. Dann wieder Nachmittags um drey, bis gegen sechs Uhr. Das merkwürdigste ist, daß sie beständig nach Westen fliegen. In diesen Gegenden sind die Zeiten ihres Fliegens im Frühling, am Ende des Februar, oder Anfang des Märzes, und dies hält acht bis zehn Tage an. Am Ende des Julius, oder Anfang des Augusts fangen sie wieder aufs neue an. Mit Locktauben werden ihrer unter Netzen eine ungeheure Menge gefangen, und ganze Säcke davon auf den Markt gebracht. Auch werden sie auf einer Menge um eine Hütte gepflanzter Pfähle, auf welcher Locktauben sitzen, häufig geschossen. **) Auf einen Schuß mit einer Muskete, werden oft hundert und zwanzig bis dreyßig getödtet. Ungeachtet alles in

*) Aus Aschtoe Blackburne eigenen, und seiner Freunde Beobachtungen. Neuyork den 21sten Jun. 1770.

**) Wie bey uns die Krähen und Raubvögel auf den Krähenhütten.

in der Zugzeit auf den Taubenfang ausgeht: so schießt man doch manchen Tag keine einzige Henne, und den andern Tag keinen einzigen Hahn, da doch beyde Geschlechter gegen Westen ziehen. In diesem Fall ist man stets versichert, daß das Jahr eine große Menge kommen werde.

LI.

Warnung vor der gemeinen Aronswurzel.

Man kann dergleichen Warnungen dem Volke nicht oft genug sagen: theils, weil noch so viele gemeine Leute und Kinder in den Büschen und Wäldern herumlaufen, und sich Kräuter suchen, die sie selten recht kennen, um sich selbst zu kuriren: theils, weil viele dergleichen Leute damit ein Gewerbe treiben, und verschiedene Arzeneykräuter andern eben so unwissenden verkaufen: theils weil die medicinische Polizey an manchen Orten noch schlecht ist, daß die Leute mit ihrer Gesundheit und Leben machen können, was sie wollen.

Als ich neulich in einem kleinen Lusthölzchen spatzieren gieng, traf ich verschiedene Haufen von Kindern an, die Kräuter sammelten und Wurzeln gruben. „Was sucht ihr da? Kinder!“ Kräuter und Wurzeln: die Kräuter zum Thee, und dann die Fieberwurzel. „Was macht ihr damit?“ Wir verkaufen sie. „Kennt ihr denn auch die Kräuter, daß ihr

ihr keine schädlichen bekommt? Weiset einmal her.“ Da hatten sie unter den Schlüsselblumen, Schafgarbe und andern Frühlingskräutern, wirklich die Blätter der Aronswurzel gefaßt, mit deren scharfen Saft, wenn sie frisch sind, fast nichts zu vergleichen ist. Es erfolgt ein heftiges Blutbrechen darnach, und unsere Aerzte versichern, daß dies im Frühjahr unter den gemeinen Leuten sehr gemein wäre. Offenbar kommt es von den scharfen Kräutern, die sie nicht kennen, und als Theekräuter gebrauchen. Wer kann nun davon die Ursache angeben? Wie schaden sich die Leute selbst?

Als ich die Kinder fragte, ob sie diese Blätter kennten, sagten sie nein. Die Aronswurzel graben sie aus, putzen sie rein, und verkaufen sie wider das Fieber. „Wie, fragte ich, verkauft ihr sie?“ Wie wir sie graben. Nun, sagte ich, damit ihr sehet, wie scharf und schädlich der Saft davon ist; so nehmt einmal einen Tropfen auf die Zunge — und sie bekamen Blasen, und einen brennenden Durst. Ich gab ihnen also den Rath, die Wurzel zu trocknen, und nicht anders, als recht trocken zu verkaufen. Ueberhaupt, sagte ich, thätet ihr wohl, wenn ihr andere Arbeit verrichtetet, als Kräuter zu sammeln, die ihr nicht kennet, und dadurch so leicht Schaden anrichtet. Sie meynten: das hätte ihnen noch Niemand gesagt. Wie gut wäre es also, besonders in den Volksschulen, Kindern die nützlichen und schädlichen Pflanzen ihres Vaterlandes bekannt zu machen,

chen, damit nicht aus Unwissenheit so viel Unglück geschähe.

Das Aronskraut wächst gern an fetten und schattigen Orten, und ist in den meisten Theilen von Teutschland hinter den Zäunen und auf den Graben en feuchten Wiesen, auch in alten ruinirten Gärten, häufig zu finden. Die Blätter sind herzförmig; jedes an einem besondern Stängel; die Wurzel ist weiß, knotig und zaserig. Besonders ist es doch, daß alle Theile dieser Pflanze, so lange sie frisch ist, einen äußerst scharfen und beizenden Saft haben, den Saamen ausgenommen, der sehr mild ist. Komisch genug! wenn man die Schmarotzer gerne los seyn, und sich nicht mit ihnen einlassen will, daß man die Wurzel zu Pulver stößt, und etwas davon auf die Speisen streuet; so verbrennen sie sich den Mund dergestalt, als wären sie kochend heiß gewesen. Die Blätter, deren Saft noch schärfer ist, können weder in der Arzneykunst innerlich, noch in der Oekonomie gebraucht werden. Für alte Schäden und Geschwüre ist die frische Wurzel ein vortreffliches Reinigungsmittel. Das Pulver derselben, unter die Seife gemischt, giebt sehr reine weiße Wäsche. In einigen französischen Provinzen bleichen die Bauerweiber ihre Leinwand mit einem Teig von Aronwurz. Sie schneiden den Zweig der Pflanze, wenn sie blühet, in Stücke, lassen sie drey Wochen im Wasser, das täglich verändert wird, weichen, machen daraus einen Teig, und lassen ihn trocken werden. Andere zerstoßen bloß die Wurzeln, und weichen sie ein, und

dadurch wird die Wäsche eben so gut gereiniget. Käse in Aronsblätter gewickelt, bleiben nicht allein gut, sondern werden auch dadurch besser.

Wenn wir den Nutzen dieser Pflanze mit ihrem Schaden vergleichen; so ist der erste offenbar größer, und vielfacher, als der letzte. Ein Beweis der weisen und gütigen Vorsehung, die nichts zu unserem Schaden und Verderben geschaffen hat. Und so ist es mit allen Dingen in der Welt, die uns schädlich werden. Ist es nicht wahr, daß sie es uns bloß durch Unwissenheit oder Mißbrauch werden?

LII.

Geschichte einer abergläubischen Familie.

Unglaublich scheint es zu seyn; aber doch wahr, daß in unsern aufgeklärten Zeiten noch hier und da — in den Städten und Dörfern — ganze abergläubische Familien leben, die vom Hausvater an, bis zu der letzten Magd und Kinde, dergestalt alle, keinen ausgenommen, nicht von einer, sondern von verschiedenen Arten des Aberglaubens, dergestalt beherrscht, gelenkt und regiert werden, daß sie keine einzige Handlung ohne Aberglauben vornehmen, und beynahe immer in einer Art von Verrückung leben, die man die Schwindsucht des Verstandes nennen möchte.

Der-

Dergleichen bejammernswürdige Familien sind an Leib und Seele krank, ohne eigentlich bettlägerig und krank zu seyn. Das Uebel hat sie so angesteckt, daß man es eine Familienkrankheit nennen kann. Denn es ist erblich, und pflanzt sich gerade von den Aeltern auf die Kinder fort. Wirklich hat der Aberglaube: dies Uebel der Seele — ihre ganze körperliche Maschine verrückt, daß man in ihrem Gehirne, in ihren Augen, Ohren und andern sinnlichen Werkzeugen, Fehler antrifft, die andere Menschen nicht haben. Der Augenschein, die Erfahrung lehrt es, und ich habe Familien gekannt, die just so waren, als ich sie hier beschreiben werde.

Im Ganzen leben sie bey der größten Sicherheit in einer beständigen Furcht, die sich Tag und Nacht auf alles erstreckt, was sie sehen, hören, thun, denken, träumen, wachen oder schlafen. Davon die augenscheinlichsten Wirkungen an ihrem Körper, in ihrem ganzen Betragen. Ihre Hände zittern beständig. Ihre Füße sind immer zur Flucht fertig. Ihre Herzen klopfen stets von Aengstlichkeit und Furcht, wie bey einem Menschen, der sich des Nachts in einem dunklen Walde verirrt, und glaubt, von Mördern verfolgt zu werden. Ihre Augen sehen nicht; sie schielen blos, und sehen fast nicht mehr vor = sondern immer hinterwärts, ob der schwarze Mann mit den feurigen Augen, oder der Hund mit der feurigen Zunge hinter ihnen stehe. Sie sehen und hören lauter Dinge, die andere Menschen nicht vernehmen, und die nirgends vorhanden sind. Ihr Verstand ist von

ganz anderer Beschaffenheit, wie bey andern Menschen. Denn sie urtheilen von jeder Sache anders, wie Leute von gesundem Verstande. Wenn sie Gesellschaft bey sich haben, oder in Gesellschaft sind; so sehen sie die höchste Gefahr, wenn sich alles in Ruhe und Sicherheit befindet. Lief doch neulich Brigitte, die Mutter dieser Familie, aus der Gesellschaft weg, da ein Huhn auf dem Hofe anders, als gewöhnlich, schriee, und sich ein Rabe gerade gegen sie über aufs Dach gesetzt hatte. Ach! rief sie beym Weggehen, wenn er nur nicht schwarz — nur nicht schwarz wäre! Wenn andere lachen; so seufzen sie; wenn andere frölich sind; so sind sie bekümmert, traurig, niedergeschlagen, und sehen beständig nach der Stubenthür, ob der Beelzebub nicht leibhaftig herein komme. Kurz! Sie haben weder Tag noch Nacht Ruhe. Sie bringen ihr Leben in beständiger Bangigkeit zu, und wissen keine Stunde, da sie vergnügt gewesen wären, und die Freuden dieses Lebens, die uns der Gott der Freude und Liebe so gerne gönnt, nur einmal geschmeckt hätten. Armes Volk! Beklagenswürdige Familie!

Daß es eine Erbkrankheit ist, erhellet daraus, weil sie nichts anders erzählen und thun, als was ihre Aeltern und Großältern, ja ihre Aelter- und Urältervåter gethan haben. Sie richten sich noch nach den Traum- Hexen- und Zauberbüchern ihrer Vorfahren, davon fast jeder seine eigene Bibliothek besitzt. Das schlimmste ist, daß sie sich nicht für krank hal-

ten;

ten; sondern ihr ganzes Leben ist kluge Vorsichtigkeit, welches sie sich auf keine Weise ausreden lassen.

Doch es ist Zeit, meine Geschichte anzufangen. Emilia, die Tochter des Hauses, sollte verheyrathet werden. Die erste Frage war: was werde ich einmal für einen Mann bekommen? Dafür weiß ich Rath, sagte die Mutter. Das hab' ich von meiner Großmutter, und diese von ihrer Aeltermutter, die über neunzig Jahre alt geworden, gelernt. Das sollst du nun bald erfahren, wen du kriegst. Dein Taufname ist Emilia; also E der erste Buchstab. Nimm du nun alle Neujahrsabend die vier und zwanzig Buchstaben, und schreib jeden auf ein besonderes Zettelchen, lege sie alle unter dein Kopfküssen. Sobald du erwachst, so greif rücklings über den Kopf, und ziehe fünfe davon hervor, die am ersten vorkommen. Dies sind die Anfangsbuchstaben von dem Namen deines künftigen Liebsten, und ist ein E darunter; so wird er sich bald melden.

Es meldeten sich verschiedene Freyer. Emilia sahe gleich unter ihren Papieren nach, aber es fand sich nichts, als L, N, X, Y, Z. Sie mußten abziehen, ob gleich gute Leute darunter waren. Der Knecht Elis merkte das, und meldete sich bey ihr. O! welche Freude, das E gefunden zu haben. Sie trug kein Bedenken, ihn zu nehmen. Ich könnte eine ganze Chronik schreiben, wenn ich alle abergläubische Verwahrungsmittel anführen wollte, die bey der Verlobung und Hochzeit beobachtet wurden. Ich bleibe bloß bey den übrigen in dieser Familie im

Schwange gehenden Gewohnheiten stehen. Wenn Vater und Mutter, dieses Paar, und die übrigen im Hause aufstehen; so ist das erste, daß sie sich einander die Träume, die sie in voriger Nacht gehabt haben, erzählen, und sich solche, theils nach ihrem Kopfe, theils nach einem Traumbuche auslegen, das in der Familie mehr Werth und Glauben hat, als die Bibel. Wenn des Abends der kleine Hund heult, oder eine Eule schreyet; besonders das Käuzchen, oder der Leichvogel sich hören läßt; so ist kein Auskommen. Jedes nimmt sein besonderes Präservativ wider den Tod. Ists im Frühjahr; so wird gleich der Kukuk befragt, wie lange Jeder noch leben werde. Klingt das linke Ohr; so bedeutet es schlimme Zeitung; das rechte aber ist ein Glücksprophet. Elis ließ sich einmal von seiner Emilia ihr Taschenmesser geben, und war so unglücklich, die Spitze abzubrechen. Was hatte der Mensch zu trösten? Nun war ihr junges Leben hin, und sie lebt noch, ob gleich die Messerspitze vor drey und dreyßig Jahren abbrach. Bey der Verlobung nahm sie daher auch kein geschenktes Messer, oder Gesangbuch von ihm an, weil das erste die Liebe zerschneide, das zweyte sie zerblättere. Als sie schwanger war, gieng sie unter keiner Zeuglinie durch, weil sonst das Kind so viele Ringe um dem Halse hat, als die Mutter unter der Linie durchgegangen ist. Das erste Kind kam, und wenn es von ihr getragen wurde, hütete sie sich sorgfältig, es nicht in einen Spiegel sehen zu lassen, weil es sonst stottern würde.

Im Hause wird sich schwerlich einer das Haar verschneiden, oder zur Ader lassen, oder sonst etwas Wichtiges vornehmen: er habe denn erst im Kalender die Zeichen besehen, und die Planeten zu Rathe gezogen. Im Garten wird nichts gesäet, als nach Mondsvierteln. Was stark wachsen soll, muß im zunehmenden; was klein bleiben soll, im abnehmenden Lichte gepflanzt werden. Eben das thut man bey Entwöhnung der Kinder. Vier Tage vor dem Vollmond werden die Knäbchen entwöhnt, damit alles an ihnen recht völlig werde; aber vier Tage nach dem Vollmond geschiehet es an den Mädchen, damit sie nicht eine gar zu volle Brust bekommen.

Der eigentliche Hausherr hat öfters etwas am Hofe zu thun. Er geht aber nicht eher hin, als bis der Mond mit der Sonne eine Zusammenkunft hält. Dann, spricht er, ist es nicht gefährlich, daß sich ein Geringerer zu einem Vornehmern nahe. Geht Jemand aus dem Hause; so fürchtet er nichts mehr, als daß ihm eine alte Frau begegne, und er auf eine schlimme Stelle komme. Wollen sie im Felde etwas vornehmen, und es läuft ihnen ein Hase über den Weg; so kehrt alles wieder um. Denn der Tag kann nicht glücklich seyn. Auch bey den nothwendigsten Arzeneymitteln hat ihr Aberglaube etwas zu meistern. Muß einer Pillen einnehmen, daß er sie doch ja nicht in gerader Zahl einnähme. Nein! es müssen fünfe, eilfe, u. s. w. seyn. Sonst schlagen sie nicht an.

Meine Leser müssen noch etwas aushalten. Ich kann ihnen nicht helfen. Sie werden es zur Ehre der Vernunft und Menschheit thun; sie werden es mit Dank und Mitleiden thun, wenn sie sich selbst fühlen, und den Vater des Lichts preisen, daß sie nicht mehr unter diesem Joch des Aberglaubens seufzen; aber auch eine Familie bedauern, deren es wirklich noch einige giebt, die, wo nicht ganz, doch gewiß noch von vielen Arten des unvernünftigsten Aberglaubens tyrannisirt werden.

LIII.

Fortsetzung des zwey und funfzigsten Stücks.

Wir können leicht denken, daß in einer solchen Familie, gegen alle Arten von Zufällen und Krankheiten, auch nichts als abergläubische Mittel gebraucht werden. Bey Zahnschmerzen wird ein Splitter unter der Rinde eines grünen Baums, unter gewissen Worten ausgeschnitten, der Zahn damit gestochert, bis er blutet, und dann der Splitter wieder eingesetzt, damit die Zahnschmerzen verwachsen. Wie froh war die Frau, da ihr Mann das drey und sechzigste Jahr, als das fürchterliche Stufenjahr, zurückgelegt hatte. Nichts ist ihnen zu schwer, oder zu unmöglich, das sie nicht durch Aussprechen gewisser Worte, Zeichen und Karaktere, abzuwenden hofften. Das lächerlichste dabey ist das,

daß

daß inzwischen das kranke Kind oder Pferd gemeiniglich darauf gehen, weil sie die ordentlichen Mittel zu gebrauchen versäumen. So gieng es neulich, da das eine Pferd krank geworden war. Man rieth ihnen, es in einen besondern Stall zu ziehen, weil es schien den Rotz zu haben, der die übrigen leicht anzustecken pflegt. Nein! es wurde geräuchert, und man las aus dem Zauberbuche der Aeltermutter viele Beschwörungsformeln über das behexte Thier. Was geschahe? Dies starb, und die übrigen bekamen die Krankheit auch. Brauchen sie ja zu ihren Kuren Kräuter; so müssen sie doch in gewissen Tagen, zwischen eilf und zwölf Uhr zu Mittag oder Mitternacht, ins Kreuz und rückwärts gepflückt, oder abgeschnitten werden. Die Büschel davon muß man mit Fäden von gewissen Farben zusammenbinden, eine besondere Art von Knoten dazu machen, und, wenn dabey ein Umstand versehen wird; so hilft der ganze Kram nichts, welches ich denn von ganzem Herzen glaube. Wenn ein Kind den Jammer kriegt; so schabt man etwas Gold von dem Trauringe, und giebts ihm ein, Thut es im Hause oder auf dem Boden einen Fall, so bedeutet es in der Freundschaft einen Todesfall. Da ich einmal eine Nacht in diesem Hause zuzubringen genöthigt war; so that es in derselben auf dem Boden hinter einander Fall auf Fall. Ich tröstete mich schon des andern Morgens mit den schönen Auslegungen, die ich würde zu hören kriegen. Kaum war ich aufgestanden; so kam mir alles betrübt und erschrocken

entgegen. „Ach! haben sie das Fallen gehört? Wen wird das bedeuten?“ Keinen, lieben Kinder! Martert euch doch mit keiner so unnützen Furcht. Ich will nachsehen, und es wird sich finden. Als ich auf den Boden kam, waren von einem Bücherrücke mit alten geerbten Büchern von einer Katze einige heruntergeworfen, die auf den bretternen Boden einen gewaltigen Lärm gemacht hatten. Ich zeigte sie ihnen; aber sie blieben bey ihrem Wahn. Wer kann ihnen helfen?

Der Walpurgisabend ist in dieser Familie ein so komischer Abend, daß man sich das versteckteste Geschwür auflachen könnte. Man sollte glauben: sie hätten die wichtigsten Geschäfte: so läuft alles durch einander her. Was machen sie? Kreuze an alle Thüren, damit ja keine Hexe herein komme. Man solle ja darüber nicht spotten. Es sey einmal in dieser Nacht ein Käse gewälzt gekommen, den doch Niemand angerührt habe. Ein beherzter Mensch habe mit dem Degen davon ein Stückchen abgehauen. Des andern Morgens habe eine verdächtige Frau in der Nachbarschaft eine große Wunde in der rechten Schulter gehabt. So sey es auch dem Schmied gegangen. Vor dessen Thür kommt des Nachts ein Reuter mit einem Schimmel, und bittet ihn, solchem ein Hufeisen unterzulegen. Er thut es, und indem er die Nägel durchschlägt, kehrt sich der Schimmel um, und spricht: „makt et sachte, Naber!“ Darüber erschrickt der Mann, läßt alles liegen und stehen, läuft ins Haus, und riegelt die Thür zu.

Des andern Morgens liegt die Nachbarin im Bette, und kann nicht aufstehen. Da man es untersucht, hängt ihr das Hufeisen noch mit den Nägeln unter dem Fuße. Wird nun von den Hexen gesprochen; so haben sie ihre eigene Redensarten, sich zu verwahren, z. B. der Tag ist des Herrn, Dreck vor die Ohren. Dann können sie nicht hören, was von ihnen gesprochen wird. Oder man bittet Gott, daß es doch in einer guten Stunde geredet sey. Lobt man ein Kind, und sagt nicht dabey: Gott segne; so ist gleich Gefahr dabey, daß es beschryen und berufen werde. Wird ihnen ein Pferd, eine Ziege, eine Kuh oder ein Schaf feil gemacht, und es wird etwas darauf geboten; so behalten sie es bey Leib und Leben nicht. Denn es hat kein Gedeyen mehr: sollten sie es auch um ein Spottgeld verkaufen. Mit diesen Leuten läßt sichs gewiß gut handeln.

Wenn es gegen den Winter geht, und die Abende länger werden, Himmel! wie vermehrt sich dann die Furcht? Wie quälen sich die Leute? Nicht anders, als wenn in jedem finstern Stalle alle höllische Geister zusammen ständen. Da darf kein Mensch allein aus der Stube, in den Keller, oder auf den Boden gehen: aus Furcht, daß ihm Gespenster begegnen. Da ist dem einen das Licht ausgeblasen. Den andern hat es angehaucht. Der dritte hat etwas weißes gesehen. Vor dem vierten ist es vorbey gerauscht. Der fünfte hat auf etwas Weiches gegriffen. Dieser hat es schlarfen; jener hat es unken gehört, u. s. w. Nicht für hundert Dukaten gienge

einer des Abends vor einer Kirche oder Gottesacker vorbey. Am Donnerstage darf durchaus nicht gesponnen werden; eben so wenig in der ganzen Fastenzeit. Lieber mag das Gesinde müßig gehen. Nichts ist mir lächerlicher gewesen, als wenn ich manchmal gesehen habe, was sich dieser oder jener bey Tische für Gewalt angethan hat, ein zu großes, ihm vorgelegtes Stück Brod aufzuzwingen. Konnte ers nicht überbringen; so nahm ers mit, damit es nicht liegen bliebe, und in schlimme Hände geriethe, die ihm dadurch Schaden zufügen könnten. Kein Messer darf auf dem Rücken; kein Brod mit der angeschnittenen Seite nach dem Rande des Tisches, oder mit der Unterrinde umgekehrt, liegen; sonst kriegen die Hexen vier Groschen. Wenn ich alle Possen beschreiben wollte, die zu gewissen Jahreszeiten, als am Weyhnachtsabend, in der Christnacht; am Neujahrs- Johannisabend, u. s. w. vorgenommen werden; so würde sie ein Buch kaum fassen. Ich muß daher abbrechen, weil ich meine Leser mit gesundem Menschenverstande ermüden würde. Doch muß ich gestehen, daß ich lange soviel Unsinn nicht geschrieben habe.

Was dünkt meinen Lesern bey einer solchen Familie — bey einer solchen Lebensart? Vor zwey hundert Jahren lebte man fast in jedem Hause so. Aber jetzt wird man es für unglaublich halten, und ich kann aus eigener Erfahrung versichern, daß ich Häuser, Familien von nicht ganz geringem Stande kenne, worin dergleichen wahrhaftig noch täglich vorgeht.

vorgeht. Man verwahrt sich täglich durch abergläubische Fratzen. Es werden Traumbücher, Schatzgräberbücher, Zauberbücher zu Rathe gezogen. Und ob gleich dergleichen Familien protestantisch sind; so wird doch den katholischen Reliquien, Weyhwasser und Lukaszetteln eine große Kraft zugeschrieben. Ja! man glaubt steif und feste, daß die Paters einen Geist oder Gespenst bannen, in den Sack stecken, und in der Kutsche in ein Holz oder Morast fahren können. Ein nicht ganz gemeiner Oekonom warnte seine Knechte immer, sich des Abends, wenn sie pflügten, nicht zu lange bey einem kleinen Hölzchen aufzuhalten, weil der Vorfahr eines Hauses, der darin gespukt hätte, und nicht weichen wollen, von den Paters dahin gebannt sey. Ist es nicht eine wahre, durch Erziehung, Vorurtheile und Gewohnheit entstandene und verjährte Schwindsucht des Verstandes? Das betrübteste ist, daß eine solche Familie, weder durch die Natur, noch durch die Erfahrung; weder durch die Religion, noch durch die Vernunft zu retten ist. Denn ihr Verstand wird immer schwächer, und hat die ganze Denkkraft, zu urtheilen, zu schließen, zu prüfen verloren. Wodurch soll sie gerettet werden? Meine Absicht ist, diejenigen Bürger, Häuser und Familien zu warnen, die von dieser Seelenbektik noch nicht angesteckt sind; vielleicht aber durch ein anderes, andere Leidenschaften und Sinnlichkeiten reizendes Gift, in unsern Zeiten leicht angesteckt werden könnten. Und dahin gehört Magnetismus, Geisterzitiren, Schatzgraben,

und dergleichen wodurch, der Verstand nur auf eine andere Art die Schwindsucht kriegt; eine, dadurch angesteckte Familie in eben solche Thorheiten fällt, als die, deren Geschichte ich jetzt beschrieben habe.

LIV.

Der christliche Jude.

Wir sollten auf die alltäglichen Auftritte in dem Menschenleben genauer Achtung geben; so würden wir wahrnehmen, daß öfters bey niedrigen und verachteten Personen edlere Gesinnungen, als bey höhern und vornehmern, anzutreffen wären. Wie? ein christlicher Jude? sprach ein vornehmer Kaufmann in einer Gesellschaft, als ich diese Geschichte erzählte. Welcher Widerspruch! Nein! mein Herr! verstehen Sie mich nur recht. Ich meyne keinen Juden, der zum Christenthum übergegangen wäre; sondern einen Juden, der wahre christliche Gesinnungen und Menschenliebe äußerte. Ist das noch Widerspruch? Haben denn Christen allein das Herz und das Privilegium, Recht zu thun? Ist der Jude und jeder fremder Religionsverwandter schlechterdings dazu verdammt, daß er nichts Guts denken und thun kann, — soll oder darf? Ist es kein Widerspruch von einem Christen, der wegen seiner Geldsucht und Betrügereyen berüchtigt ist, die den Juden hauptsächlich Schuld gegeben werden, zu sagen:

das ist ein rechter Jude, oder ein Judenchrist: warum sollte es denn unmöglich, oder widersprechend seyn: einen Juden einen christlichen Juden zu nennen, wenn er nicht nur wahre christliche Gesinnungen äußert; sondern auch dadurch manchen Christen beschämt.

Meine Jahrmarktsgeschichte mag mein Urtheil rechtfertigen. Ich habe die Gewohnheit, fast an jedem Jahrmarkte einem gewissen armen Juden etwas abzukaufen, oder mit ihm umzutauschen, weil ich schon viele Jahre mit ihm gehandelt, und nie das Arglistige und Betrügerische, welches vielen eigen ist — ob es die Christen durch ihr Verhalten wohl nicht vergrößern? an ihm bemerkt habe. Am letzten Jahrmarkte kam er seiner Gewohnheit nach, und unser Handel war bald geschehen. Nicht lange nachher kam ein anderer Jude, den ich auch von einer guten Seite kenne, der aber viel wohlhabender ist, und bat gar sehr, ihm etwas abzukaufen, weil der Markt überaus schlecht gewesen wäre. »Lieber Mann! ich kann ihm nichts abkaufen. Ich habe meinen Handel schon mit einem andern, weit ärmern Juden gemacht, der es nöthiger hat, als er. Diesmal wird er bey mir nichts lösen.« Kaum hatte ich das Wort ausgesprochen; so packte er alle seine Waaren eiligst zusammen. »Mein! haben sie dem armen Juden etwas abgekauft; so verlange ich nichts. Der hat es nöthiger. Ich gönns ihm von Herzen. O! daran haben sie wohlgethan. Sie haben ein Got-

teslohn verdient. Gott bewahre sie.“ Und damit gieng er sehr vergnügt aus meinem Hause.

Ein zweytes Beyspiel, wovon ich Augenzeuge gewesen bin. Der Schutzjude eines Orts erzählte in einer Gesellschaft von Bürgern, daß sein Sohn nach Hildesheim und Hannover reisen würde. Einer von den Bürgern hatte daselbst einen Sohn in der Lehre, und bat den Juden, ob nicht sein Sohn demselben ein Päcktchen Wäsche mitnehmen wollte. „Mein! von Herzen gerne. Warum das nicht? Bringe ers nur gleich her.“ Der Bürger brachte es, und wollte den Juden dafür bezahlen. „Mein! behüte Gott! Ich würde ja dafür nichts nehmen. Da wäre es ja keine Freundschaft!

Sollte sich dergleichen uneigennützige Dienstfertigkeit häufig unter den Christen finden? Mir haben noch wenige einen Zettel umsonst mit wohin genommen.

Aus meinem Menschendiario muß ich noch eine Geschichte von einem christlich denkenden Juden anführen. Eine Christenfrau hatte in einer Auktion zwanzig Loth Silber erstanden, und solches nachher, ehe sie die Auktionsrechnung bekam, wieder an einen Juden, ohne es zu wägen und nachzusehen, wie viel es war, für funfzehn Loth verkauft. Da sie hernach erfuhr, daß es zwanzig Loth waren, verklagt sie den Juden, und fordert die Bezahlung der noch übrigen fünf Lothe.

Der Jude. Mein! hat sie mir nicht das Silber für funfzehn Loth verkauft?

Die

Die Frau. Ja! wohl. Aber es sind doch zwanzig Loth gewesen.

Jude. Das geht mich nichts an. Hab' ich ihr nicht die funfzehn Loth ehrlich bezahlt?

Frau. Ja! aber er müsse noch fünfe bezahlen.

Jude. Womit will sie denn beweisen, daß sie mir zwanzig Loth gegeben? Warum hat sie mirs nicht zugewogen? Auf ihr Wort hab' ichs für funfzehn Loth angenommen. Was will sie weiter?

Der Richter. Frau! sie hat nachläßig gehandelt, daß sie das Silber dem Juden nicht zugewogen hat. Beweisen kann sie nichts; fordern auch nichts, und ich kann den Juden nicht verdammen. Hat er zwanzig Loth bekommen, und verschweigt sie; so kommts auf sein Gewissen an.

Jude. Also können sie mich nicht verdammen? Sie sagen selbst, daß ich Recht habe. Nun aber, da sie mich nicht verdammen; so komme sie her, Frau! Sie hat mir zwanzig Loth gegeben. Ich bezahle ihr die noch übrigen fünfe. Auf ein andermal sey sie vorsichtiger.

LV.

Geschichte einer äußerst boshaften, und bis in den Tod verstockten Mordbrennerin, dergleichen die Welt wohl wenig aufzuweisen hat *).

Anna Sotmeyerin, geborne Schulzen, ein Weib von sechzig Jahren, zu Frankfurt an der Oder, machte sich 1723, in der Nacht vom neunzehnten auf den zwanzigsten May, des Verbrechens schuldig, die Lebusische Vorstadt in Brand zu stecken, die auch durch diese fürchterliche Feuersbrunst, bis auf das Haus eines Weinmeisters, und die Schule, in die Asche gelegt worden. Die Mitverbrecher waren ihr Sohn, Andreas Sotmeyer; Maria Walterin, verwittwete Neumann, Frau des berüchtigten Kirchenräubers Neumann; deren Tochter, Maria Elisabeth Neumann, und ihr vierzehnjähriger Sohn, welche alle mit um das Verbrechen gewußt; solches aber

*) Aus den zu Frankfurt an der Oder 1725 durch D. Wellmann im Druck herausgegebenen Gerichtsakten.

Als ich meine Geschichte schon geschrieben hatte, fand ich sie nachher in den Nachrichten von merkwürdigen Verbrechern in Deutschland, 1. B. 1786. S. 239. Wer beyde vergleicht, wird finden, daß ich mich bemühet habe, sie nach meiuer Art zu beschreiben, und insonderheit den Karakter dieser abscheulichen Person, von ihrer Kindheit an, zu entwickeln.

aber nicht eigentlich verrichtet hatten. Die Sache kam dadurch aus, weil man das erste Feuer bey der alten Sotmeyerin Stalle, und an des Nachbars Giebel bemerkt hatte. Sie leugneten alle, bis ein ausgetretener Schneidergeselle, Johann Friedrich Gottlieb, ein Paar Tage darauf in Frankfurt ertappt, und durch die Jungfer, ein abscheuliches Torturmittel, zum Bekenntniß gebracht wurde. Bloß die alte Sotmeyerin, der Schneidergeselle, und zween unbekannte Kerls, welche die erste ihren Mitverschwornen, den einen, als ihren Schwiegersohn Holle, und den andern, als ihren Sohn Johann, vorgestellt hatte, hatten die Feuersbrunst angelegt. Die Sotmeyerin in ihrem eigenen Stalle; die übrigen durch ausgeworfene Pechklumpen, welche die erste zubereitet hatte. Nachdem alles in voller Gluth war, entflohen die beyden unbekannten Kerls, und man hat ihrer nicht wieder habhaft werden können. Der wirkliche Holle und Sotmeyer aber standen in sächsischen Kriegsdiensten, und waren zu der Zeit nicht aus ihren Garnisonen gekommen. Dieses Umstandes wegen behält die Geschichte selbst manche Dunkelheit, die wir aber übergehen, und bloß bey dem Karakter der alten Sotmeyerin stehen bleiben, wobey wir Gelegenheit haben werden, über den Menschen, und über die Art, ihn zu behandeln, manche Anmerkung zu machen.

Die Bewegungsgründe zu dieser abscheulichen Verschwörung und unmenschlichen That, waren keine andere, als die Freude einer boshaften Rache zu

haben,

haben, und aus Rache andere, die sie ihrer Meynung nach beleidigt hatten, durch Feuer unglücklich zu machen; dabey aber auch der Unschuldigen nicht zu verschonen, weil sie sonst die andern, wenn diese nicht mitlitten, nicht hätte treffen können. Der ganze Plan dazu war allein von der alten Sotmeyerin angelegt. Sie allein hatte die Feuermaterialien zubereitet, und ausgetheilt; sie allein das erste Feuer mit eignen Händen selbst angelegt. Um aber in der Sache sicher zu gehen, und den Verdacht von sich zu entfernen, hatte sie selbst ihr eigenes Haus den Flammen zuerst Preis gegeben; darin das Feuer zu. erst, doch nahe an des Nachbars Wand, angelegt, damit der Verdacht auf ihn fallen möchte. Dies sollte das Zeichen seyn, wornach sich die andern drey Mordbrenner richten, und die, in ihrem Komplot bezeichneten, Häuser mit den Pechklumpen zuerst anzünden sollten, damit alles gleich an mehr, als an einem Orte brennen, und die Hülfe desto fruchtloser gemacht werden möchte.

Nach diesen Umständen sollte man denken: müßte die Beleidigung sehr groß gewesen seyn, die den aufgebrachten Menschen zu einer solchen Rache, wobey so viele Unschuldige verunglückt sind, angeflammt habe. Nach Aussage der Zeugen aber ist es keine andere gewesen, als

1) weil die Obrigkeit ihrer Tochter, und ihrem Schwiegersohn Holle den Staupbesen geben lassen, und ihr Sohn, Johann Sotmeyer, wegen verdächtigen Kirchenraubes, die Tortur ausstehen müssen.

2) weil

2) weil sie mit einigen Personen, wegen ihrer Ziegen auf der Weide, Streit gehabt hatte. Daher der geheime Haß gegen die Obrigkeit, und gegen alle, die sie ihrer Meynung nach beleidigt hatten. Bey der Ausführung ihrer Rache, da sie die mit Werg vermischten Pech- und Schwefelkuchen ausgetheilt, hat sie selbst gesagt: „sie sollten nun nur machen. Sie wolle schon sehen, daß sie davon käme. Die Obrigkeit wäre ihr nicht gut. Ihre Kinder hätten unschuldiger Weise den Staupbesen bekommen. Ihre Ziegen wolle man auch nicht leiden. Deshalb wolle sie sich rächen: es möchte nun auch gehen, wie es wolle.“

Eine Person, die zu einer solchen studirten Rache fähig ist, und solche so lange mit überlegter Bosheit gebrütet hat, kann doch unmöglich auf einmal so gottlos geworden seyn. Wir müssen daher in ihre ersten Lebensjahre zurückgehen, und ihren Karakter als Kind gegen ihre Aeltern; als Ehefrau und als Mutter kennen lernen. Ihr Betragen im Gefängniß, gegen die Obrigkeit, bey der Tortur, und bey ihrem Ende, wird uns Licht über das Ganze geben.

Ihr Vater war anfänglich ein Ackermann in der Lebusischen Vorstadt gewesen, nachher aber in die Stadt gezogen. Wie ihre Erziehung müsse gewesen seyn, erhellet aus ihrem Verhalten gegen den Vater, an dem sie sich, selbst noch im Tode, an seiner Leiche, auf die brutaleste Weise versündiget hat. Folglich wird sie auch bey Lebzeiten gegen ihn wenig kindlichen Respekt bewiesen haben. Fast gar keine

Spur von Religion, von Gewissen, von Gefühl des Rechts oder Unrechts, war bey ihr. Ihr ganzes Leben scheint nichts als ein Gang und Gemische roher, thierischer und ungebrochener Leidenschaften gewesen zu seyn. Abermal ein Beweis, daß der Mensch durch Erziehung und Bildung das werde, was er wirklich wird!

Kurz vor ihrem Ende hat die Obrigkeit erst noch erfahren, daß sie mit ihrer brutalen Wuth ihren leiblichen Vater im Tode nicht verschont habe. War sie, ihrer Meynung nach, auch von dem Vater beleidiget; so hat sie, wenn nicht gleich ein Instrument der Rache bey der Hand war, die Schürze vom Leibe gebunden, zusammengedrehet, und damit den Vater abgeprügelt: auch dabey die Worte ausgestoßen: „ich will ein Fuder Holz kaufen, und dich alten Schelm verbrennen.“

Wie wenig Gefühl sie gehabt habe, erhellet insonderheit daraus: daß sie selbst an der Leiche des Vaters die unnatürlichste Rache ausgeübt habe, wie ein Hund, wenn er sich nicht anders rächen kann, noch aus Wuth in den Stein beißt, der ihm vorgeworfen wird. Da die Leichenfrau den todten Körper abwaschen wollen, hat sie solche beym Arme weggerissen, und gesagt: „an dir alten Schelm muß ich mich noch rächen. Denn du hast mich schlecht bedacht.“ Hierauf hat sie ihn bey den Haaren ergriffen, um den Kopf und ins Gesicht geschlagen, mit dem Kopfe an die Erde gestoßen; ja, in einer Art von Raserey, den Körper an der Erde herumgeschleppt,

schleppt, und ein großes Stück Haut von der Brust gerissen; dabey aber immer gerufen: „du alter Schelm hast mich nicht recht bedacht. Ich muß mich noch an dir rächen. In einer blauen Schürze hast du mich zur Traue gehen lassen.“ Da die Leichenfrau diese, wider die Natur streitende, Abscheulichkeit nicht zulassen wollte, lief sie ihr mit einem langen Messer zu Halse, bis sie ihre Rache ausgeübt, und ihren Muth gekühlt hatte.

So viele Gerichtsakten von recht ausgezeichneten Bösewichtern, deren Verbrechen besonders gegen die Menschheit recht groß waren, ich auch gelesen habe; so sind sie doch fast alle darin übereingekommen, daß sie durch undankbare Verletzungen ihrer Pflichten gegen die Aeltern, den Anfang ihrer Bosheiten gemacht, und darin stufenweise fortgeschritten sind. Dies ist auch sehr natürlich, und es läßt sich daraus die Größe großer Verbrechen leicht erklären. Denn welcher Mensch, der als Kind schon die zärtlichen Bande der Liebe und des Danks, die es gegen Aeltern durch die Natur selbst verpflichten, ohne Gefühl, aus Zorn und Rache zerreißen kann, wird nicht mit kaltem Blute im Stande seyn, des Nachbars Haus, wenn er sich von ihm für beleidigt hält, in Brand zu stecken? Hier haben wir also eine recht auffallende Rechtfertigung des vierten Gebots.

Sonderbar ist doch die Fügung der Umstände, durch die Vorsehung, daß diese verruchte Person, die ihren Vater schon verbrennen wollte, durch ihre

That selbst Folgen veranlassen mußte, durch welche sie das Recht der Wiedervergeltung traf, daß sie lebendig verbrannt wurde.

LVI.

Fortsetzung des fünf und funfzigsten Stücks.

Schon vor neunzehn Jahren war ihr Mann, Heinrich Sormeyer, weggekommen, ohne daß man wußte, wo er geblieben war. Sie hatte vorgegeben: er sey davon gelaufen, weil er ihr alles Ihrige durchgebracht habe. Wie sie den Mann müsse gehalten haben, erhellet aus ihrem Betragen gegen den Vater. Ein nicht unwahrscheinlicher Verdacht fiel auf sie, daß sie ihn umgebracht habe. Als ihr solches bey der Inquisition vorgehalten wurde, gab sie die leichtsinnigste und niederträchtigste Antwort: sie hätte keine andere Mordthat, als an Flöhen, verübt. Was sie für eine Mutter gewesen sey, läßt sich hieraus schon schließen. Ihre Gesinnung, Reden und Beyspiele mußten die Kinder ihr völlig ähnlich machen. Die Tochter und ihr Sohn waren schon wegen des Verdachts eines Kirchenraubes ausgestäupt, und also diese saubern Aepfel nicht weit vom Stamme gefallen.

Vorzüglich schlecht bewies sie sich gegen die Obrigkeit, gegen welche gleichsam ihr Haß in vollen Flammen brannte. Bey den Verhören war sie so

trotzig, verstockt, hartnäckig und leichtsinnig, daß sie es recht darauf anlegte, die Obrigkeit zu äffen. Auf alles, was ihr vorgehalten wurde, antwortete sie stets gerade zu: Nein, und zwar öfters mit solcher Erbitterung, daß sie schon Nein schriee, wenn der Artikel kaum angefangen war. Ob ihr gleich ihre Mitschuldigen: selbst ihr eigener Sohn, alles ins Gesicht sagten, solches auch durch die Aussage zweyer unschuldiger Kinder, ihrer beyden Enkelinnen, bestätiget wurde; so blieb sie stets bey ihrem hartnäckigen Nein. Als sie darauf eine halbe Stunde in der Jungfer gesessen, bekannte sie: daß die Feuermaterialien in ihrem Hause zubereitet wären; daß sie das Feuer in ihrem Stalle selbst angelegt, und mit einem Lappen angewehet habe. In dem Artikelverhör aber, und wenn sie mit den Mitschuldigen konfrontirt wurde, leugnete sie alles wieder. Wurde ihr gesagt: sie habe ja schon alles eingestanden. Sie widerspräche sich ja offenbar, wenn sie erst sagte: ja! sie habe das Feuer angelegt, — und nun, daß sie von nichts wisse; so antwortete sie: „das letztere wäre wahr, daß sie von nichts wisse.

In den Akten wird zwar gemeldet, daß ihr von den Predigern ernstlich zugeredet sey, die Wahrheit zu bekennen; allein es stehet nichts darin, was sie bey dieser besondern Person für besondere Bewegungsgründe gebraucht haben. Im allgemeinen, wie es heißt, haben sie sich immer auf den allwissenden Gott, und auf die zur Bestrafung des Bösen gesetzte, Obrigkeit berufen. Allein den ersten kannte

sie nicht, und gegen die letzte wollte sie sich rächen. Bloß aus Rache bekannte sie nichts — ließ sich martern und brennen, nur der Obrigkeit den Willen nicht zu thun, sich für schuldig anzugeben.

Meines Erachtens hätten die Prediger nicht in dem vollen Aufruhr ihrer Leidenschaften, die allezeit erwachten, so oft sie vor die Obrigkeit geführt wurde; sondern vorher im Gefängniß erst ihr Vertrauen gewinnen, und dann suchen sollen, sie zur Erkenntniß und Gefühl ihres Unrechts zu bringen. Sie mußten von Religion gar nichts mit ihr reden; denn sie hatte keine! sondern in ihre Kinderjahre, in die Zeit ihres Ehestandes, in ihr voriges geführtes Leben mußten sie erst mit ihr zurückkehren, und, ohne Poltern und Verdammen, ihr jedesmal die Folgen ihrer Thaten vorstellen.

Da alles gütliche Zureden nichts half; so wurde ihr die Tortur gedrohet; aber dabey gesagt, warum sie sich unnützer Weise so wollte martern lassen, da man alles schon wüßte. Antwort: die Gerichte möchten thun, was sie wollten. Die Tortur wurde ihr also zuerkannt; ich glaube aber, daß sie dadurch noch erbitterter und verstockter wurde. Denn ihr folgendes Betragen zeigt offenbar, daß die Wuth und Rache, die in ihrer Seele tobte, die schmerzhaften Empfindungen des Körpers geschwächt, und sie in eine Art von Verrückung gebracht habe, die der Verzweiflung nahe kam, wie auch ihre äußerst leichtsinnigen und aus völliger Desperation gesprochenen Reden beweisen.

Erst ihr Betragen vor der Tortur. Einer von den Predigern, der bey dem Verhör mit zugegen war, wollte ihr nochmals ihre Bosheit zu Gemüthe führen. Diesem antwortete sie auf die unverschämteste Weise: Sch— Sch— Bosheit hin! Bosheit her. Ihr schändliches Betragen gegen den, der ihre Seele zu retten suchte, wurde ihr ernstlich verwiesen, worauf sie sagte: „ob sie denn haben wollten, daß sie die Wahrheit verschweigen, und die Unwahrheit bekennen sollte?“ Da sie bedeutet wurde: dies wären leere Ausflüchte. Sie sollte die Sache gestehen, wie sie wäre. Ihre eigene Kinder hättens ihr ja schon ins Gesicht gesagt, die deshalb ihr Leben nicht retten würden; sondern nur ihr Gewissen frey machen, und die Seele retten wollten; so gab sie die vorige Antwort: „sie wisse von nichts. Sie hätte kein Feuer angelegt, auch kein Pech und Schwefel dazu hergegeben. Sie wäre völlig unschuldig.“ Als nun nichts verfangen wollte, wurden ihr noch drey Tage Bedenkzeit gegeben, da sie entweder gestehen, oder die Tortur gewärtigen sollte. Während der Zeit haben sie die Prediger im Gefängniß fleißig besucht, und mit den erbaulichsten Ermahnungen, wie es in den Akten heißt, in sie gedrungen, die Wahrheit zu bekennen; allein alles fruchtlos. Blos erbauliche Ermahnungen, ohne den Sünder zu überzeugen, sind bey einem so fühllosen Gemüth, wie ein rauschender Regen, der bald wieder trocknet. Noch am letzten Abend vor der Tortur, da sie aus der Gerichtsstube ins Gefängniß gebracht wurde, ließ sie sich gegen

den Vogt vernehmeo: „Hans! heute soll ich ja noch auf die Tortur kommen. Ich werde sie redlich ausstehen. Betet doch ein Vater Unser für mich.“ Das mochte wohl alles seyn, was sie von der Religion wußte, daß ein anderer für sie beten sollte, wenn sie die Tortur litte.

In der Nacht wurde sie, ohne Beyseyn des Scharfrichters, nochmals in der Gerichtsstube vernommen; allein sie blieb bey dem alten Liede: ich weiß von nichts. Hierauf wurde sie in die Torturkammer gebracht, und dem Scharfrichter übergeben. Bey dem Anblick der Marterinstrumente wurde sie etwas blaß; erholte sich aber bald wieder. Nun aber bitte ich meine Leser, recht Achtung zu geben. — Bey Anlegung der Daumenschrauben sagte sie: Nu! Nu! Weib! sprach der Scharfrichter: ich werde dir die Daumen abschrauben. Antwort: „möge gy doch wohl.“ Da die Schnüre angezogen wurden, schriee sie etwas. Man redete ihr zu: sie würde es nicht aushalten. Antwort: Mag doch knirschte mit den Zähnen, und spuckte verächtlich aus. Bey Anzündung der Lichter, wobey man ihr die Schmerzen sehr lebhaft beschrieb, rief sie: „mögen sie doch brennen.“ Und als der Scharfrichter drohete, sie noch härter anzugreifen, schriee sie: „er sollte den gespickten Hasen auch nur noch kommen lassen.“ — So weit gieng aber das Urtheil vom Hofe nicht. Es blieb also bey diesen ersten Graden. Als sie nun nach ausgestandener Tortur, da sie sich etwas erholt hatte, von den Gerichten abermal befragt wurde,

ob

ob sie noch nicht gestehen wollte, rief sie in einer Art von Ekstase aus: „meine Augen haben nichts gesehen; meine Ohren haben nichts gehört; meine Hände haben nichts gefühlt.“ Sobald sie ins Gefängniß kam, ließ sie sich, etwan eine halbe Stunde nachher, für einen Dreyer Bier holen, davon sie etwas trank; in das Uebrige mußte ihr der Vogt Brod einbrocken. Von Schmerzen ließ sie sich nicht das geringste merken; sondern sagte bey ihrer kalten Schaale zu dem Vogt: „die Gerichte hätten ihr gedrohet, auf den Montag sollte sie wieder dran, wobey sie fragte: ob das wohl wahr wäre, daß sie noch einmal auf die Tortur käme?“ Der Vogt erwiederte: sie würde wohl noch öfters darauf kommen, wenn sie nicht bekennen wollte. Antwort: „ich werde es mit Gottes Hülfe auch ausstehen.“

Als ihr der Vogt Salbe zum Schmieren der verletzten Glieder brachte, fragte sie mit höhnischer Mine: wer hat denn die holen lassen? Antwort: die Herren des Gerichts. Da verwunderte sie sich, und sprach abermal spöttisch: „wie kommen doch die Herren dazu, und geben noch Geld aus, Salbe zu kaufen?“ Sie hielt also diese Sorgfalt für unnöthig; wenigstens ließ sie sich nichts merken, daß sie ihnen dafür Dank schuldig sey. Nach den Akten war nach der Tortur an ihren Daumen und Armen fast gar nichts zu erkennen, ungeachtet, wie es heißt, der Scharfrichter sein Amt redlich gethan hatte. Hier scheint es, als ob der Verfasser darauf anspiele, daß sie, als eine Hexe, die Kunst verstanden habe, sich

gegen die Schmerzen fest zu machen. Nein! die Tortur hatte sie selbst noch stumpfer und verstockter gemacht. Der weitere Erfolg wird lehren, daß sie von Tage zu Tage verstockter wurde. Als sie der Vogt fragte: ob sie nicht betete? antwortete sie: „hilft denn Beten hier?“ Man sieht daraus, wie dergleichen Zwangsmittel ein rohes und verstocktes Gemüth nicht bessern; sondern immer mehr verhärten und erbittern — zuletzt betäuben und verrücken, wie so viel tausend Exempel der gefolterten Hexen beweisen. Weil sie das Beten nicht von der Tortur befreyen konnte; so half es auch, ihrer Meynung nach, nichts.

LVII.

Fortsetzung des sechs und funfzigsten Stücks.

Wir begleiten sie nun bis zu ihrem Ende, und sie blieb sich immer gleich. Nach einiger Zeit, da die Akten verschickt waren, wurden ihr abermal von den Mitschuldigen alle Umstände des Feueranlegens ins Gesicht gesagt, und noch einige besondere Punkte, z. B. der Riß von ihrem Hause; der Ort, wo sie die Feuermaterialien geschmolzen, u. s. w. beygefügt. Dessen ungeachtet blieb sie unbeweglich. War sie vorher trotzig gewesen; so wurde sie nun frech und unverschämt. Sie zeigte ihre Daumen und Arme gleichsam im Triumph, suchte sie von ih-

rem Bekenntniß abzubringen, und gab ihnen zu verstehen, daß sie ihrem Exempel folgen sollten. Gleich nachher sagte sie im Gefängniß: „die andern dächten, der Teufel würde sie gleich holen, wenn sie ein Bischen ausstehen sollten.“ Da man ihr das Bekenntniß ihres eigenen Sohns vorhielt, that sie nichts, als daß sie sich verwunderte, warum sich doch die Obrigkeit so viele Mühe gäbe. Uebrigens blieb sie bey ihrem Ausruf: „meine Augen haben nichts gesehen; meine Ohren nichts gehört; meine Hände nichts gefühlt. Ich bin hier. Sie mögen mit mir machen, was sie wollen: ich fürchte mich vor keinem Tode.“ Da ihr das Todesurtheil angekündiget wurde; so machte das nicht den geringsten Eindruck auf sie; sondern von der Zeit an wurde sie erst recht verstockt, erbittert und gottlos. Als sie der Vogt des Abends im Gefängniß visitiren mußte, rief sie: „es streiten sich zwey um meine Seele: unser Herr Gott und der Teufel. Ich weiß aber wohl, wer sie kriegen wird.“ Was für seltsame Begriffe von Gott, von dem Teufel, von der Seele und dem Streit über dieselbe! Immer mehr Spuren der Verrückung und Desperation! Bey der Frage: welchen Prediger sie verlange, da sie nun sterben müsse? Antwort: sie möchten alle kommen. Nein! das gienge nicht an. Sie müsse sich einen besonders wählen. Antwort: Peter Leck — sollte kommen. Bey der Visitation schimpfte sie gegen die Diener ganz abscheulich auf die, welche sie hätten setzen lassen. Sie wisse nicht, was sie

gethan habe. Auf die Antwort des einen: sie wisse es sehr gut, wenn sie es nur bekennen wolle, gerieth sie dergestalt in Wuth, daß sie zu ihm einschriee: „du Schwerenothsschelm! du denkst wohl, ich bin Autor. Wäre ich los, ich wollte dich zeichnen, du solltest nicht wissen, wie du aus dem Keller kämest.“ Gleich darauf wieder: „die andern denken, wenn sie ein Bischen aushalten sollen: der Teufel werde sie flugs holen.“ Gleich nachher: was habe ich denn gemacht? Antwort: das werde sie selbst sehr gut wissen. Darauf erwiederte sie: „die großen Töpfe habe ich voll gemacht, daß die kleinen nicht umgefallen sind.“ Wie äußerst verschmitzt war hier die Bosheit? Wie viel liegt in diesen verfänglichen Reden? Des Morgens wurde sie befragt: was sie zum Frühstück verlange, worauf sie eine äußerst unanständige und pöbelhafte Antwort gab. Da sie also sahe, daß sie mit dem Leben nicht davon kam; so setzte sie es zuletzt noch recht darauf, der Obrigkeit allen ersinnlichen Tort zu thun — bloß um ihren Willen zu haben.

Nach der Exekution des Schneidergesellen, Friedrich Gottlieb, der lebendig verbrannt wurde, und der alten Neumannin Tochter, die beyde dem Schein nach mit Reue starben, wurde die alte Sotmeyerin wieder vorgefordert, und ihr das Bekenntniß und Ende des erstern von den Predigern erzählt. Sie blieb bey ihrem alten Liede: „meine Augen haben nichts gesehen ꝛc.“ Als ihr zu Gemüth geführt wurde: was doch den Gottlieb sollte bewogen haben,

dergleichen Bekenntniß zu thun, und darauf eines so schmälichen Todes zu sterben, antwortete sie gar nichts mehr, und es war auch kein Wort aus ihr zu bringen. Ihr Sohn, Andreas Sotmeyer, sollte geköpft und verbrannt werden. Er blieb bey seinem Bekenntniß wider die Mutter, und wollte das Abendmahl darauf nehmen, starb aber vorher im Gefängniß. Dies alles wurde der Mutter nochmals sehr ernstlich vorgehalten. Sie that aber, als wenn sie es nicht hörte; sondern verlangte ihren Advokaten zu sprechen, den sie, als er zu ihr ins Gefängniß kam, also anredete: „Nun, wie ist es denn? Wird meine Sache nicht bald zu Ende kommen, daß ich loskomme?“ Dieser sagte ihr, daß er alles zu ihrer Defension gethan hätte; allein es könnten ja nur diejenigen defendirt werden, welche unschuldig wären, und eine gerechte Sache hätten. Diese hätte sie nicht. Alle Zeugen und Aussagen, sogar ihrer Kinder und Kindeskinder, wären wider sie. Die bereits abgethanen wären darauf gestorben: daß sie allein die Urheberin des Unglücks und ihres Todes wäre. Er könne sie nicht retten. Ihr Leugnen würde ihr nichts helfen. Sie sollte doch an weiter nichts denken, als die Wahrheit zu bekennen, ihr Gewissen frey zu machen, und ihre Seele zu retten.

Das war kein Wasser auf ihre Mühle. Ihre Absicht war, durch Chikane die Sache ins Weite zu ziehen, und hoffte immer noch, mit einem Eide davon zu kommen. — Und wie leicht hätte eine Person einen falschen Eid gethan, die von Gott so wenig

wußte,

wußte, und aus Rache im Stande war, eine ganze Stadt in Brand zu stecken? Da also diese Ausflucht nicht durchgieng; so fiel sie gänzlich ins Desperate, und blieb auch so bis an ihr Ende. Der Stadtrichter war zugleich mit dem Advokaten ins Gefängniß gegangen, und hielt ihr nochmals das Bekenntniß ihres eigenen Sohns vor, auf welches er das Abendmahl bekommen hätte, und darauf gestorben wäre. Antwort: „wenn er das gesagt hätte; so hätte es der Teufel aus ihm geredet.“

Da ihr, und der alten Neumannin in dem Kriminalurtheil noch einige Tage vor ihrem Ende Bedenkzeit gegeben wurden; so kam sie nochmals ins Verhör. Die Prediger thaten ihr neue Vorstellungen, und wiederholten das Bekenntniß und Ende der gerichteten. Sie hörte alles ohne Empfindung an. Endlich sprach sie mit einer Art von Wuth: „laßt sie gesagt haben, was sie wollen. Von mir kriegt ihr nichts heraus. — Nun so möchte sie denn verloren gehen, und ihre Seele offenbar zum Teufel fahren,“ wie die Ausdrücke nach dem gewöhnlichen Schlage lauten. Darauf gieng sie in vollem Zorn von dem Gerichtstische weg. Ein sonderbares Vertrauen hatte sie zu ihrer Mitschwester, der alten Neumannin, die ihr Bekenntniß auch lange zurückgehalten hatte, und berief sich immer auf sie, in der Meynung, daß sie bey der Stange bleiben würde. „Die sollte man fragen: ob sie was Böses gesehen habe? Das wäre eine ehrliche Frau.“ Man stellte ihr vor: diese eben hätte nun das völlige Bekenntniß

kenntniß der ganzen Mordbrennerey gethan. Dies brachte sie in solche Wuth, daß sie sagte: „das hat denn doch der Teufel leibhaftig aus ihr geredet. Dafür wird sie auch der Teufel schon unterkriegen.“

Dies war das letzte Verhör. Bey der Publikation des Urtheils: lebendig verbrannt zu werden, hörte die alte Sotmeyerin aufmerksam zu, blieb aber unempfindlich, und sagte: „in dem ganzen Urtheile wäre auch nicht ein wahres Wort.“ War dies nicht wirklicher Unsinn? Die Neumannin fieng auch wieder an zu wanken, und ihre Unschuld zu betheuern, weil sie nicht wirklich mit anstecken geholfen habe. Es blieb aber bey dem Urtheil, alles Leugnens ungeachtet, die Exekution an beyden zu verrichten. Man gab ihnen noch acht Tage Bedenkzeit; beyde aber verlangten keinen weitern Aufschub, und blieben bey ihrer Hartnäckigkeit. Da sieht man: welche Herrschaft Leidenschaften: Eigensinn, Bosheit, Rache — über den Willen des Menschen haben, und wie sie mächtiger sind, als die Todesfurcht! Denn bey der Sotmeyerin blieb der Vorsatz unbeweglich fest: ich will der Obrigkeit, an der ich mich habe rächen wollen, den Willen nicht thun, daß ich bekenne, wenn ich auch alles wider mich habe. Die Hauptsache war diese: weil ihr Anschlag, bey der Feuersbrunst verborgen zu bleiben, nicht gelungen; sondern sie in die Hände der Obrigkeit, die sie haßte, und die sie nun nach Verdienst strafen würde, gefallen war; so stieg ihre Erbitterung und Haß immer höher. Und weil sie sich nun durch

nichts

nichts mehr rächen konnte; so geschahe es durch Trotz und Hartnäckigkeit, wovon sie sich auch durch keine Tortur und Tod abbringen ließ. Eine wahre Märtyrerin des Eigen- und Starrsinns!

Man bedenke nur, wie weit ihre Verstockung gieng, auch in Abwesenheit der Obrigkeit? Als sie nach angehörtem Todesurtheil wieder ins Gefängniß kam, sagte sie: „es hungere ihr recht auf den Schreck, lebendig verbrannt zu werden. Ist es nicht erstaunlich, in solcher Lage noch zu spotten? Vom Zustande nach dem Tode wußte sie nichts weiter, als was ihr von Hölle und Teufel gesagt war. Darüber spottete sie, weil sie selbst fast mehr, als Teufel war. Daher fiel ihr auch das Sterben nicht schwer, weil sie dabey ihren Willen haben konnte. Ob gleich die Prediger ihren Besuch im Gefängnisse fortsetzten; so finde ich doch nicht, daß sie auf den eigentlichen Gang ihrer Leidenschaften Rücksicht genommen hätten; sondern das ewige Einerley war dieses: sie sollte ihre Seele bedenken, und nicht zum Teufel fahren. Das unnützeste war wohl: mit dieser alten, in ungebrochenen Leidenschaften aufgewachsenen Person beten zu wollen, oder ihr vom Abendmahl etwas vorzusagen. Wie weit war sie noch von den Begriffen entfernt, die dazu erfordert werden?

Der Todestag kam, und sie blieb, wie sie war. Bey dem letzten nothpeinlichen Halsgericht beharrte sie bey ihrem Leugnen: ich weiß von nichts, und sahe das Stabbrechen über sich ganz gelassen an.

Ihre

Ihre einzige Sorge war, daß ihre wenigen Kleidungsstücke ihrer Enkelin möchten gegeben werden. Sie bat auch, daß ihr die Hände nicht möchten gebunden werden. Sicher war ihre Absicht, sich selbst, wo möglich, vorher zu entleiben. Es wurde ihr aber abgeschlagen. Bey der Hinführung über die Brandstätte wurde ihr von den Predigern der Greuel der Verwüstung mit allen ihren Folgen nochmals vorgestellt, und gesagt: das hätten ihre Hände angerichtet; wie sie das verantworten wolle? Sie aber wollte nicht einmal hinsehen, und schien nach allem, was die Prediger sagten, nicht einmal zu hören.

Auf dem Richtplatze stellte sie keine Person vor, die lebendig verbraunt werden sollte. Man merkte ihr nicht die mindeste Furcht an, und sie war, wie eine Zuschauerin, die sich allenthalben munter umsahe. In der Zeit, da die alte Neumannin geköpft wurde, setzte sie sich an die Leiter des Pfahls, auf welchem dieser ihrer getreuen Freundin Kopf aufgesteckt werden sollte, und schien durch alle diese schrecklichen Umstände nicht gerührt zu seyn. Hier saß sie unbeweglich, bis ihr befohlen wurde, an den Ort zu gehen, wo die Neumannin sollte geköpft werden. Diese ließ den Diener zu sich kommen, und bat ihn, ihren beyden Töchtern zu sagen: sich ja vor Uebelthaten zu hüten. Dies hörte die Sotmeyerin mit an. — Sie sahe den Schwertstreich, da der Scharfrichter die Neumannin im Stehen köpfte. Die Wegschleppung des Körpers auf den Scheiterhaufen; die schaudervolle Aufsteckung des Kopfs auf

den hohen Pfahl: — dies alles machte auch nicht den geringsten Eindruck bey ihr. Wenn sie doch auch nur eine Thräne vergossen hätte! Nichts als Erbitterung und Rache konnte man in ihrem Gesichte lesen. Weil sie sich nun durch nichts mehr an der Obrigkeit rächen konnte; so sollte es auch zuletzt noch durch Verachtung des Todes geschehen. — Und dabey blieb sie bis zum letzten Augenblick des Lebens, so daß alle Zuschauer erstaunten, und man von einer Weibsperson kaum hätte erwarten sollen.

Der letzte Auftritt scheint fast wider die Natur und Menschheit zu seyn. Ihren Brandhaufen sahe sie vor Augen; aber ohne Empfindung. Als sie hingeführt wurde, gieng sie ohne Umstände, mit dem äußersten Trotz, die Treppe hinauf, sahe den Rumpf der enthaupteten Neumannin auf dem dabey stehenden Scheiterhaufen an — setzte sich mit einer besondern Frechheit am Pfahle auf dem, vom Kiehnholz gemachten, Stuhle nieder, und ließ sich ganz gelassen die Ketten um den Hals und Leib legen. Als der Haufen angezündet wurde, versuchte sie zweymal, sich mit der Halskette zu erwürgen. Da aber die Kette zu weit war; so konnte man den Unmuth in ihren Gesichtszügen sehen. Sie biß also die Zähne zusammen, und ließ sich — ohne Ach und Weh! — ohne einen Laut von sich zu geben, lebendig verbrennen.

Ein wahres moralisches Ungeheuer!*)

*) S. Monatsschrift für allerley Leser. I. B. S. 689. Ein Beytrag zur Menschenkenntniß.

LVIII.

Besonderes Garten- und Naturgeheimniß auf den Birnblättern.

Es kann eine Sache an sich höchst gemein, und erklärbar; zugleich aber doch uns ein Geheimniß seyn, weil wir sie nicht wissen. So ist es mit dem Garten- und Naturgeheimnisse, das wir jetzt zur Probe anführen wollen. Die Sache ist so gemein; auch allen Gärtnern und Gartenfreunden so bekannt, daß sie solche gewiß gesehen haben. Was das Ding aber ist: ob sie das auch alle wissen? Eine andere Frage. Wetten wollte ich drauf, daß auch hundert Damen, und wohl frisirte Herren dies Wunder in der Natur, in ihrem Leben noch nicht gesehen haben, ob sie es gleich bey den alltäglichen Promenaden in den Alleen ihrer Obstbäume, auf vielen Birnblättern sehen könnten. Freylich, wer die Gärten nur als Oerter und Gelegenheiten betrachtet, freyer und ungehinderter schmausen zu können, der wird sich schwerlich um ein Paar, in seinen Augen verächtliche, Blätter bekümmern. Seine, zur Etikette und steifen Zwange gewöhnte, Augen werden mehr die Einrichtung und Aufsätze der Tafel, die Dekorationen der Pasteten und Torten mustern, als die Schönheiten der Natur bewundern.

Mein Geheimniß will ich erst beschreiben, aber noch nicht erklären. Auf den Birnblättern — zu-

weilen aber auch auf den Pflaumen- und Apfelblättern, sitzt im May, recht oben auf der Fläche, ein fahlbraunes Röhrchen, wie ein kleines Müffchen. Bald steht es gerade auf; bald etwas schief. Es besteht aber aus einer ganz andern Materie, als das Blatt. Am Unterende, wo es am Blatte festsitzt, hat es einen kleinen Wulst, womit es eigentlich befestigt ist, und woran man es sachte hin und her bewegen kann, ohne daß es abgeht. Unten ist das Röhrchen dünne; in der Mitte etwas dicker, und am Oberende fällt es rundlicht ab. Die Länge ungefähr drey Linien. Es ist weich anzufühlen, und, wenn man das Ding mit einem einfachen Vergrößerungsglase besieht; so scheint es wollicht, oder mit kleinen gekräuselten Wollhaaren besetzt zu seyn.

Merkt euch den Ort, wo es heute sitzt; morgen werdet ihrs nicht weit davon, an einem andern Plätzchen, und zwar eben so fest sitzen sehen. Unten aber, wo es zuerst gesessen, findet ihr nichts, als ein kahles Fleckchen, in der Größe eines Nadelknopfs, wo die Oberhaut des Blattes abgezogen ist. — Kann denn eine bloße häutige Röhre von einem Orte zum andern wandern? Genug! ihr seht es doch vor e'ren Augen. Mein erstes Geheimniß! — Vielleicht denkt ihr, ists wohl eine andere Röhre. Gut! wir wollen sie mit einem blauen seidenen Fädenchen zeichnen. Seht morgen wieder nach. Ihr findet dasselbe Röhrchen wieder an einer andern Stelle, und unten den zweeten Fleck auf dem Blatte. Glaubt

ihr nun, daß es wandert? Wie mag es das anfangen? Mein zweytes Gartengebeimniß!

Ganz gewiß muß etwas Lebendiges darin seyn? Wie könnte sich eine leblose Röhre von selbst von einem Orte zum andern bewegen?

Das gebe ich zu, daß etwas Lebendiges in der Röhre ist; aber was ist es? Mein drittes Geheimniß. Wer mir das sagen kann, dem verspreche ich den schönsten Blumenkranz dieses Gartens. — Das wollen wir bald erfahren, sprach ein junger Herr, der sich schon sehr über lange Weile beklagte, mehr als zwanzig Prisen genommen, und der Gesellschaft dringend vorgestellt hatte: die Spieltische hätten seit einer halben Stunde schon sehnlich gewartet. — Was sie an dem Zeuge hörten! Was ist dabey zu thun, sprach er: ich drücke das Ding entzwey?

Nun sind wir wohl klüger, mein Herr! als vorher? Es kam ein gelblicher Saft aus der Röhre, und weiter konnte man nichts unterscheiden. Er drehete sich auf dem Absatze herum, nahm die Gesellschaft, und war herzlich froh, wie er sagte: daß die Schulfüchserey ein Ende hätte. Ein einziges vernünftiges und wißbegieriges Frauenzimmer blieb, und bat sehr um die Erklärung dieses artigen Gartengeheimnisses. Dies sey ihr lieber, als zehn Lombertische. Hierbey fände doch ihr Verstand und Herz Nahrung.

Ich kann mich über nichts mehr freuen, als wenn ich Gelegenheit habe, eine gute Menschenseele

über die Weisheit Gottes, in der Einrichtung auch der kleinsten Naturwerke, so zu belehren, daß ihr nachmals bey allerley menschlichen Schicksalen, ein solches Naturbeyspiel, eine desto stärkere Ermunterung wird, demselben Schöpfer desto mehr zu vertrauen, der gewiß an dem Menschen mehr, als an einem Blatte und Wurme, thut.

Mit Vergnügen führte ich diese wißbegierige Seele in die Schule der Natur. Wir wollen, sprach ich, noch eins dieser Röhrchen behutsam ablösen. Hier hab' ichs zwischen den Fingern. Sie sehen nichts. Aber nun, wenn ich von oben nach unten zu sanft drücke? Geben sie Achtung.

„Ach da guckt ja ein kleines gelbes Räupchen mit einem schwarzen Köpfchen heraus. Husch! ist es wieder zurück! In aller Welt, was ist das?"

Das, meine Liebe! ist der Werkmeister dieser Hülse. Sie werden sich darüber nicht mehr wundern, wenn sie sich nur an die kleinen Pelzmotten erinnern, die ihnen in dem Grauwerke ihres schönen Pelzes eben nicht willkommen sind. Von den abgenagten Haaren machen sich diese auch ein Kleidchen, worin sie bis zu ihrer Verwandlung leben, und es im Kriechen, wie die Schnecke ihr Haus, allezeit mit sich nehmen. Dies hier ist ebenfalls eine Art von Motten, die sich von den zarten Blattfäserchen, die wir kaum mit Augen sehen, auch ein Häuschen bauet, und daher die Blattmotte heißt.

Kommen sie, Wertheste! Hier in dieser Laube wollen wir uns niederlassen. Da erzähle ich ihnen die Naturgeschichte dieses kleinen Eremiten, und gebe ihnen den Schlüssel zur Auflösung dieses, vielen noch unbekannten Gartengeheimnisses. Es wird sie dies unendlich mehr vergnügen, als wenn sie dort bey der Lomberkarte schwitzen, und von dem glücklichen oder unglücklichen Fall eines Papierblatts geängstiget werden.

LIX.

Fortsetzung des acht und funfzigsten Stücks.

Ich habe ein Birnblatt mit einer solchen Hülse mitgenommen, damit ich ihnen alles desto deutlicher zeigen kann. Wie das Würmchen vorher, da ich es von hinten zu trieb, ängstlich herausguckte, den Störer seiner Ruhe zu entdecken, haben sie gesehen. Kaum erblickte es uns; so war es wieder zurück. Wir müssen es aber doch herauszubringen suchen. Geben sie mir eine Nadel. Mit dieser steche ich hinten in die Hülse. Sobald es die Nadel fühlt, wird es kommen. Da ist es. Nun können sie es auf ihrer Hand genauer betrachten. O! sehen sie, wie es sich windet? Es ist der Luft nicht gewohnt. Es kann ohne sein Kleidchen nicht leben. So ängstigt sich die Unschuld, wenn sie unrechtmäßiger Weise aus ihrem Eigenthum vertrieben wird!

Es glückt aber nicht immer, das Würmchen aus seiner Wohnung zu treiben. Fühlt es die geringste Verletzung durch die Nadel; so läßt sichs lieber todt stechen, als daß es herauskäme. Ich weiß aber ein anderes Mittel, es herauszubringen. Das sollen sie nächstens bey mir sehen. Ich bringe nämlich die Hülse mit dem Würmchen, wenn es nicht heraus will, unter die Luftpumpe, und ziehe ihm die Luft weg. Kaum hab' ich zwölf- bis zwanzigmal gezogen; so guckt es. Noch einigemal; so ist es ganz da, und sucht einen Ort, wo ihm die Luft nicht zu enge wird.

Jetzt wollen wir das Würmchen betrachten. Es ist ein wirkliches gelbliches Räupchen mit zehn Ringen am Körper. Die sechs Vorderfüßchen können sie schon mit diesem Glase sehen. Die acht Bauchfüße erscheinen wie schwarze Pünktchen. Mit den Ringen hilft sichs besonders zum Auf- und Abkriechen in der Hülse, wie sich ein Schornsteinfeger mit dem Rücken und Füßen anstämmt, und dann weiter rückt. Oben am Kopfe können sie seine Freßwerkzeuge sehen.

Nun aber lassen sie uns die Hülse näher betrachten. Diese macht es sich aus sich selbst: nämlich aus der wollichten Materie, die sichs, nach Art der Spinnraupen, aus dem Maule zieht. Es muß aber doch auch die Kunst zu sticken verstehen, weil es, wenn es aus dem Eye fällt, keine so weite Röhre als jetzt nöthig hat. Wird sie ihm also bey dem Wachsthum des Körpers zu enge; so wird sie der

Länge nach gesprengt, oder zerbissen, und ein Stück eingeflickt. Vergleicht man aber die Röhre mit der Länge des ganz ausgestreckten Räupchens; so sollte man denken, daß sie zu kurz wäre. Allein vermittelst der Ringe des Körpers kann sichs um die Hälfte kürzer machen. Die Farbe ist, wie sie sehen, fahlbraun. Ist sie aber noch frisch; so sieht sie gelblicher aus, welches in der Luft und Sonne verbleicht. Jetzt bitte ich mir aus ihrem Etuis die kleine Scheere aus. Sehen sie, daß ich nun die Hülse in der Länge durchschneide. Wie spiegelblank ist inwendig jede Hälfte? Mit der feinsten Seide überzogen. Die Haut selbst aber, wie ein ordentliches Gewebe, mit Aufzug und Einschlag. Vermuthlich nimmt das Räupchen einige zarte Blattfasern mit zu Hülfe. Unten sehen sie noch um der Hülse herum einen kleinen Wulst, womit sie auf dem Blatte fest aufsteht.

Dieser Wulst oder Rand ist anfänglich nicht gleich so groß, als sie ihn hier sehen. Er wird es aber durch das oftmalige Verändern des Orts, weil das Räupchen unten die Hülse an das Blatt mit einigen Fäden anspinnt. Will sichs nun an einen andern Ort begeben; so beißt es diese Haltfäden ab, legt sich mit dem Theile des Körpers, woran die Vorderfüße sitzen, heraus, kriecht etwas weiter, trägt sein Häuschen auf dem Rücken, und spinnt es mit neuen Fäden da wieder fest, wo es sich niederlassen will. Dadurch muß natürlicher Weise der untere Wulst größer werden.

Dies allein aber macht das Festsitzen der Hülse nicht aus. Die Luftpumpe hat mich die Gesetze der Natur gelehrt, deren Nachahmerin sie ist. Wenn ich unter der Glasglocke auf dem nassen Leder die innere Luft wegziehe; so drückt die äußere Luft die Glocke so fest auf das Leder, daß sie keine Gewalt losreißen kann. So auch hier. Zieht sich das Räupchen in der hohlen Röhre, die mit dem Wulste unten auf dem Blatte feststeht, in die Höhe; so entsteht dadurch gewissermaßen unten ein etwas luftleerer Raum. Mithin muß die äußere Luft eben so auf die auswendige Seite der Röhre, wie auf die Glasglocke, drücken, daß sie feststeht. Man merkt es offenbar, wenn man die Hülse auf dem Blatte betrachtet, und den Einsiedler in Ruhe läßt, daß sie der Wind zuweilen hin und her wehet, und daß sie schlottert. Sobald man sie aber berührt, merkt es das Räupchen, zieht sich in die Höhe, und die Hülse drückt sich in dem Augenblick fester an, daß man es fühlt. Hätten sie das wohl gedacht beste Freundin?

Will nun das Räupchen fressen; so geht es mit dem Köpfchen nieder bis aufs Blatt. Denn in seinem engen Behältniß kann sichs nicht umkehren. Das Köpfchen ist also immer unten, und es steht beständig auf dem Kopfe. Es nagt also nur so viel von der Blatthaut ab, als es innerhalb des Umkreises der Röhre erreichen kann. Wie wenig das sey, können sie sich vorstellen? Dabey nimmt sichs aber sehr in Acht, daß es das Blatt nicht durchfrißt.

Denn das würde ihm und seiner Wohnung sehr schädlich seyn, wenn sie unten Luft hätte. Ist nun das kleine runde Fleckchen abgenagt; so ist auch da keine Nahrung mehr für das Räupchen. Seine Wiese ist kahl. Es muß weiter ziehen, wenn es nicht verhungern will. Stracks werden die Haltfäden der Hülse abgebissen, und es setzt mit seinem Häuschen die Reise weiter. Sie darf aber kaum eine halbe Linie gehen; so ist schon wieder frische Nahrung da. Die Hülse wird angesponnen, und es frißt unten wieder, so lange was da ist.

Auf solche Art setzt es zwey- bis dreymal seine Reise auf dem Blatte fort. Dann ist seine Zeit um, und es schickt sich zur Verwandlung an. Wenn sie also künftig auf den Birnblättern zwey bis drey solche kahle Flecken sehen; so können sie gewiß seyn, daß daselbst eine Blattmotte gesessen habe. Wie lange seine Raupenzeit dauert, kann ich ihnen nicht eigentlich sagen. Etwas über vierzehn Tage möchte es wohl seyn. Zuweilen auch kürzer. In der Hülle selbst verwandelt sich das Räupchen in eine Puppe. Wie lange es im Puppenstande bleibt, kann ich auch nicht mit Gewißheit sagen. Doch keine volle zehn Tage. Denn so lange haben bey mir ungefähr die Zweige, an denen Blätter mit solchen Hülsen waren, in Gläsern mit Wasser gestanden, da ich das ausgekommene Insekt fand.

Es ist ein sehr kleiner Nachtschmetterling, der zu dem Mottengeschlecht (Tinea) gehört. Bräunlich, auf den Oberflügeln aber mit vielen schwarzen

Punkten

Punkten und Strichen beworfen. Wo diese Flügel zusammenstoßen, sind sie mit zierlichen Federfranzen besetzt. Die Unterflügel sehr schmal, und rund herum befranzt. Die Augen im Verhältniß gegen den Körper ungewöhnlich groß und glänzend schwarz. Das merkwürdigste an diesem, kaum anderthalb Linien langen, Schmetterlinge sind die beyden außerordentlich langen Hinterfüße, die an der Schenkelfuge eben so, wie die Flügel, befranzt sind *).

Da der Körper kaum halb so lang ist, als ein solcher gefiederter Fuß; so glaub' ich, daß die Natur diesem Thierchen dazu dergleichen lange Füße gegeben hat, um damit im Fluge, als mit ein Paar Rudern, das Gleichgewicht zu halten. So klein auch das Insekt ist; so hat ihm doch die Natur kein Haar- kein Federspitzchen ohne Absicht gegeben. Wenn man im May an den Stachelbeerhecken durchgeht, und daran klopft; so fahren diese langfüßigen Motten heraus. Ihr Flug geht Bogen- und Stoßweise. Daher fliegen sie auch nicht weit; sondern verbergen sich gleich wieder in der Hecke, weil sie nur des Nachts zu fliegen gewohnt sind. Sobald das Thierchen aus seiner Hülle ausgekrochen ist, sucht es seines Gleichen. Das Weibchen legt seine Eyer nicht, wie andere, Klumpenweise auf eine Stelle; sondern ein-

*) Nach dem System ist es Linn. Phal. TINEA *Seratella* sp. 398. Fusca; tibiis posticis, corpore longioribus, barbatis. Habitat in Pyri foliis, intra cucullum cristatum. Der Langschenkel.

einzeln: auf jedes Blatt eins, selten zwey. Nach dem Auskriechen des Räupchens ist desselben erstes Geschäfte, sich ein Kleidchen, oder eine Hülle zu machen.

Ist ihnen, meine Freundin! der Roman dieses kleinen Blattinsekts nicht unangenehm gewesen; so erzähle ich ihnen bey unsrer nächsten Zusammenkunft einen ähnlichen. Ich freue mich, daß ihnen dieser Gartenvorfall kein Geheimniß mehr ist.

LX.

Weiße Baumwollenflöckchen auf den Nadelblättern der Taxusbäume. Ein Gartengeheimniß.

„Ich halte sie bey ihrem Wort, rief mir Mamsell F*** schon entgegen, da sie mich wieder in dem vorigen Garten antraf. Sie haben mir einen neuen Naturroman versprochen, sobald wir wieder zusammen kämen. Hier bin ich, um ganz Ohr zu seyn. Und was lesen sie denn da?“

Eine schöne Stelle im Brüyere. Sie kommen zu rechter Zeit. Ich wünschte mir eine gute Seele, sie mittheilen zu können. Denn sie paßt sich recht auf alles, womit wir hier umgeben sind.

„In der Natur ist alles groß und bewundernswürdig. Nichts, woran man nicht den Meister erkennen sollte. Was darin unregelmäßig und unvoll-

vollkommen scheint, setzt Regeln und Vollkommenheiten voraus. Eitler und aufgeblasener Mensch! erschaffe mir nur einen Wurm, den du mit Füßen trittst, und verachtest. Du hast einen Abscheu vor der Kröte. Wie vortrefflich muß der Meister seyn, der nicht nur Werke macht, welche die Menschen bewundern; sondern auch Werke, vor denen sie sich fürchten?"

Wie gefällt ihnen die Stelle?

„Ganz vortrefflich. Mir fällt dabey die Blattmotte mit dem Kleidchen wieder ein. Eitler Mensch! mache doch einmal eine Blattmotte."

Ja! meine Liebe! So müssen wir die Werke der Natur betrachten, wenn sie uns auf der einen Seite unser menschliches Nichts; auf der andern aber den, über alle seine Werke unendlich erhabenen, Meister zeigen sollen. — —

Ob ich wieder etwas für sie habe? Allerdings. Etwas recht artiges. Fast noch sonderbarer als die Blattmotte. Ein neues Gartengeheimniß, das viele sehen, und sich doch nicht erklären können. Kommen sie nur hierher. An diesem Taxusbaume, was erblicken sie da?

„Das ist doch sonderbar. Ich sehe lauter kleine weiße Baumwollenhäufchen. Das hätte ich kaum gedacht, daß dieser Baum aus seinen Nadelblättern auch Baumwolle ausschwitzen sollte."

Sie haben Recht. Der Unkundige muß diese weiße Häufchen für Baumwolle ansehen. Mir selbst

ist

ist es so ergangen. Nehmen sie nur ein Flöckchen mit der Nadel auf.

„Wie ein gefallener Schnee. — Ey! was ist denn das? Das Häufchen lebt ja. Es bewegt sich. Da kriecht es hin. Sicher muß etwas lebendiges darunter stecken.“

So! meine Freundin! Das hab' ich eben gerne haben wollen. Das sollten sie erst selbst sehen. Sonst würden sie mir nicht glauben. Und das ist eben das Geheimniß. Kommen sie nun. Wir wollen noch ein Häufchen aufnehmen. Sie haben doch gute Augen. Ich blase etwas von dem weißen Zeuge ab. Was sitzt da unter dem Häufchen am Blatte? Sehen sie die grauen Pünktchen nicht?

„O ja! das sind ja wohl gar Eyer.“

Allerdings. Wir zählen sie durchs Glas. Es sind ihrer funfzehn. Hätten sie die Mutter nicht gestört; so würde sie vielleicht noch mehrere gelegt haben.

„Die Mutter? Wo wäre denn die?“

Sie haben sie ja auf der Hand. Hier unter dem Wollflockchen sitzt sie, oder, das ist sie vielmehr selbst. Ich will die Wolle mit der Nadel sauber abziehen. Da haben sie ein schwarzgrauliches Würmchen mit sechs Füßen. Da kriecht es hin. Wie sichs so ängstlich geberdet, da es die Luft anstoßt? Ich habe ihm sein Kleidchen genommen.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll.“

Ich weiß es wohl: Groß sind die Werke des Herrn! wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran! Vergleichen sie nur einmal die mannigfaltige Weisheit Gottes in den verschiedenen Arten von Bedeckung, die er den Thieren — und manchen Insekten insonderheit, zu ihren Bedürfnissen gegeben hat. Wie verschieden ist diese Wolle, womit dieses Würmchen bedeckt ist, von der Hülle, worin die Blattmotte steckte? — O! wie würden sie sich erst wundern, wenn sie das Schaumwürmchen unter seinem, aus hundert und mehr Perlblasen bestehenden, Schaumklümpchen *) sehen sollten?

„Sagen sie doch aber: wo nimmt denn das Würmchen die Wolle her; und wozu braucht es sie?“

Aus sich selbst schwitzt es sie aus. Es wird ganz damit bedeckt, und sie tritt unten völlig um die Mutter herum, wenn sie auf den Eyern sitzt. Gewiß! mehr, als eine Absicht muß dabey seyn: theils das Würmchen von außen zu beschützen: theils es gegen die Nachstellungen seiner Feinde unsichtbar zu machen: theils auch wohl die Eyer unter sich damit zu bedecken.

Nun haben sie die Erklärung meines neuen Geheimnisses. Allein wissen sie auch schon, was es eigentlich für ein Insekt ist, das sich unter dieser Wolle begräbt? Es macht den Uebergang zu den Blattläusen. Denn in der Natur ist alles eine Kette.

Man

*) Lesen sie doch in dem nützlichen Allerley, im I. B. die ersten Stücke von den regnenden Weiden.

Man nennt diese Insekten Blattsauger, oder Chermes. Sie finden sich im Grase, auf dem Buchsbaum, an den Weiden und an mehrern Arten von Pflanzen. Diese aber sind von einer ganz besondern Art. Denn nicht alle sind sie mit Wolle bedeckt. Was sie hier sehen, ist das vollkommene Insekt noch nicht. Es ist nur noch die Larve. Wenn sie vollkommen sind, bekommen einige unter ihnen Flügel, und springen. Daher nennen sie einige auch Blattflöhe. Ihre Flügel liegen, wie bey den Heuschrecken, und haben eine ganz andere Stellung, als bey den Blattläusen. Kurz; es sind ganz besondere Thierchen, von denen wir noch nicht einmal die Ursache recht wissen, warum sie da sind.

Diese, die wir da aufgenommen, haben nun wegen ihrer zerstörten Oekonomie ihren Lauf vollendet; ihre Nachkommenschaft aber in den Eyern zurückgelassen. Wollen sie Zeugin seyn, daß die Jungen aus den Eyern auskommen, und im Anfange so klein sind, daß sie mit bloßen Augen nichts, als die Bewegung dieser lebenden Pünktchen unterscheiden können; so dürfen sie nur ein Paar Zweige abschneiden, und solche in Arzneygläschen mit Wasser in ein großes Zuckerglas setzen.

Zuletzt aber lassen sie uns noch die Rechnung machen. Wie viele weiße Wollhäufchen sitzen allein auf diesem Taxusbaume? Jedes eine Mutter von wenigstens dreyßig Eyern. Wie viele werden also hier binnen wenig Tagen auskommen? — Und unser himmlischer Vater nähret sie doch?

LXI.

Besondere Stricke in den Papiermühlen.

So neu manchen die Gebräuche und Mißbräuche der Papiermacher in Deutschland gewesen sind, die uns das Journal von und für Deutschland bekannt gemacht hat *); so neu, glaub' ich, werden vielen in unserem Vaterlande auch die besondern Stricke seyn, deren sich einige Papiermacher zum Aufhängen der nassen Bogen bedienen. Ob sie in allen Papiermühlen von Deutschland eingeführt sind, kann ich nicht sagen. Daß sie aber in der Frankischen bey Wedderseleben im Fürstenthum Halberstadt gebraucht werden; davon bin ich ein Augenzeuge. Sie verdienen es, daß ich ihre besondere Eigenschaften und Absichten näher beschreibe, da die Materie, woraus sie bestehen, verschiedenen durchreisenden Naturforschern, die sie in meinem Kabinette sahen, unbekannt war.

Diese Stricke haben die Eigenschaft, daß sie durch die Feuchtigkeit nicht rotten; sondern vielmehr erhalten werden. Ein großer Vortheil für den Papiermacher, der sonst alle Jahre neue Stricke von Hanf und Flachs haben mußte, weil sie ihm durch die Feuchtigkeit verfaulten. Wie viel kann er nun in fünf bis zehn Jahren ersparen, da die Zahl der

Str cke,

*) Dritter Jahrg. 1786. 1stes St. S. 33.

Stricke, die in einer gangbaren Papiermühle gebraucht werden, nicht klein ist? Man ist wegen dieses kostbaren Artikels schon immer auf eine Abänderung bedacht gewesen, und hat Stricke aus Pferdehaaren verfertigen lassen; allein auch diese haben der Nässe kaum einige Jahre widerstehen können.

Die immer gütige Natur aber, die von je her durch ihre Freygebigkeit den Bedürfnissen der Menschen aus ihrem unerschöpflich reichen Magazin zu Hülfe gekommen ist, hat endlich auch die Materie zu diesen unverweslichen Stricken hergegeben, und sich dieses Geheimniß von den Menschen ablernen lassen. Sie erzeugt unter dem Wasser, in Flüssen, Seen und Meeren Pflanzen, deren Element das Wasser ist, und die also alle Feuchtigkeit aushalten, und nicht versaulen, wenn sie wieder in die Nässe gebracht werden. Aus solchen Meer- und Wasserpflanzen sind unsere Stricke gemacht, die man in den Papiermühlen jetzt mit so großem Vortheil gebraucht, und die in Jahrhunderten nicht vergehen, wenn sie nicht zu lange aus ihrem Elemente gelassen werden.

Der Papiermüller erzählte mir ihre Geschichte, so gut er sie wußte. Das Vaterland dieser Stricke, sagte er, sey Ostindien, wo sie aus einer Art von Meergrase, wie ers nannte, oder einer etwas groben Conferva (Meerwatte), von den Sklaven verfertiget würden. Die Farbe ist fahlbraun, und die Fasern hohl. Ich habe einige der letztern unter das Vergrößerungsglas gelegt. Brachte ich ein Tröpfchen Wasser ans Ende; so sahe ich deutlich, wie sich

die Feuchtigkeit in der hohlen Rinne hinzog, und die Faser aufquoll.

Die Entdeckung, sagte er, sey erst in diesem Jahrhundert geschehen. Man habe zuerst dergleichen Stricke zum Schnüren der Ballen und Kisten gebraucht, welche der Witterung und Feuchtigkeit ausgesetzt wären. Zuerst wären sie aus Kopenhagen ins Hollsteinische gekommen, da ein dänischer Papiermacher einem abgebrannten Verwandten damit ausgeholfen. Von da wären sie ins Lüneburgische geführt, und so weiter, erst vor einigen Jahren, in Deutschland bekannt geworden. Jetzt sey es ein ordentlicher Handelsartikel. In Braunschweig befinde sich davon eine Niederlage: der Zentner zu fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Thaler in Louisd'or.

Diese Stricke müssen erst ins Wasser gelegt werden, ehe das feuchte Papier darauf gehängt wird. Ein offenbarer Beweis, daß sie aus Pflanzen bestehen, die unter dem Wasser wachsen, und in keiner Feuchtigkeit verfaulen.

Ich vermuthe, daß diese Stricke aus einerley Pflanze bestehen, woraus in Indien, besonders in Spanien, Taue, Seile, Stricke, Segeltuch, Matten und andere dergleichen Sachen verfertiget werden. Es ist das, schon längst bekannte, Federgras; Pfriemengras; Spartogras *), davon es verschiedene Arten giebt. Das brauchbarste darunter ist das

*) Stipa.

das zähe Federgras *). In Frankreich, besonders in Provence, Languedoc und Roussillon, ist diese Kunst durch einen neuern geschickten Botaniker ungemein verbessert worden. Das letztere Gras ist das wirkliche Sparsum der Lateiner, und heißt noch in Spanien Sparto **).

Aus Syrien soll es zuerst nach Spanien gekommen seyn, und sich daselbst vermehrt haben. Daselbst wächst es nur auf sandigen Hügeln, vornehmlich um Granada und Carthagena; das beste um Valenzia. Ehedem haben die Geistlichen und andere Einwohner in den Gebirgen von Spanien davon Schuhe getragen, welche Calcei Spartei hießen. Noch jetzt soll es Mode seyn. Die Sohlen bestehen ganz und gar aus Schnüren, die aus diesem Grase gesponnen werden. Man behandelt es, wie Hanf, trocknet und spinnt es. In Indien sind diese Sohlen, unter dem Namen Spartillen, bey den Einwohnern warmer Gegenden, welche sandige und steinige Wege zu gehen haben, sehr bequem, zumal, da sie der Nässe widerstehen. Aus Spanien wird damit ein ordentlicher Handel nach Indien getrieben, und im Lande selbst werden daraus Matten, Körbe, Seile und Taue verfertigt.

Was doch die Natur nicht alles dem Menschen giebt!

*) Stipa *tenacissima* Linn.

**) Clusius ist der erste, der davon Nachricht gegeben hat, und seine Abbildung ist der, im 9ten B. des Schauplatzes der Künste und Handwerke, weit vorzuziehen.

LXII.

Ueber den Biß toller Hunde und anderer wüthenden Thiere; nebst den besondern Spuren der dabey waltenden Vorsehung *).

Unter allen Krankheiten, welchen der Mensch auf dieser Erde unterworfen ist, ist wohl keine schrecklicher, als die Wasserscheu und Hundswuth, welche von dem Biß eines tollen Hundes, oder eines andern wüthenden Thiers entsteht. Schrecklich ist sie, theils wegen der schrecklichen Umstände, die sich dabey ereignen; theils wegen der schrecklichen Todesart, welcher der Gebissene überliefert wird; theils wegen der vielen falschen und ungewissen Mittel, die Jahr-

*) Ich habe bereits im 5ten B. des nützlichen Allerley S. 380. dazu einige Beyträge geliefert; nachher aber ist mir ein Buch zu Gesicht gekommen: R. Hamilton's, zu London, Bemerkungen über die Mittel wider den Biß toller Hunde, und andrer wüthenden Thiere, nebst Widerlegung des Irrthums vom Wurmnehmen: übersetzt von Dr. Michaelis. Leipz. 8. 1787, welches die wichtigsten, und fast für Jedermann unentbehrlichsten Bemerkungen enthält, daß ich mich bey dieser, die Wohlfarth des ganzen Menschengeschlechts angehenden, Sache nicht habe enthalten können, meinen Lesern daraus einen gemeinnützigen Auszug, und ich hoffe, nicht ohne Dank, mitzutheilen.

Jahrhunderte dagegen angewendet sind; theils wegen des so lange, als gewiß beybehaltenen Vorurtheils: du bist nach achtzehn bis zwanzig Jahren nicht sicher, daß das Gift noch ausbreche. Eine so grausame Furcht, die den Menschen Zeitlebens gequält hat, und mit der beynahe keine andre zu vergleichen ist. Denn jede andere nimmt doch unter gewissen Umständen ein Ende; diese nicht. Desto mehr Dank sind wir auch der gnädigen, und bey den schrecklichsten Gefahren des Menschenlebens, allezeit wachenden Vorsehung schuldig, daß sie nicht nur Warnungs- und Vorbauungsmittel; sondern auch wirkliche Hülfs- und Trostmittel dem Menschen gegeben hat, worunter diejenigen, welche die Furcht vor dem sich so viele Jahre haltenden Gift vereiteln, die vorzüglichsten sind.

1) Das erste, womit der Verfasser dieser, allen Menschen zum Trost geschriebenen, Schrift beginnt, ist der Beweis: daß Vorbauungsmittel vor diesem Unglück in unserem Vermögen stehen. Die schreckliche Wasserscheu ist eine krampfige Beschaffenheit der zum Hinterschlingen bestimmten Theile. Die eigentliche zuverläßige Wasserscheu ist noch in keinem Falle kurirt; sie macht aber auch in wenig Tagen ein Ende. Doch sind wir im Stande, durch frühzeitige, und ununterbrochen angewandte Mittel, derselben glücklich auszuweichen. Schon eine dankenswerthe Wohlthat! Die hieher gehörige Krankheit der Menschen entsteht zwar von der Wuth mehrerer Thiere, vorzüglich aber der Hunde; allein weder die Wasser-

scheu; noch vielweniger die eigentliche Wuth ist als nothwendiger Zufall damit verbunden. Eine schätzbare Bemerkung, die uns erst die rechte Einsicht in die Natur der Krankheit giebt! Ein Umstand, den gewiß viele Aerzte noch nicht gewußt, vielweniger bey der Kur recht beherziget haben!

2) Eine der wichtigsten Fragen: welches sind die wahren Kennzeichen der angehenden Wuth eines Hundes? Hierbey werden ganz besondere Spuren der höchsten warnenden Vorsehung vorkommen, worauf ich meine Leser bitte, vorzüglich aufmerksam zu seyn. Wie viele Menschen sind hierin noch so unerfahren, daß sie unbedachtsamer Weise in ihr eigenes Unglück rennen. Zumal wenn sie eine so unvernünftige Liebe gegen die Hunde haben, daß sie ihnen im höchsten Grade der Krankheit noch zu schmeicheln im Stande sind.

Der Hund gehört unter die Thiere, die dem Menschen besonders ergeben sind, und ihm die größte Treue beweisen. Ein Hund verläßt eher seines gleichen, als daß er seinem Herrn untreu wird. Ein Umstand, der von der Vorsehung nicht vergeblich in seine Natur gelegt ist! Alle diejenigen, welche ihre Hunde genau kennen, und sehr an sie gewöhnt sind, als Förster, Jäger, Hirten, Knechte, Fleischhauer, selbst Hausherren, können aus seinem Betragen eben so leicht wissen, ob er krank ist, als wenn sich Jemand von der Familie unpäßlich befindet. Obgleich die Wuth im Anfange nicht mit der größten Zuverläßigkeit von andern Krankheiten, mit denen sie verschiedene

schiedene Zufälle gemein hat, kann unterschieden werden; so zeigt sichs doch in kurzer Zeit durch eigene Merkmale, wie es mit ihm beschaffen ist.

Die wahren Kennzeichen, nach eigenen Bemerkungen, aus bewährten Zeugnissen, und nach unleugbaren Thatsachen, sind folgende:

a) Der Hund, der wüthend wird, ist auf das Fressen nicht mehr so begierig, als sonst. Zwar läßt ers nicht unangerührt; wenn man aber genau Acht giebt; so findet man, daß er es mit einer Art von Widerwillen und Gleichgültigkeit frißt.

b) Seine Lustigkeit verläßt ihn, und verwandelt sich in eine mürrische und traurige Laune. Dies ist eins der untrüglichsten Kennzeichen, und bey dem Hunde so leicht, als bey dem Menschen, zu bemerken. War er sonst lustig und munter; so hängt er jetzt die Ohren, und springt seinem nach Hause kommenden Herrn, oder einer andern Person aus der Familie, nicht mehr so lustig entgegen. War er sonst nicht zu halten, wenn der Herr Hut und Stock zum Ausgehen nahm; so bleibt er jetzt dagegen, was sonst seine größte Freude war, unempfindlich.

c) Er bekommt trübe Augen, und sie fangen an, starr zu stehen. Dies ist gleichsam die erste Periode der bevorstehenden Krankheit; aber noch immer kein wahres charakteristisches Zeichen der nahe seyenden Wuth.

Die zwote Periode hat schon deutlichere Kennzeichen. Denn

d) in einem, oder zween Tagen läßt der Hund Fressen und Saufen unangerührt.

e) fliehet andere Hunde, und andere fliehen vor ihm. Kann ihm der gesunde nicht ausweichen; so fällt er ihn doch nicht an; sondern sucht ihm ängstlich zu schmeicheln, damit er ihn nicht beiße.

Hier ist die Weisheit der gütigen Vorsehung nicht zu verkennen, welche die Thiere mit einer, ihnen von Natur eigenen Kenntniß, die zu ihrer Erhaltung nöthig ist, versehen hat. In keiner andern Krankheit, als in dieser, fliehen die Hunde vor einander.

Tritt aber die letzte Periode der Wuth ein;

f) so verläßt der Hund seinen bisherigen Aufenthalt, und rennt blind fort, ohne Absicht, und ohne zu wissen, wohin?

g) Dann schnappt er in der Wuth nach jedem ihm vorkommenden Thiere, und beißt in alles, was ihm vorkommt. Ja! er kennt keinen mehr; seinen eigenen Herrn nicht, und beißt nach ihm. In zwey oder drey Tagen stirbt er an Konvulsionen.

Kürzer. Zuerst äußert sich eine mürrische und traurige Laune, nebst einer Abneigung gegen Fressen und Saufen. Die Augen werden trübe; der Gang wankend, bald langsam, bald geschwind, stoßweise. Die Zunge hängt ihm aus dem Halse, und es fließt ein zäher schäumender Geifer heraus. Den Kopf trägt er nun tief, und läßt den Schwanz hängen. Er schnappt nach allem, was ihm in den Weg kömmt, fällt Menschen und Thiere an, kennt seinen Herrn

nicht mehr, hört auf zu bellen, oder es geschieht doch mit heiserer Stimme. Alle Hunde fliehen ihn. Dies letzte das entscheidendste Zeichen der wahren vorhandenen Wuth.

Sind dies nicht warnende Zeichen für den Menschen, wodurch ihm die Vorsehung selbst Winke giebt, auf seiner Hut zu seyn? Nach diesen verschiedenen Perioden könnte man bey geringer Aufmerksamkeit auf den Hund, einem jeden Zufall seines Bisses entgehen. Denn in der ersten Periode beißt der Hund noch nicht um sich her, und läßt sich von Jedem, den er kennt, ohne Gefahr, behandeln. Die Klugheit sollte uns schon gebieten, bey dem mindesten Verdacht, den Hund anzulegen, zu tödten, oder in solche Lage zu setzen, daß er keinem schaden könne, bis der Verlauf der Krankheit eine sichere Belehrung gäbe. Denn ziemlich binnen zehn Tagen, öfters noch kürzer, klärt sich die Sache auf, ob der Hund toll wird, oder ob er geneset.

LXIII.

Fortsetzung des zwey und sechzigsten Stücks.

3) Was ist vor allen Dingen zu thun, wenn ein Mensch von einem tollen Hunde gebissen ist? Wen sollte es nicht freuen, daß der V. auch die Layen und Unerfahrnen, aus der innern Einrichtung unsers Körpers belehren will, und ihnen

zum

zum großen Troſt beweiſet, daß das Gift, das in der Folge ſo ſchrecklich wird, es im Anfang gar nicht iſt, und, wenn man frühzeitig genug zu Werke geht, gänzlich aus der Wunde herausgeſchafft werden kann, und der Gebiſſene nichts mehr zu befürchten hat. So hat die gütige Vorſehung ſchon unſern Körper, auch gegen dieſe Gefahr ſichern wollen.

Durch glückliche, wiewohl ſehr mühſame Unterſuchungen der Zergliederer, hat man ſowohl im menſchlichen, als thieriſchen Körper eine Art von Gefäßen entdeckt, die in der thieriſchen Leibesbeſchaffenheit von größter Wichtigkeit ſind. Man nennt ſie Milch- auch Waſſergefäße, weil die Feuchtigkeiten, die ſie enthalten, eine milchartige Farbe haben. Nicht der kleinſte Theil unſeres Körpers wird verwundet; es werden einige derſelben mit getroffen, und jede Feuchtigkeit, die nur fein genug iſt, durch dieſelben mit durchzugehen, wird auch von ihnen eingeſogen, und durch verſchiedene Kanäle endlich in die Blutmaſſe geführt. Eine bewundernswürdig weiſe Einrichtung des Schöpfers, uns auch gegen Gifte zu verwahren. Denn es erhellet aus ihrer Einrichtung, daß die Gifte nicht ſogleich ins Blut gehen. Vermögen wir alſo die, in ihnen enthaltenen Feuchtigkeiten auf ihrem Wege zum Herzen aufzuhalten; ſo würden wir auch die daher kommenden Wirkungen einer jeden Art, ohne Ausnahme, und alſo auch die eingeſogenen Gifte, aufhalten können. Eine Wohlthat der Vorſehung, die wir

in

in jedem Fall, besonders bey dem Biß wüthender Thiere, nicht genug schätzen können!

Durch Vernunftschlüsse ist es nicht auszumachen, wie bald das Gift eines wüthenden Thiers den höchsten Grad erreicht, daß es inkurabel wird. Dazu treffen verschiedene Umstände zusammen: z. B. der körperliche Zustand des Menschen zu der Zeit, da er gebissen worden; selbst auch die Natur des eingesogenen Gifts. Die Erfahrung ist hier der sicherste Wegweiser. Denn verschiedene Gifte wirken auch nicht in einer und eben derselben Zeit. Bey einerley Gift aber und Krankheitsstoff ist auch die Wirkung einerley, wenn nicht die unterschiedenen Naturen der Körper selbst Abweichungen veranlassen. Anders wirkt das Pockengift; das Gift der Lustseuche, der Viper, der Schlangen, u. s. w. Also auch das Gift der wüthenden Thiere, vorzüglich des tollen Hundes, so daß der Gebissene und Verunglückte den Gang des eingesogenen Gifts deutlich bemerken kann. Das Ausschneiden des verletzten Theils würde fruchtlos seyn, wenn man Ursache zu vermuthen hätte: das Gift sey schon weiter gegangen, als es das Messer erreichen könnte. Allein frühzeirig genug, wenn der Fall noch ganz frisch ist, und wenn die kleine Entzündung der Wunde lehrt: das Gift sey wirklich mitgetheilt; dann ist das Ausschneiden das sicherste und entscheidendste Mittel, weil dadurch das Gift aufgehalten, und ganz weggenommen wird. — Ein Frauenzimmer zu Edinburgh wurde zu spät gebrannt. Es hatten sich schon Spuren der Wasserscheu gezeigt,

die

die sich gemeiniglich in der fünften und sechsten Woche zu äußern pflegt. Aber man vernichte nur die ganze durch den Biß verwündete Parthie, und schneide alles zerrissene und verwundete Fleisch heraus. Dann läßt sich aus den vernünftigsten Gründen, und aus der uns bekannten Verrichtung der lymphatischen Gefäße schließen, daß die Krankheit der Wasserscheu nicht hinterher ausbrechen werde. Daneben können immer auch verschiedene Wundarzeneyen äußerlich gebraucht werden. Alsdann kann man sicher behaupten: daß dieses Mittel noch zur Zeit das einzige sey, wodurch man in seiner Gewalt hat, dem Tode in dieser traurigen und lebensgefährlichen Krankheit zu entgehen.

4) Was ist vom Aussaugen der Wunde zu halten? Es kann ohne Gefahr geschehen, wenn der Speichel mit dem Gifte gleich ausgeworfen wird, und der Saugende inwendig im Munde, oder an den Lippen keinen Fehler hat. Allein es ist und bleibt doch immer gefährlich. Wie fein ist das Oberhäutchen der Lippen? Wie leicht kann da eine Verwundung entstehen? Beym Saugen geschieht es fast immer, daß das Zahnfleisch und die Zähne Blut geben, zumal wenn ein schadhafter darunter ist. Kommt nur etwas Gift in das Blut; so ist der Mensch verloren. Es kann auch hinten im Schlunde, in den Drüsen, u. s. w. etwas sitzen bleiben. Also allezeit ein gefährliches Mittel. Folgendes Beyspiel ist erschrecklich, und zeigt, was für traurige Folgen es haben könne, wenn man unvorsichtiger Weise

Gift

Gift von einem tollen Hunde in den Mund genommen hat. Ein junges Frauenzimmer wird von einem tollen Hunde in die Schürze gebissen; aber weiter im mindesten nicht verletzt. Noch ehe der Fleck recht trocken und ausgewaschen war, fängt sie an, solchen auszubessern, und, aus Gewohnheit, am Ende der Naht, den Faden mit den Zähnen abzubeißen. In wenig Wochen fiel sie in die Wasserscheu, und starb nach den gewöhnlichen Zufällen ohne Rettung. Eine andere Weibsperson will einen von einem tollen Hunde zerrissenen Mantel ausbessern. Sie befeuchtet die Säume mit der Zunge, und legt die Zipfel und Ränder des zerrissenen Theils mit den Lippen zurechte. In drey Tagen fällt sie in die Hundswuth, und stirbt. Ein Bauer, den man in der Wuth an Ketten gelegt hatte, bat, da er sich etwas erholt hatte, und hörte, daß er bald sterben würde: man möchte ihm erlauben, aufzustehen. Aus unvorsichtigem Mitleiden machte man ihn los. Er küßte seine Kinder, und starb gleich nachher. Binnen sieben Tagen starben alle seine Kinder hinterher an der nämlichen Krankheit.*) Ein andrer küßte aus Affenliebe seinen tollen Hund noch einmal, ehe er ihn tödten ließ, und starb an der Wuth.

Die

*) Ein ganz neuerliches Beyspiel, von einer Frauensperson, die den Faden eines, von einem tollen Hunde zerbissenen Tuchs, abgebissen hatte, und an der Wuth gestorben war, erzählt der Bergrath Buchholz in der 1784 dem Weimarischen Kalender beygefügten Volksbelehrung wegen des tollen Hundsbisses.

Die Häutchen der Lippen an der innern Seite des Mundes, des Schlundes und der Zunge sind außerordentlich fein. Das Gift kann also sehr leicht, und auch sehr geschwind von den lymphatischen Gefäßen dieser Theile eingesaugt, und in den Körper verbreitet werden. Daß aber schon der bloße Athem eines wüthenden Thiers ansteckend sey, ist schwerlich zu glauben, da zur Ansteckung eine unmittelbare Berührung des Thiers erfordert wird.

Die Alten aber haben doch bey giftigen Schlangenbissen das Aussaugen der Wunde empfohlen. Allein wie vorsichtig verfahren dabey die Indianer, wenn sie es thun? Sie reiben zuvor den Mund, Zähne und Zahnfleisch stark mit Oehle aus, und wiederholen solches bey wiederholtem Saugen. Ein Mann in London wurde von einer, aus Virginien mitgebrachten, Klapperschlange gebissen; aber durch Aussaugen der Wunde nach obgedachter Art kurirt.

Instrumente, die von dem Gift toller Hunde begeifert und nicht abgewischt worden, können lange Jahre nachher noch schädlich werden. Wie wirkt eine mit Pockengift bestrichene Impfnadel? Ein junger Mensch schleift einen alten rostigen Degen, womit vor vielen Jahren ein toller Hund getödtet worden; schneidet sich aber dabey in den Finger, fällt in die Wasserscheu und stirbt.

5) Andere gute Mittel empfohlen. Ein Schröpfkopf, oder eine gläserne Flasche mit enger Oeffnung leisten eben die Dienste, als das gefährliche Aussaugen.

gen. Das Brennen der Wunde mit dem glühenden Eisen ist zwar unter gewissen Umständen kräftig und sicher; es gehört aber immer mehr Zeit dazu, als zum Ausschneiden. Das Gift kann tiefer dringen, und dabey darf keine Minute verloren werden. Das Ausschneiden kann ohne Umstände auf frischer That, und ohne Zeitverlust geschehen. Dabey aber muß die Wunde durch Fontanelle, spanische Fliegensalbe, oder andere Aetzmittel, verschiedene Monate bey reichlicher Eiterung, wenigstens sechs Monate, und noch länger, desto besser — offen erhalten werden. Auf solche Weise hat der Verfasser drey Patienten, die alle drey von einem und eben demselben tollen Hunde gebissen waren, glücklich kurirt. Der Biß eines tollen Hundes ist ein Lokalübel, und muß daher nur äußerlich behandelt werden. Innerliche Mittel helfen nichts. Bey sechs glücklichen Kuren hat man nach dem Ausschneiden sich nicht einmal der Schröpfköpfe, sondern blos warmes Wassers bedient, um das Bluten eine Zeitlang recht reichlich zu unterhalten. Aderlassen, Laxiren und der äußerliche Gebrauch des Camphers ist gefährlich, weil durch die Ausleerung der Gefäße die Resorption vermehrt, und das Gift desto geschwinder in die Blutmasse geführt wird.

LXIV.

Fortsetzung des drey und sechzigsten Stücks.

6) Was ist zu thun, wenn der Biß ins Gesicht, in die Backen, Nase und Lippen geschehen? Freylich gefährliche und bedenkliche Stellen. Doch immer besser, das Wegschaffen der verletzten Stellen, wenn auch das Gesicht verschimpft würde, zu wählen, als das Leben aufs Spiel zu setzen. Ist der Biß durch die Backe durch und durch gegangen, und auch das Gift an die inwendige Seite des Mundes gekommen; so ist das Messer nicht anzubringen. Aetzmittel sind da das Beste, und der Mund öfters mit jedem Salzwasser auszureiben. Ein Quentchen gemeinen Aetzsteins (Lap. Caust.), in einem Pfunde Wasser aufgelößt, die Lauge gewärmt, und damit die Wunde ausgewaschen, auch übergeschlagen, thut vortrefliche Dienste. Ebenfalls bloßes gewärmtes Wasser zum Auswaschen der Wunde, weil dadurch der Ausfluß des Gifts und des stockenden Bluts ungemein befördert wird. Man feuchtet auch etwas Schießpulver an, bringt es in die Wunde, und zündet es an. Dadurch wird das Gift plötzlich herausgeschafft.

7) Den sogenannten spezifischen Mitteln ist gar nicht zu trauen. Dahin gehören z. B. gebrannte Krebse; die berufenen Opiate des Scribonius Largus; das ausgeschrieene Pulver des Palmerius;

das aus mineralischem Turpith gemachte Pulver; Zinn und Mithridat; die Hundsrosen, oder die bey uns Deutschen bekannte Hagebuttenwurzel, mit dem daran wachsenden Schwamme. Dies heißt bey den Siziliern Allheil, und soll in heiligen Erscheinungen offenbart seyn. Ferner die gebratene Leber des tollen Hundes, wenn sie von dem Patienten gegessen wird. Die Pimpinellwurzel, wenn dies Geheimniß gleich von Heinrich dem Zweyten, König von Frankreich, auf dem Todbette seinem Leibarzte entdeckt seyn soll. Das Ormskirkische Pulver aus gebrannten Austerschalen, Alaun, armenischem Bolus, Alantwurzelpulver, mit sechs Tropfen Anisöhl abgerieben, worauf das englische Publikum ein unumschränktes Vertrauen gesetzt, und welches doch in den meisten Fällen gar nichts geholfen hat. Ingleichen das Tunquinische Pulver, aus Tunkin, welches die Chinesen als untrüglich empfohlen haben. Es bestehet aus zwanzig Gran gemachten Zinnober, und sechzehn Gran Bisam. Weiter das grüne Ledermoos (Lichen terrestris cinereus) mit schwarzem Pfeffer. — Das Judasohr, oder der sogenannte Hollunderschwamm. Insonderheit das hochberühmte Spezifikum von dem Maywurm, oder Gehlkäfer, mit vielen bedenklichen Sachen versetzt, und von den gefährlichsten Wirkungen. Weit zuversichtlicher, als das alles, die Belladonnawurzel.*)

*) Nach der neuerlichst gemachten Entdeckung des Dr. Münch in seiner Abhandlung von der Belladonna und ihrer Anwendung 1785.

Auf das kalte Bad und Queckſilber kann man ſich eben ſo wenig verlaſſen.

Man hat Fälle, da auf einmal ein und zwanzig Perſonen von einem tollen Hunde gebiſſen worden. Sie brauchten auch nicht das geringſte Mittel, und kein einziger bekam die Krankheit. Wie viel kommt alſo auf gewiſſe körperliche Umſtände an, wenn das Gift wirken, und nicht wirken ſoll. Und dergleichen ſind es gemeiniglich geweſen, die den hochberühmten Spezificis den Kredit gebracht. Sie haben nichts — die Natur hat alles gethan.

Bey Fällen, wo der Biß durch Kleider, Strümpfe, Handſchuhe und Stiefeln gegangen, darf man nicht zu ſicher ſeyn. Eine ſechzigjährige Frau, wo der Hund durch zween Frießröcke gebiſſen, den Theil nur gequetſcht, und gar nicht ſichtbar verwundet hatte, bekam doch die Waſſerſcheu.

8) Eine der wichtigſten Fragen: wie viel Zeit wohl nach dem Biſſe verfließen muß, ehe man alle Furcht vor traurigen Folgen völlig bey Seite legen kann? Die Entſcheidung dieſer Frage iſt eine der größten Wohlthaten für das menſchliche Geſchlecht!

Die Speichelſäfte eines wüthenden Thiers gehören in die Klaſſe der ſchwächern Gifte, und erfordern meiſtentheils eine geraume Zeit, ehe ſie ihre Wirkung zeigen. Ja der Zeitraum iſt oft länger, als man ihn bey irgend einer Giftart antrifft. Aus dieſer Urſache kommt es allein, daß ſo wenige von wüthenden Hunden gebiſſene in die ſchreckliche Krankheit der Waſſerſcheu verfallen.

Wie

Wie lange hat man davon das Gegentheil geglaubt, und das Gift des tollen Hundes für das schnell wirkendste und schrecklichste gehalten? Wie viel kommt also auf eine vernünftige Untersuchung aller Umstände einer Sache an? Es ist dies eine desto weisere Vorsorge unsres gütigen Schöpfers, da die Folgen des einmal in Wirksamkeit gesetzten Gifts so äußerst fürchterlich sind, und da man es bisher eben so wenig, gründlich zu bestimmen, als zu vernichten im Stande gewesen ist.

Bey allem Unterschiede der körperlichen Beschaffenheit, wodurch der Grad der Heftigkeit oder Wirksamkeit des Gifts oft so sehr verändert wird, ist die Periode des Ausbruchs der Krankheit von der Zeit des Bisses nicht so sehr entfernt, oder unbestimmt, wie einige geglaubt haben. Die Erzählungen und Fakta, daß sich das Gift noch nach vielen Jahren — nach achtzehn bis zwanzig Jahren, — wenn es so lange im Körper geruhet hätte, äußern und noch ausbrechen könnte, sind vielen Zweifeln unterworfen. Es sind alle mögliche Fälle untersucht, und es ist kein einziger gefunden, wo das Gift länger, als höchstens neunzehn Monate geruhet hätte. Und dieser Fall ist auch nur der einzige. Der große Hunter zieht auch diesen noch in Zweifel, und schreibt: „die längste Periode, in der das Gift unwirksam bleiben kann, ist ohne Zweifel eilf Monate, und ich kann mir nicht vorstellen, daß die Zeit des Ausbruchs so unbestimmt seyn sollte, als man vorgiebt.“ Ein Gebissener, der nichts empfindet, kann nach Ablauf

eines Jahrs, höchstens einer Zeit von funfzehn Monaten, auch wohl in einem noch kürzern Termin, alle Furcht verschwinden lassen. Die häufigsten Fälle sind diejenigen, wo die Krankheit binnen vier Wochen und drey Monaten ausgebrochen ist. Vor eilf Monaten wurde ein Pachter bey Kirby Stephen durch einen Lärm in seinem Kuhstalle aufgeweckt. Er fand eine Kuh mit einem Fuchse in vollem Streit. Er suchte sich desselben zu bemächtigen, wurde aber von dem Thiere heftig in die Hand gebissen. Nach drey Wochen wurde die Kuh, wie auch einige Schweine, und noch andere Thiere rasend. Dieses beunruhigte ihn sehr. Er gieng nach Ormskirk, holte sich das Arcanum, und brauchte es nach Vorschrift. Bis zur Montagsnacht fühlte er nichts; Tags darauf aber empfand er einen Schmerz in der verwundeten Hand, der sich der Länge nach bis in die Schulter zog. Noch an diesem Abend fiel er in die Wasserscheu, und starb Donnerstags darauf.

Daß es keine geringe Wohlthat ist, dem Menschen die erschrecklichste Furcht unter allen zu nehmen, bedarf keines Beweises. Die Tradition, daß das Wuthgift länge Jahre im Körper verborgen liegen, und doch noch ausbrechen könne, hat den Verfasser dazu gebracht. O! wie muß dieser Gedanke die Furcht vervielfältigen, und in dem Grade erhalten, daß sein ganzes Leben dadurch angst- und kummervoll gemacht wird, so daß er keine ruhige Stunde mehr hat, welches fast ärger ist, als der Tod selbst.

Gott!

Gott! welche traurige Folge von dem Satze des so langen und ungewissen Termins!

Ein gewisser Herr wurde von einem, seiner Meynung nach, tollen Hunde gebissen. Wegen der gewöhnlichen Folgen überfiel ihn eine große Furcht, die ihm stets im Sinne lag, und jede Minute seines Lebens trübte. Es vergiengen zwölf Jahre dieses qualvollen Lebens, ohne daß er das geringste spürte; gleichwohl war er nicht im Stande, seine Furcht aufzugeben. Beständig bat er die Seinigen, während dieses langen Zeitraums, sie sollten ihn, wenn er in die Wuth verfiele, nur nicht in Betten ersticken, sondern ihm lieber in seinem Garten soviel Blut lassen, bis er davon stürbe.

Wie viel andere mögen sich nicht aus gleicher Furcht Zeitlebens mit solchen ängstlichen Vorstellungen gequält haben? Denn dies Unglück kann jeden treffen, daß er von einem Hunde gebissen wird, den er für toll hält, und nicht erfahren kann, wo der Hund hingekommen, oder ob er wirklich toll gewesen ist. Kann doch die bloße Furcht und Einbildung bey manchem Patienten, der von keinem wirklich tollen Hunde gebissen worden, und also nicht das mindeste Wuthgift in den Körper bekommen hat, eben dergleichen Zufälle, als bey der Hundswuth, zuwege bringen. Ein Mensch wurde von einem Hunde gebissen, von dem er nicht wußte, ob er toll war oder nicht. Die Furcht, in die Wasserscheu zu fallen, vermochte so viel über ihn, daß er wirklich krank wurde, und sich beredete: daß er schon alle

Zufälle der Wasserscheu fühlte. Erst einige Wochen nach dem Bisse kam ein sehr angesehener Arzt zu ihm. Er fand ihn in solchen Zufällen, die ein flüchtiger Beobachter, zumal unter diesen Umständen, für wirkliche Symptome der Wasserscheu würde gehalten haben. Allein der einsichtsvolle Arzt behandelte den Fall wie eine Nervenkrankheit, und suchte den Patienten von der wahren Beschaffenheit der Umstände aus augenscheinlichen Gründen zu überzeugen, so daß der Patient in kurzer Zeit hergestellt wurde.

9) Es ist falsch, daß alle Patienten bey der Hundswuth an Wahnwitz sterben, und vorher den Umstehenden schaden, oder sie beißen. Die Erfahrung und alle Beobachter der Krankheit bezeugen das Gegentheil. Viele haben während der Krankheit eben so vernünftig, als in gesunden Tagen, auch mit andern sprechen können. Ohngefähr am letzten Tage der zu Ende gehenden Krankheit, die auch nicht lange dauert, zeigt sich Wahnwitz und Raserey in einem ziemlich hohen Grade, und hält auch, wenn er einmal ausgebrochen ist, eine geraume Zeit an. Dennoch finden sich Zwischenzeiten, wo der Patient seiner Vernunft wieder mächtig ist. Man bemerkt auch im geringsten nicht bey ihm irgend eine Neigung, Jemand zu schaden, oder zu beißen. Diese Anfälle von Wahnsinn sind doch keinesweges Raserey oder Tollsucht zu nennen.

Aus diesem Irrthum entspringt das unmenschliche Verfahren, die Potienten in dieser Krankheit

in

in Betten und Kissen zu ersticken. Da die Krankheit von kurzer Dauer, und obgleich die eigentliche Wasserscheu unheilbar ist; so ist es doch Menschenpflicht, dem Patienten alle mögliche Erleichterungen zu verschaffen; nicht aber das Leben abzukürzen. Van Swieten erzählt sogar: daß diese Grausamkeit wirklich mit Genehmigung der Obrigkeit sey ausgeübt worden, und setzt hinzu: ist es nicht unmenschlich, einem Menschen das Leben zu nehmen, weil man ihn nicht kuriren kann? Der alte Tulpius eifert schon dagegen: es ist unnöthig, dergleichen Patienten das Leben mit in den Mund gesteckten Kissen abzukürzen. Sie sterben ohnedies in kurzer Zeit; indem selten einer den dritten oder vierten Tag überlebt.

LXV.

Fortsetzung des vier und sechzigsten Stücks.

10) Ob der Speichel der Kranken ansteckend sey, — und ob sie wie Hunde bellen? Freylich wäre es eine Ursache, besorgt zu seyn, wenn man von einem, mit der wahren Wasserscheu behafteten Menschen gebissen würde; allein man hat noch keine Beyspiele, daß die Krankheit durch Menschen wäre fortgepflanzt worden. Es hat Leute gegeben, welche den wasserscheuen Patienten, den zähen klebrichten Schleim, der ihnen die meiste Noth macht,

aus dem Munde genommen haben, und nicht nur unbeschädigt; sondern auch von aller Krankheit frey geblieben sind. — Das Hunde ähnliche Bellen, davon soviel gelogen ist, ist nichts weiter, als eine angestrengte wiederholte Bemühung, den zähen Speichel los zu werden. Dies verursacht den Patienten eben die unangenehme Empfindung, als das Wasser selbst, wovor sie sich so sehr scheuen. Auch wird die Stimme dadurch in ihrem natürlichen Ton verändert. Das übrige ist nichts, als ein bloßes gewaltsames Aufhusten und Räuspern, den in der Kehle steckenden beschwerlichen Schleim herauszubringen. Dies hat die Einbildung zum Bellen umgeschaffen, und warum? weil der Patient von einem Hunde gebissen sey.

11) Was von dem Wurmnehmen des sogenannten Tollwurms der Hunde zu halten sey: Eine Meynung, der man bald zwey tausend Jahre ergeben gewesen, und deren Ungrund erst in diesen Zeiten entdeckt ist. Einige haben den Theil, der dem Hunde unter der Zunge herausgelößt wird, bald einen Nerven, bald eine Drüse genannt, und behauptet, daß der Hund der Wuthkrankheit nicht mehr unterworfen sey, wenn ihm dieser Theil genommen wäre. Es ist aber ein Theil, der sich mit der Zunge bey ihrer Wurzel verbindet: ein Zungenband, eine Fiber, halb schmalbreit, halb wie ein Haar, in der Länge eines Zolls, die sich, wenn sie an die Luft, oder ins Wasser kömmt, wurmförmig zusammenkrümmt, und daher von Unerfahrnen für

einen

einen Wurm angesehen ist. Es ist falsch, offenbar falsch, daß die Hunde, denen dieser Wurm genommen sey, nicht toll würden. Man hat aus alten und neuen Zeiten hundert Beyspiele für eins, daß das Gegentheil erfolgt ist. Ja! Hunde, denen der Tollwurm genommen ist, sind noch weit eher und wüthender toll geworden, welches sich daraus erklären läßt, weil ihnen, durch Wegnehmung dieses Theils, das Saufen beschwerlicher gemacht ist; dieser Mangel des Saufens aber immer eine der ersten Ursachen der Tollheit bleibt. Eben so falsch ist es, daß sie wenigstens, wenn ihnen der Tollwurm genommen wäre, nur die stille Wuth, wie die Leute zu reden pflegen, bekämen, nie aber fortliefen, oder um sich bissen. Die Erfahrung hat dies auch widerlegt. Mithin ist es eine durch Anatomie, Physiologie und Erfahrung erwiesene Sache, daß es ganz vergeblich sey, den Hunden den Tollwurm zu nehmen, weil es erstlich kein Wurm ist; zweytens die Krankheit dadurch nicht nur nicht gehoben; sondern eher noch befördert wird.

12) Entsteht diese Wuth oder Wasserscheu blos durch den Biß eines wüthenden Thiers, oder auch aus andern Ursachen, von selbst? Allerdings auch ohne den Biß eines tollen Hundes bey den Hunden selbst, und bey andern Thieren! Bey langer anhaltender Hitze und Wassermangel, auch bey strenger Kälte; bey fauler Fleischkost; bey alter aufgehobener körperlichen Bewegung, wenn sie beständig an der Kette liegen, werden die Hunde am ersten toll.

Dies

Dies beweisen die häufigen Beyspiele der großen englischen Hunde, die als Wächter in den Vorhöfen an der Kette liegen, und am schlechtesten abgewartet werden. Sie bekommen nichts, als faules Pferdefleisch, oder die Eingeweide der im Hause geschlachteten Thiere. Insonderheit wird es gar zu oft vergessen, sie mit Saufen zu versorgen. (Vielleicht gehört zu den gelegentlichen Ursachen der Krankheit auch dieser Umstand, auf den man, meines Erachtens, bisher noch nicht aufmerksam genug gewesen ist, daß dem Hunde an der Kette die Gelegenheit benommen wird, seinen Naturtrieb bey dem andern Geschlecht zu befriedigen, wodurch er gar leicht in Wildheit gerathen kann. Mir sind Beyspiele bekannt, daß in der Laufzeit eine läufische Hündin, von einer Kuppel verliebter Galane begleitet, einigemal über den Hof gelaufen, wo ein Hund an der Kette lag. Er sprang so wüthend an der Kette, daß ihm die Zunge aus dem Halse hieng, und sich ihm Niemand nahen durfte. Nach einigen Tagen ward er toll.)

Hierbey ist auch der besondere Umstand bey den Hunden nicht zu vergessen, daß sie gar nicht schwitzen können. Die Natur hat ihnen keine Schweißlöcher zum Ausdünsten gegeben, wie andere Thiere damit versehen sind; sondern ihre Ausdünstungen werden nicht durch die Haut; sondern lediglich durch die Lungen aus dem Körper geschafft. Dies ist die Ursache, warum sie im Sommer, wenn es sehr heiß ist, so stinken. Wie leicht können also

dadurch

dadurch bey ihnen die Säfte scharf werden, und, wenn die andern Umstände dazu kommen, ein eigenes Fieber in seiner Art hervorbringen, wodurch ein so besonderes Gift erzeugt wird, das in einem jeden andern thierischen Körper die fürchterlichsten Folgen verursacht.

Es ist ganz unrichtig, daß die kranken Hunde schon in der ersten Periode der Wuth alles Fressen und Saufen verabscheueten. Hundert Fälle beweisen das Gegentheil. Man muß auf diesen Umstand desto aufmerksamer seyn, da es eine eben so allgemein angenommene, als irrige Meynung aller Stände ist. Der Irrthum ist aber so gefährlich, daß man Jedermann vor der Sicherheit, die eine Folge desselben ist, warnen muß. Man hat Beyspiele, daß Hunde, denen der Ausbruch der Krankheit ganz nahe gewesen ist, ihren Herren noch mit vieler Freundlichkeit entgegen gesprungen, die Hände geleckt, auch das angebotene Futter gefressen haben. Dies letztere aber geschiehet alsdann immer schon mit einer Art von Heftigkeit. Der geringste Vorfall macht sie mürrisch und zornig. Dies ist gleichsam die erste Periode, und sogleich muß der Hund angelegt oder eingesperrt werden.

13) Es ist eine falsche Methode, einen tollen Hund, oder einen nur verdächtigen, gleich zu tödten. Es ist hernach nicht so leicht, hinter die Wahrheit zu kommen, und gebissenen Personen die traurige Furcht zu nehmen. Das empfohlne Mittel, zu erfahren, ob ein getödteter Hund wirklich toll gewesen

wesen sey, ist noch sehr unsicher. Es bestehet darin: man solle ein gekochtes Stück Fleisch an den Zähnen und Zahnfleisch des getödteten Hundes reiben, und einem gesunden vorhalten. Würde ers fressen; so sey der Hund nicht toll gewesen. Würde er davor fliehen; so habe er die Wuth gehabt. Noch unsicherer das folgende sympathetische Mittel. Man rupfe einem alten Hahn die Brustfedern aus, und lege sie blos auf den Biß. Ist der Hund toll gewesen; so schwillt der Hahn und stirbt; der Patient aber genesst; stirbt der Hahn nicht; so ist auch der Hund nicht toll gewesen.

So viel ist gewiß, daß die gesunden Hunde vor einem wüthenden fliehen. Der Grund davon liegt in ihrem Erhaltungstriebe, und in der feinen Witterung, die sie von den giftigen und verderblichen Säften des kranken Hundes haben. So ausgemacht aber ist es noch nicht, ob sie auch vor einem mit der Krankheit behafteten Menschen fliehen. Auf die Wirkungen der Arzeneymittel beym Mondswechsel ist gar nicht zu achten. Denn in jedem Monate haben wir neuen und vollen Mond, und der Ausbruch der Krankheit pflegt gemeiniglich in eine dieser Abwechselungen zu fallen.

Dies ist der Inhalt dieses gemeinnützigen Buchs, welches billig jeder Haus- und Landwirth im Hause haben sollte. Der Schluß von allem — das sicherste Mittel unter allen — ist und bleibt: den gebissenen Theil, er sey, an welchem Orte des Körpers, wo er wolle, ohne Zeitverlust auf frischer That, tief genug aus-

ausschneiden zu lassen, und die Wunde, wenigstens sechs Monate lang, durch Eitern offen zu erhalten.

Zuletzt merken wir noch an, daß das hochgerühmte Mittel von dem Maywurm, welches Friedrich der Große, aus Menschenliebe, einem schlesischen Bauer abgekauft, nicht nur schon in Schröders Thesauro pharmacologico S. 382; sondern auch in des noch ältern *Schwenkfelds* Theriotrophaeo Silesiae, unter dem Artikel: Scarabaeus vnctuosus, Maywurm, Schmalzkäfer stehe.*)

LXVI.

Vom Aberglauben mit dem Namen Gottes, und der Zahl Drey.

Heilig und hehr ist der Name des, der Himmel und Erde gemacht hat! Er ist es selbst, den wir nach seiner Allmacht, Weisheit und Güte in seinen Werken erkennen. Das ist sein Name, den er für uns hat. Für sich selbst hat er keinen eigenen Namen, als daß er Gott ist. Nur für uns hat er einen, und alles, woraus wir ihn richtig und wahr erkennen: das ist sein Name. Ists uns nicht genug, was Gott einstens zum Moses auf dem Berge sagte:

*) Eine der neuesten und wichtigsten Schriften über diese Materie, ist, D. Joh. Christ. Dehnens Versuch einer vollständigen Abhandlung vom Maywurm, und dessen Anwendung gegen die Wuth und Wasserscheu.

sagte: mein Angesicht kannst du nicht sehen, aber meine Herrlichkeit sollst du von hinten nach sehen?

Was kann also nun in dem bloßen Schall und Buchstaben eines Namens Gottes für eine geheime Zauberkraft liegen? Wie kann die bloße Aussprache des Namens Gottes den Menschen über alles mächtig machen: die bösen Geister zu zwingen, sie zu zitiren, daß sie verborgene Schätze offenbaren, oder daß er dadurch in Stand gesetzt werde, sich vor ihren Heeren: Hexen, Gespenstern, Kobolden, u. s. w. in Sicherheit zu setzen?

Sag' einmal selbst, vernünftiger Mitbruder! hast du schon jemals diese Kraft des Namens Gottes erfahren? Hast du irgend davon etwas in der Bibel gefunden, daß dir Gott dazu seinen Namen gegeben, oder den Sylben und Buchstaben, der Aussprache desselben, eine solche geheime Zauberkraft beygelegt habe? Du wirst aus der Erfahrung wissen, wenn ein sogenannter Zauberer, Beschwörer und Schatzgräber zu dir kommt, und dich treuherzig machen will, mit ihm einen Schatz zu heben, — er meynt aber deinen Schatz, dein Geld im Beutel — so wird er niemals den Namen: Gott — in teutscher Sprache gebrauchen; sondern allezeit den hebräischen Namen Jehovah, oder andere ganz unbekannte und unverständliche Namen, die recht wunderbar und geheimnißvoll klingen müssen, aussprechen.

Kannst du dir aber nach deiner gesunden Vernunft vorstellen, daß in der hebräischen Sprache

eine

eine größere Kraft, als in der teutschen Aussprache liege? Kannst du mir auch ein einziges Exempel anführen, daß Jemand durch den Buchstaben dieses Namens einen Schatz gehoben, oder sich gegen Wasser, Feuer, Blitz und Donner, Kugel und Schwert, habe fest machen können? so will ich dir gerne den Sieg überlassen. Alles, was dir davon gesagt ist, sind Lügen und Betrügereyen, wie die Erfahrung und öffentliche Akten der Gerichtsstuben schon zu allen Zeiten erwiesen haben. Wenn ein solcher Beschwörer zu dir kommt, und dir die Namen Gottes sagt, die den Geist zwingen sollen, zu erscheinen, und dir den Schatz zu überlassen — und du sprichst; ich will nun selbst hingehen, die Namen aussprechen, und den Schatz heben — und du hebst ihn wirklich durch die Kraft dieser Namen; so will ich dir abermal gewonnen geben. Allein du wirst sehen, daß das der Betrüger nicht zuläßt; sondern dir immer von Halsbrechen, und andern großen Gefahren vorspricht: du müßtest dich nicht in solche Gefahr wagen. Dabey sey leicht etwas versehen, wenn der Geist böse gemacht werde, u. s. w. Er muß es selbst thun, weil sonst seine Betrügerey leicht an den Tag kommen könnte.

Ist es also nicht bloßer, recht ungöttlicher Aberglaube, der Gott so sehr entehrt, wenn es heißt: es käme alles auf die rechte Aussprache des Namens Jehovah an? Wer diese nicht verstehe, werde auch nichts ausrichten? Ein Kinderspiel, dessen sich vernünftige Menschen schämen sollten! Weder Buch-

stab, noch Schall, noch Aussprache des Namens Gottes, kann dir, o Mensch! Glück und Segen bringen, wenn du deine Pflichten versäumst, und nicht thust den Willen deines Vaters im Himmel. Das ist der rechte Name Gottes für dich. Nach dem richte dich, und du wirst alles bekommen, was dir nützlich ist, und was du brauchst. Ich will dir ein Exempel geben.

Siehe da zween Menschen! Der eine will nicht arbeiten; sondern nur ohne Arbeit wohl leben. Er versäumt seine Haushaltung, seine Familie, seinen Beruf, seinen Ackerbau, sein Vieh — sein Alles, — und wird arm. Halt! denkt er: du willst dir schon helfen. Er schreibt den Namen Jehovah mit goldnen Buchstaben über alle Thüren seines Hauses — und seine Haushaltung geht doch zu Grunde.

Der fleißige Nachbar sieht das. Schreib' du nur, denkt er, noch hundert Namen an deine Thüren, und gehe in der Zeit zum Spiel, und in die Schenke. Von den Buchstaben wird dein Vieh kein Futter kriegen, und dein Acker wird das Unkraut nicht verlieren. Ich will fleißig arbeiten, Gott fürchten, und das Meinige thun; so werd' ich, ohne Namen und Buchstaben, wie bisher, mein Brod und Segen haben. Welcher von beyden hat nun vernünftig und der Absicht Gottes gemäß gehandelt? Welchem von beyden wirds glücken? dem Faulen, der sich auf den Buchstaben und auf die Zauberkraft des Namens Gottes verläßt, oder dem Fleißigen und vernünftig

From-

Frommen, der ohne Namen und Aberglauben das thut, was er thun soll?

So ist es auch mit der Zahl Drey. In dieser Zahl sucht der Aberglaube große Geheimnisse, Glück und Segen. Und warum just in der Zahl Drey? Wo mag das wohl stecken? Oder worin mag der Grund liegen, daß just diese Zahl Drey eine so glückliche Zahl seyn soll? „Ey! heißt es: es sind ja drey Personen im göttlichen Wesen — nicht mehr, und nicht weniger; also muß ja diese Zahl wohl sehr heilig seyn, und ganz besondere Kräfte haben?“ Gut! sie soll es seyn — sie soll besondere Kräfte haben. Woher weißest du aber, daß sie solche eben dazu hat, als zum Schatzgraben — den Teufel zu bannen; Geister zu zitiren, und andere gottlose Dinge vorzunehmen, die dem Namen Gottes gerade entgegen sind, und die er schon in den ältesten Zeiten den Menschen so ernstlich verboten hat? Hat dich Christus das gelehrt, daß du bey Gott bloß auf die Zahl Drey sehen, und durch ihre Kraft dich glücklich machen sollst: oder daß du sollst den Vater, als deinen Herrn und Schöpfer anbeten — den Sohn als deinen Erlöser und Lehrer erkennen, und beyder Geist, Gesinnungen und Kraft zum Guten, annehmen?

Es giebt Leute, deren Aberglaube so weit geht, daß sie sich einbilden: es könne ihnen nichts gelingen, wenn sie es nicht dreymal thun. Drey Morgenlieder — drey Abendlieder — drey Kreuze über

das Brod und des Morgens vor der Brust! Das alles müßte denn wegen der Zahl Drey besonders kräftig seyn. Jener König von Polen, Uladislaus der Fünfte, gieng nicht eher aus seinem Schlosse, bis er sich dreymal herumgedrehet, und einen Strohhalm in drey Stücke gerissen hatte. Ein herrlicher Grund, den Tag über glücklich, und vor Gefahren sicher zu seyn!

Wenn du nicht selbst, lieber Mitbruder! an jedem Tage deines Lebens mäßig und vorsichtig handelst; so wird dirs nicht helfen: du magst die Sache zwey- oder dreymal thun. Versuche es nur, und springe muthwillig aus dem Fenster, oder ins Wasser: du wirst gewiß Arme und Beine brechen, oder ersaufen, wenn du auch den Namen Dreyeinigkeit, oder, wenn dir das nicht kräftig genug scheint: Dreyfaltigkeit, und die Zahl Drey, noch so oft ausgesprochen hast. Denkst du denn, daß in der Zahl Drey die Kraft stecke, böse Dinge gut, oder den natürlichen Lauf der Dinge unnatürlich, und anders zu machen, als er ist? Denkst du denn: eine böse That werde dadurch gut, wenn du sie dreymal thust? oder eine That müsse gelingen, wenn du sie dreymal gethan hast? Was du einmal gut und recht machst, wird besser glücken, als wenn du es dreymal schlecht verrichtest. Wie oft habe ich dir das schon gesagt: es kann keine Wirkung eher erfolgen, als wenn eine dazu sich schickende Ursache vorhanden ist? Was kann nun eine Zahl — was kann drey, was kann Schall, Schrift, Buchstabe für eine Ursache zu den

Wirkungen seyn, die du davon erwartest? Wenn du einmal in ein erst anbrennendes Feuer herzhaft Wasser gießest; so wirst du es eher löschen, als wenn du im Namen der h. Dreyeinigkeit dreymal, drey Hände voll Salz oder Sand hineinwirfst. Denn die Dreyeinigkeit ist keine Ursache, kein Mittel, Feuer zu löschen; aber Wasser ist es. Oder denkst du wohl gar; daß dadurch die Dreyeinigkeit verehrt werde, wenn du auf die Zahl drey ein so großes Vertrauen setzest? Verunehrt wird er, durch diese Abgötterey, der Gott, der nicht um der Zahl willen, sondern im Geist und in der Wahrheit, will angebetet seyn.*)

Wann wollen doch vernünftige Menschen — wann wollen doch Christen aufhören, so abergläubisch und ungöttlich — so unvernünftig und unchristlich zu handeln!

*) In ganz Niederteutschland ist noch unter dem gemeinen Mann die abergläubische Cärimonie, sich des Morgens beym Aufstehen dreymal zu kreuzen, und dabey zu sagen: es walte Gott Vater †; Gott Sohn †; Gott h. Geist †. Dies nennen sie 'swaltern, und glauben fest, durch diese Zauberformel für den ganzen Tag Schutz gefunden, sich auch wohl für das Böse, was sie etwa gelüsten möchte, mit dem lieben Gott abgefunden zu haben. Wenn der Junge nicht gleich aufstehen will; so weckt ihn der Vater mit der Formel: „Jung stah up, un 'swaltre dich!“

LXVII.

Vom Aberglauben mit dem Gebrauch des Kreuzes.

Ist je Unvernunft und Aberglaube bey einer Sache allgemein und geschäftig gewesen; so ist es bey dem Kreuz Christi; bey den vermeynten Ueberbleibseln davon, und bey dem Zeichen desselben gewesen. Noch bis auf den heutigen Tag herrschet unter unsern protestantischen Christen der fromme Aberglaube, daß weder der mosaische Segen, noch die Taufe kräftig sey, wenn nicht dabey das Zeichen des Kreuzes geschlagen würde. Und wie viele andere Zauberkräfte schreibt man nicht sonst noch dem lieben Kreuz zu: sich dadurch vor Hexen, Berufungen der Kinder, u. s. w. in Sicherheit zu setzen? Wie weit aber; ach wie weit kommt ihr guten Leute dadurch von dem wahren Sinn der Religion ab, die euch nicht an die Zeichen und Buchstaben; sondern an den Geist, oder an den wahren Sinn und Kraft der Sache, gewiesen hat? Laßt uns einmal darüber vernünftig mit einander sprechen. Laßt uns das, was uns die Religion davon sagt, mit dem vergleichen, was die Menschen dazu gesetzt und erdichtet haben.

Christus, sagt die Religion, ist für uns gehorsam geworden, bis zum Tode am Kreuz. So weit gieng sein Gehorsam gegen Wahrheit und Tugend,

die

die sein himmlischer Vater durch ihn unter den Menschen ausbreiten wollte, daß er deshalb auch den Kreuzestod von bösen Menschen, welche der Wahrheit zuwider waren, erduldete. Durch diesen seinen Kreuzestod: das höchste und schmerzlichste, was er leiden konnte — hat er also seine Erlösung bestätiget, und die Wahrheit seiner Lehre so gewiß gemacht, daß wir, besonders im Abendmahl, seinen Tod noch verkündigen, oder das Gedächtniß seiner Wohlthaten, die wir ihm zu danken haben, erneuern sollen. Frucht des Halmes und der Traube: Brod und Wein hat er uns zu Sinnbildern seines Todes, und seiner Todesart gemacht. Das sagt die Religion, und das ist ihr Sinn.

Nicht aber hat er gesagt: sucht ein Stückchen oder Splitterchen von meinem Kreuz zu bekommen. Das wird allezeit große Wunder thun. Oder macht dreymal das Zeichen des Kreuzes vor die Stirn und Brust; so werdet ihr glücklich seyn. Nichts wird euch schaden können. Der Teufel und sein Anhang fliehet davor. Ihr werdet dadurch Gott wohlgefällig seyn: ihr mögt übrigens leben, wie ihr wollt. Was meynt ihr? Hat das Christus wohl gesagt, oder sinds menschliche Zusätze? Ganz anders sprach er zu seinen Aposteln, da er sie aussandte, die Welt zu lehren, und sie ermunterte, sich auf seinen Beystand zu verlassen.

Gleichwohl hat sich der unchristliche Aberglaube mit dem Zeichen und der Figur seines Kreuzes so viel zu schaffen gemacht, woran Christus nie gedacht

hat. Noch bis auf diese Stunde giebt es Leute, die von der Figur und dem Zeichen des Kreuzes große Wunder erwarten, und verlangen, daß es bey leiblichen Krankheiten und Unfällen wirken soll, wo es doch gar nicht hingehört. Fast eben so, als wenn die Leute, wenn sie krank sind, darum das Abendmahl nehmen, daß sie sehen wollen, wie sie zu sagen pflegen, ob sich die Krankheit daran stoßen werde.

Wir dürfen dergleichen Beyspiele nicht weit suchen. Wenn da unser Nachbar ein starkes Nasenbluten hat, und es will nicht aufhören; so soll die Figur des Kreuzes den Zufluß des Blutes stillen. Geschwind legt er einen Strohhalm auf die Erde; aber, wohl zu merken: kreuzweise. Sonst hilft es nicht. Nun blutet er gerade auf das Fleckchen, wo beyde Halmen über einander liegen, und die Figur des Kreuzes machen. Dann muß es aufhören. Also blos die Kreuzfigur kann das Blut stillen. Ists möglich, darin einen Grund oder Zusammenhang zu finden?

„Genug aber! Es hat doch schon oft geholfen?“ Was denn? Die Kreuzfigur des Strohhalms. Nimmermehr. Denn die hat mit deinem Nasenbluten eben so wenig etwas zu thun, als daß es davon regnen soll, weil dein Stock im Winkel steht. Ich will dir sagen, lieber Freund! was dir ganz natürlich geholfen hat, und was dir auch ohne Kreuzhalm würde geholfen haben. Erstlich hat es die Zeit; hernach auch deine eigene Einbildung gethan.

Die Zeit. — Wie ich das meyne? Gieb nur Achtung. Wenn du dich bemüheſt, alle Blutstropfen auf den Fleck des Kreuzes, wo die Strohhalmen über einander liegen, fallen zu laſſen; ſo wird es gewiß lange genug werden, ehe ſolches immer geſchiehet. Denn wie viele fallen nicht vorbey. Und eben dadurch, durch die Länge der Zeit, hört endlich das Bluten von ſelbſt auf. Mache es nur mir einem einzelnen Strohhalm, oder Zwirnsfaden, ohne ihn kreuzweiſe zu legen, eben ſo, und blute ſo darauf, daß du ihn immer zu treffen ſuchſt. Was nicht trifft, gilt nicht. Dein Bluten wird gewiß ein Ende nehmen.

Oder du bluteſt auf deinen Strohhalm mit der feſten abergläubiſchen Einbildung, daß es dir helfen werde. In deiner Sprache heißt das: du haſt den Glauben daran. Was geſchiehet? Die Einbildung wirkt auf deine Blutgefäße, daß ſie ſich enger zuſammenziehen, und ſchließen, und dein Bluten alſo von ſelbſt aufhört. Siehſt du alſo wohl, daß dir die Figur und das Zeichen des Kreuzes in keinem Stücke helfen kann?

Ein anderes Beyſpiel! Du haſt des Morgens keine Zeit zum Beten, oder du nimmſt dir keine. Da denkſt du: es iſt für das Glück des heutigen Tages genug, wenn du dir drey Kreuze vor die Stirn und Bruſt machſt. Nun kann dir an dem Tage kein Unglück begegnen. Das ſchlimmſte iſt, daß du auch wohl keine weitere Vorſicht gebrauchſt; ſondern dich blindlings auf deine drey Kreuze verläſſeſt.

Versuche es aber nur, und gehe mit dem Feuer ruchlos um; so wird, trotz den drey Kreuzen, dein Haus doch abbrennen. Oder es begegnet dir ein toller Hund. Gehst du ihm nicht aus dem Wege; so wird er sich an dein Kreuz nicht kehren. Du wirst doch gebissen.

Arme Menschen! wie nachtheilig ist euch dieser Aberglaube? Er macht euch unglücklich, weil ihr glaubt: ihr dürftet nun weiter keine Vorsicht gebrauchen; sondern ihr könntet euch sicher in alle Gefahren wagen. Warum? weil ihr euch das Kreuz vorgemacht habt. Es fallen mir noch ein Paar Beyspiele ein.

Wenn du dir eine starke Beule am Kopfe gestoßen hast; so nimmst du ein Messer mit drey Kreuzen, und drückst sie damit, daß sie nicht schlimm werde; sondern vergehe. Drücke sie doch mit jedem andern Messer, wenn es nur breit genug ist, wenn es auch gar kein Kreuz hat. Der Erfolg wird eben derselbe seyn. Denn es kommt hier blos darauf an, daß das stockende Blut vertrieben, und wieder in Bewegung gesetzt werde. Allein erlaube mir doch eine Frage: Warum brauchst du denn nur ein Dreykreuzmesser bey solchen Kleinigkeiten? Warum nicht bey grösseren Wunden; wenn du Arm oder Bein gebrochen, oder schwere Kopfwunden bekommen hast? Warum hilft denn da das liebe Kreuz nicht? Ich denke: da wird ein guter Verband, der Trepan, u. s. w. mehr helfen, als hundert Kreuze.

Noch eins. Wenn du ein Brod anschneidest; so machst du dreymal das Kreuz darüber. Warum? damit die Kraft und der Segen darin bleibe, und nicht durch die Hexen herausgezaubert werde. Nimm du nur gutes Korn und Mehl zu deinem Brod, und laß sonst, bey dem Säuern, Kneten und Backen alles ordentlich machen; so bist du mächtiger, als der Teufel mit allen seinen Hexen, und bedarfst keines Kreuzes. Der Teufel kann dir dein Brod nicht verderben, wenn du es gut gemacht hast. Ist aber dein Korn nicht reif, sondern feuchte; nimmst du etwa gar aus Unwissenheit und Geiz Mutterkorn; ist das Mehl angegangen und mietig; so wird auch dein Brod kraftlos und ungesund bleiben, wenn du noch so viele Kreuze darüber gemacht hast.

Höchst traurig aber ist es; daß noch so viele Christen in unserer Kirche, dem Kreuzmachen bey der Taufe, die Kraft zuschreiben, den Teufel aus dem Kinde auszutreiben, weil sie den abscheulichen Glauben haben, daß jedes Menschenkind vor der Taufe noch in der leiblichen Gewalt des Teufels sey. Eben so traurig, als wenn sie sich einbilden, daß bey dem Konsekriren des Abendmahls durch das Kreuzschlagen über Brod und Wein, in beyden eine ausserordentliche Veränderung, wohl gar eine körperliche Vereinigung des Leibes und Blutes Christi mit demselben hervorgebracht werde. Eben so traurig, als wenn sie das Kreuzschlagen bey dem mosaischen Segen eben so kräftig für sich ansehen, daß ihnen nun alles gelingen müsse: sie möchten es klug oder

unver-

unvernünftig; tugendhaft oder lasterhaft anstellen, wenn sie nur den Kreuzsegen aus der Kirche mitgenommen hätten. Wer ist aber daran Schuld? Nicht ihr sowohl, ihr armen Leute! die ihr nicht besser unterrichtet werdet, als eure steifen und starrsinnigen Prediger, die euch nicht besser unterrichten, sondern, um die Gunst des Volks nicht zu verlieren, aus niedrigem Eigennutz lieber den Sauerteig des Pabstthums, und allen Alfanz der katholischen Kirche beybehalten, und getrost ihre Kreuze schlagen, wenn sie auch wissen, daß das Volk diese Ceremonie zu dem dummsten Aberglauben mißbraucht. Diese, diese habens größere Sünde, ob ich es gleich ungerne sage; aber es ist doch mehr, als zu wahr. Wenn ihr, liebe Amtsbrüder! dem Volke den Aberglauben und die Vorurtheile nicht nehmt, wer soll es denn thun? Wenn es euch aber mit scheinheiliger Andachtsmine das Kreuz schlagen siehet, und an euch selbst Aeußerungen wahrnimmt, als ob ihr an die Kraft des heiligen Kreuzes glaubt, könnt ihrs denn dem armen Volke verdenken, wenn es eben das glaubt, und in frommer Einfalt nachfolgt, über Butterfaß, Brod, Wiege, und hundert andere Dinge seine Kreuze zu machen?

Ihr lacht, liebe Leser! über diejenigen, welche vorgeben, ein wirkliches Stückchen von dem Holze zu besitzen, woran Christus sey gekrenzigt worden, solches als eine heilige Reliquie verehren, und sich einbilden, damit große Wunder thun zu können. Ihr habt nicht unrecht. Denn es ist wider alle ge-

sunde

sunde Vernunft, und es gehört schon ein Wunder dazu, dieses Stückchen Holz achtzehn hundert Jahre zu erhalten, daß es nicht verfault ist; geschweige, daß es immer eine geheime Zauberkraft behalte. Sagt aber einmal, ob es nicht eben so unvernünftig ist, von der bloßen Figur oder dem Zeichen des Kreuzes eben solche Wunder zu erwarten?

Ich habe neulich einmal über die Sache mit den Holzstückchen des Kreuzes Christi nachgedacht, und habe folgendes herausgefunden. Wären alle Stückchen Holz an allen Orten und Enden, und in allen Klöstern der katholischen Kirche, wirklich von dem Kreuz Christi; so müßte dasselbe so groß gewesen seyn, daß dazu kaum einige Wälder zugereicht hätten. Oder es müßte sich durch eine Wunderkraft immer so vermehrt haben, wie die sieben Brode in den Händen Christi. Denn nach der Sage soll das ganze Kreuz Christi im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt, von der Mutter des christlichen Kaisers, Konstantin des Großen, Helena, bey Jerusalem wieder gefunden, und aus heiliger Andacht an dem Platze aufgerichtet seyn. Woher hat aber die gute Frau das wissen können, daß es just das Kreuz Christi, und nicht eines andern Uebelthäters war? — Ey! es ist ihr von Gott offenbart. Also ein Wunder. Vierhundert Jahre hat es in der Erde gelegen, und ist doch nicht verfault. Wieder ein Wunder. Da nun seit vierzehn hundert Jahren von so vielen tausend frommen Pilgern ein Stückchen Holz abgeschnitten — da so viele Millionen Stückchen in alle Klö-

ster,

ster, in allen Welttheilen, gekommen sind, und es ist doch nicht kleiner geworden; so haben wir wieder unzählige Wunder. Nicht zu vergessen, daß der liebe Gott bey jedem Stückchen, womit man kurirt, oder den Teufel bannen will, wieder ein Wunder thun muß; so haben wir mehr Wunder, als Sand am Meere, und Sterne am Himmel sind.

Aber sagt mir einmal, lieben Leute! was für Absicht sollte wohl der liebe Gott gehabt haben, dies elende Stück Holz so lange zu erhalten, und allen Betrug, der damit getrieben wird, selbst zu befördern? Ist es nicht erschrecklich, dergleichen von Gott zu denken: dem Vater des Lichts und der Wahrheit? Wie lange sich aber der Aberglaube erhalten kann, sehet ihr daraus, daß gleichwohl dieser Sache wegen in der katholischen Kirche noch zwey besondere Feste: Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung, gefeyert werden. Sollte aber blos auf dem Stück Holz des Kreuzes ein besonderer Werth, Kraft und Heiligkeit beruhen, warum hat man denn nicht Nägel, Speer und Schwamm eben so sorgfältig wieder aufgesucht, da man doch noch Lümpchen von den Windeln des Jesuskindes — sogar Milch von der Mutter Maria, aufzuweisen hat?

LXVIII.

Vom Aberglauben mit einigen Sprüchen der Bibel.

An manchen Orten auf dem Lande hab' ich auf meinen Reisen das sogenannte erste Evangelium: ich will Feindschaft setzen — des Weibes Saame soll der Schlange den Kopf zertreten — über den Kammerthüren angeschrieben gefunden. Erkundigte ich mich nach der Ursache; so hieß es: dann können die Hexen, die Gespenster und die bösen Geister nicht herein kommen.

Lieber Mitbruder! du quälst dich mit einer ganz vergeblichen Furcht. Denn das, wovor du dich fürchtest, ist nichts, und bestehet blos in deiner Einbildung. Zweytens brauchst du auch ein ganz falsches Mittel, das dir in dem Fall, daß es auch so wäre, ganz und gar nichts hilft. Dies will ich dir augenscheinlich klar machen. Höre mich nur mit einem ganz kleinen Theile deiner Vernunft.

Gesetzt: es hätte mit dem Teufel, und seiner leiblichen Macht über den Menschen, seine völlige Richtigkeit. Gesetzt, es wäre alles wirklich so wahr, wie du dirs einbildest; es gäbe Poltergeister, Hexen und Gespenster, die in deine Kammer schleichen, und dich beunruhigen wollten; so bedenke doch nur, ob der Zettel, worauf die Worte geschrieben sind, oder ob die Buchstaben des Spruchs, mit Kreide angeschrie-

schrieben, die Kraft haben können, den Teufel mit seinem Anhange zurück zu halten? Warum können sie denn nicht einmal einen Dieb abhalten, wenn er Lust hat, dich zu bestehlen? Ich will dir einen bessern Rath geben: verwahre deine Haus- und Hofthür wohl, und laß deine Kammerthür: wäre es auch in der Walpurgisnacht, — getrost offen. Lebe mit deinen Nachbarn einig und friedsam. Verrichte dein Tagewerk treu und gewissenhaft. Laß dir durch abergläubische Erzählungen keine Furcht und ängstliche Träume in den Kopf bringen; so wird kein Gespenst, oder böser Geist in deine Kammer kommen, und du wirst ruhig schlafen, ohne etwas gesehen und gehört zu haben. So machen es verständige Leute, denen es nichts spukt. Warum spukt es denn dir, und deines Gleichen immer? Sollte dir das nicht schon die Sache verdächtig machen? Sollte dich das nicht bewegen, verständige Leute um Rath zu fragen?

Der Verwalter, ein vernünftiger Mann, wohnt dichte neben dir. Er denkt an keine Walpurgisnacht: hat seine Kammer, auch wohl die Fenster offen; hat aber kein Kreuz gemacht, keinen Spruch angeschrieben, und es hat sich kein Gespenst unterstehen dürfen, zu ihm zu kommen. Nun, was hast du denn für Ursachen, dich zu fürchten? Warum bist du es denn allein, dem die bösen Geister nachstellen? Weißt du noch wohl, was vor acht Tagen in deiner Kammer geschahe, wie du mir selbst erzählt hast? Es war in der Nacht zwischen eilf und zwölf darin ein

gewal-

gewaltiger Lärm, als wenn es mit Ketten rasselte. Es kam unter dein Bette. Es legte sich sogar mit der Kette auf dein Bette. Du krochst unter die Decke, und schwitztest Todesschweiß, getrauetest dich aber nicht, aufzustehen, und die Sache zu untersuchen. Inzwischen blieb das Gespenst wie ein Mehlsack auf deinen Füßen liegen. Endlich offenbarte sichs, was es war. Da ein Paar Bauern aus der Schenke kamen, und vor deinem Hause vorbey lärmten; so wollte das Gespenst auf deinem Bette solches nicht leiden, sprang herunter, und fieng gewaltig an zu bellen. Da hörtest du, daß es dein eigener Hofhund, dein getreuer Phylax war. Er war von der Kette losgekommen, hatte sich in die Kammer geschlichen, und mit seiner Halskette den Lärm gemacht. Hätte er sich nun nicht selbst durch Bellen gemeldet, und wäre in der Nacht sachte wieder herausgeschlichen, so hättest du zehn Eide geschworen: es wäre ein Spuk gewesen.

Es ist mir ein schrecklicher Gedanke, wenn ihr ferner die heilige Schrift als ein Mittel zur Rache gebrauchen wollt, so unvernünftig die Sache auch an sich selbst ist. Ihr sagt: man könne durch rücklings Hersagen des hundert und neunten Psalms seinen Feind todt beten. Ein feines Gebet! Gebet und todt beten — den Feind todt beten — Welch ein Widerspruch! Das Wort Gottes, welches nichts als Liebe prediget — die Lehre Jesu: segnet, die euch fluchen — so deinen Feind hungert, so speise ihn — das sollte die Kraft haben, den Feind zu

tödten? Wer müßte ihm die gegeben haben? Niemand anders, als Gott selbst. Kein größerer Widerspruch auf der Welt, wie ich schon gesagt habe! Auf der einen Seite sagt Gott: du sollst deinen Feind lieben, segnen und ihm wohlthun — und auf die andere Art giebt er eben diesem Worte die Kraft, deine Rache zu befriedigen, und deinen Feind todt zu beten.

„Ja! sprichst du: ihr versteht das auch nicht recht. Auf eine besondere Art muß das geschehen. Rückwärts muß dieser Psalm gebetet werden, und dabey muß man seinen Feind, den man meynt, in Gedanken haben.“

So ist das! also rückwärts muß es geschehen. Dann hats die Kraft. Woher weißt du das? Wo ist das jemals eingetroffen? Den Ursprung dieser gottlosen Todtbeterey kann ich mir nicht anders, als daher erklären, weil in diesem Psalme viele Verfluchungen eines Feindes vorkommen, die eben nicht die Sanftmuth und ein versöhnliches Herz zur Quelle haben. Einige behaupten sogar: es ziele dies alles auf den Verräther Judas, an den damals wohl Niemand denken konnte. Da ist denn der dumme Aberglaube dazu gekommen, der in den unnatürlichsten Dingen eine große Kraft sucht, und hat gesagt: man müsse den Psalm vom Ende an zurückbeten; so müsse der Feind, den man im Sinn habe, sterben. Ists möglich, daß ein Mensch, der noch einen Schatten von Vernunft hat, dergleichen, als möglich, glauben kann? Bedenkt es doch selbst. Wenn

das

das geschiehet; so hat ja die ganze Sache keinen Verstand. Alles, was heraus kommt, ist sinnloses Zeug. Zweytens muß die Kraft entweder in den versetzten Wörtern und Buchstaben stecken, oder Gott selbst muß durch die verkehrte Art des Psalmlesens genöthiget werden, den Feind zu tödten. Einen dritten Fall giebt es nicht. Es müßte denn dem Teufel durch die verkehrte Art des Lesens von Gott Recht und Gewalt gegeben werden, deinen Widersacher zu tödten. Nun sagt einmal: habt ihr wohl diese Folgen recht bedacht? Oder könnt ihr sie mit Gottes Liebe und Wahrheit — mit eurem Verstande und Gewissen reimen?

Wenn ein Feuer brennt; so ruft der Aberglaube: lösch nicht. Das habt ihr nicht nöthig. Werft nur einen Zettel mit den Worten ins Feuer: „da schriee das Volk zu Mose, und Moses bat den Herrn, da verschwand das Feuer *);“ so wirds bald stehen. Allein, was war denn das für ein Feuer, wodurch ehemals Gott das halsstarrige Volk zum Gehorsam brachte. Es heißt: da zündete der Herr das Feuer des Herrn unter ihnen an, das verzehrte die äußersten Läger. Wer kann in unsern Zeiten sagen, was das für ein Feuer gewesen sey, wobey Gott dem Mosi verheißen hatte, auf seine Fürbitte die Strafe aufzuheben? Können wir nun wohl damit ein Haus- oder Straßenfeuer in unsern Zeiten vergleichen? Ich bin Bürge, wenn ihr auch ein ganzes Rieß Papier

*) 4 B. Mose XI. 2.

mit solchen Zetteln verschriebet, und sie alle ins Feuer würfet; ihr machtet aber sonst keine gute Anstalten mit Feuerspritzen, Haken, Leitern, Eimern und Niederreißen: das Feuer würde fortbrennen; so lange es was fassen könnte.

Einige gut meynende Leute, die von der Bibel und dem Christenthum lauter Wunder erwarten, haben die Gewohnheit, wenn sie etwas wichtiges vornehmen, die Bibel aufs gerathe wohl aufzuschlagen, und aus dem Spruche, den sie unter den Daumen kriegen, sich zu weissagen, ob ihr Vorhaben glücklich oder unglücklich von statten gehen werde. Das ist nun vollends ein recht kindischer und lächerlicher Aberglaube — ein wahrer heidnischer Mißbrauch des Worts Gottes. Ists möglich, daß der Buchstabe von euren Schicksalen — von eurem Glück und Unglück etwas wissen kann? Oder hat euch Gott die Bibel dazu gegeben, daß ihr sie, als ein Orakel eurer zukünftigen Schicksale gebrauchen sollt: so müßte ers doch selbst durch den Buchstaben des Spruchs offenbaren, und dadurch würde er wider sich selbst handeln, da er ausdrücklich in seinem Worte gesagt hat: ihr sollt das Zukünftige nicht wissen.

Es kann auch nicht fehlen, daß nicht bey solchem Aufschlagen der Bibel aufs gerathe wohl fast immer das lächerlichste, widersprechendste und gotteslästerlichste Zeug herauskommen muß. Denn es ist ja bloßer Zufall, was für ein Spruch unter den Daumen kommt. Zum Spaß machte Jemand bey einer vor-

habenden

habenden Reise die Probe, sich einen Spruch aufzuschlagen, ob sie glücklich ablaufen werde. Erst aus dem alten Testament. Er faßte den Spruch: 2 Chronik. 22, 11. Aber Josabeath, des Königs Schwester, nahm Joas, und thät ihn mit seiner Amme in eine Schlafkammer. — Nun konnte er doch getrost reisen? Nicht wahr? Nun auch aus dem neuen Testament. Da faßte er den Spruch: Luc. 22, 50. Und einer aus ihnen schlug des Hohenpriesters Knecht, und hieb ihm sein recht Ohr ab.

Eine Matrone in der Gesellschaft schüttelte den Kopf, und meynte: es sey doch nicht rathsam zu reisen. Er würde vielleicht unter die Mörder fallen, und es möchte um sein rechtes Ohr geschehen seyn. Der Spruch sey etwas bedenklich. Er reiste ab, und behielt sein rechtes Ohr so gut, als das linke.

Ist es nun wohl vernünftig, etwas so auf ein blindes gerathe wohl zu thun, und dabey zu glauben, daß unser Glück und Unglück davon abhange? O! Christen! wo bleibt da euer Glaube an die Vorsehung, die allein der Menschen Schicksale regiert?

Ein anderes aber ist es doch wohl, sprecht ihr, einige besondere Sprüche, worin recht viel von der Gottheit Christi, und seinem Blute steht, auf Zetteln am Leibe zu tragen. Z. E. die ersten Verse des Evangelii Johannis: Im Anfang war das Wort, u. s. w. — Das Blut Jesu Christi macht uns rein, u. s. w. Dieses beydes soll ja der Teufel am wenigsten vertragen können. Das verwahrt also wohl augenscheinlich gegen alle seine Anfälle.

Aber, wo steht das, lieben Leute? In der ganzen evangelischen Lehre finde ich davon kein Wort. Es betrübt mich recht, daß ihr aus dem körperlichen Blute Christi so viel Wesens macht, und den wahren Sinn seines Todes, daß er für uns sein Leben gelassen habe, ganz bey Seite setzt. Die Schrift gedenkt seines Blutes nur in so fern, als es ein Zeichen ist, uns an die Gewißheit seines Todes zu erinnern. Soll dieser nun auf uns eine Beziehung — Nutzen für uns haben; so müssen wir dadurch bewogen werden, ihm nachzufolgen, daß wir, wie seine Lehre sagt: der Sünde absterben, oder in einem neuen Leben wandeln, — nicht aber durch das körperliche Blut Christi Zaubereyen treiben, und den Teufel von uns bannen wollen. Denn der hat so keine Macht über uns, wenn wir der Sünde entsagen. Wenn also kein Buchstabe der heil. Schrift, wie ich schon vorher gezeigt habe, eine Kraft hat, leibliche Wirkungen hervorzubringen; so haben sie auch dergleichen Zettel von der Gottheit und dem Blute Christi nicht. Es ist traurig, daß sich oft Betrüger eure Einfalt zu Nutze zu machen suchen, und, wenn ihr Zauberhandwerk nicht gehen will, vorgeben: ihr müßtet etwas von der Gottheit und dem Blute Christi an euch haben, das sie hinderte, zu ihrem Zweck zu kommen.

Vor einiger Zeit trug sich hier eine lustige Schatzgräbergeschichte zu. Einige arglistige Betrüger machten den Anschlag, einem alten einfältigen, abergläubisch frommen Manne sein Geld abzunehmen.

Der

Der eine machte ihm weiß: er könnte den Teufel zitiren, unter welcher Gestalt er wolle. Er solle es selbst diesen Abend sehen. Der alte Mann macht sich indessen einige Zettel mit dem Spruch: das Blut Jesu Christi — und hängt sie an sich, um vor dem Bösen sicher zu seyn. Darnach erkundigte sich aber der Betrüger vorher, und stellte sich, als ob er dadurch in seiner Kunst gehemmt würde. Der alte Mann, oder Jemand anders, hieß es, müsse etwas von Christo, und seinem Blute an sich haben, daß er nicht weiter kommen könnte. Wie erstaunte der Einfältige, da der Betrüger das wußte? Er gestand es, und legte seine Zettel ab. Nun erschien der Teufel zwischen zwey irdenen zugedeckten Schüsseln. Da man aber den Herrn bey Lichte besahe, war es ein ehrlicher Schweinigel.

LXIX.

Vom Aberglauben mit allerley kirchlichen Sachen.

Kirche, Kanzel, Taufstein, Altar und Zubehör, sind Dinge, welche Menschenhände gemacht haben. Sie bestehen aus Holz, Kalk und Steinen. Können die wohl an sich eine besondere Kraft und Heiligkeit haben? Die Kirche, weil darin Gottesdienst gehalten — die Kanzel, weil darauf gepredi-
get — der Taufstein, weil daraus getauft — das

Wasser, weil damit getauft — der Altar, weil darauf das Abendmahl gehalten wird, — und die Lichter bey demselben, weil sie auf dem Altar brennen? Kann ein Steinchen aus einer Kirchenwand; ein Stückchen Tuch oder Leinwand vom Altar; ein Altarlicht, eine besondere Kraft gegen leibliche Krankheiten, oder sonst andere unnatürliche Eigenschaften haben? So müßten auch die Schwalben, welche öfters in den Kirchen herum fliegen, vor den andern gemeinen eine besondere Heiligkeit bekommen, weil sie in der Kirche gewesen sind. Das sagt aber doch Niemand. Wenn du das Fieber hast; so magst du dich ein ganzes Jahr in das Altarlaken wickeln. Brauchst du keine andere Mittel; bist du in Essen und Trinken nicht mäßig; so wirst du dein Fieber wohl behalten. „Ja! es hat aber doch geholfen!“ Das kann ganz natürlich zugegangen seyn. Derjenige, der sich in das Altarlaken gewickelt hat, ist eben dadurch in starken Schweiß gerathen, und der hat ihn kurirt. Das würde aber jede andere Fließdecke auch gethan haben. Das Altarlaken, weil es vom Altare ist, hat es nicht gethan; aber weil es von Wolle war, und den Schweiß beförderte, hat es die Wirkung hervorgebracht.

Die Juden legten ihrem Steinhaufen, ihrem Tempel, eine große äußerliche Heiligkeit bey, und riefen immer: hier ist des Herrn Tempel! Christus aber deckte es ihnen auf, und lehrte: daß sie in sich selbst die Heiligkeit mit in den Tempel hineinbringen, und auch wieder mit sich heraus nehmen müßten.

Das

Das steinerne Gebäude könne dazu nichts beytragen. Der Pharisäer betete im Tempel mit großem Vertrauen auf sich selbst, und sahe den armen Zöllner sehr verächtlich an, der nichts weiter sagen konnte, als: Gott sey mir Sünder gnädig. — Und dieser gieng doch, wegen seiner gebesserten Gesinnungen, nicht aber durch die Kraft des Tempels gerechtfertiget hinab in sein Haus.

So ist es noch, Christen! mit euren Kirchen! Vergeblich erwartet ihr von allen Dingen in denselben eine Kraft und Heiligkeit, die sie selbst nicht haben, und die sie euch also auch nicht geben können, wenn ihr sie euch nicht selbst zu verschaffen sucht. Trifft's dabey nicht ein, was Christus sagt *): „vergeblich aber ists, daß sie mir dienen, dieweil sie lehren solche Lehre, die nichts ist, denn Menschen Gebot. — Ihr hebet Gottes Wort auf, durch eure Aufsätze, die ihr aufgesetzt habt; und desgleichen thut ihr viel."

Ists also wohl wahr, was ihr z. B. von den Altarlichtern sagt, daß sie die Kraft haben, den Tod eines Predigers anzuzeigen? Wenn eins davon ausgeht, heißt es; so muß ein Prediger sterben. Es brennen doch aber nur zwey Lichter auf dem Altar. Sind nun drey Prediger an der Kirche, welchen soll es bedeuten? Oder ist gar nur ein Prediger da: wie dann? „Ja! sprecht ihr: es geht nur auf die beyden Prediger, die das Abendmahl austheilen. Woher wißt ihr aber das? Der Oberprediger ist also frey.

*) Marc. 7, 7. 13.

frey. Mag er nicht froh seyn! Auf jeder Seite des Altars steht also ein Licht. Welches Predigers Licht nun ausgeht, dessen Lebenslicht gehet auch bald aus. So philosophirt der Aberglaube!

Wir wollen nun die Sache nehmen, wie sie ist. Daß nicht einmal ein Prediger gestorben ist, auf dessen Seite das Altarlicht ausgegangen, will ich nicht leugnen. Das ist aber entweder bloßer Zufall, als wie von dreyzehn, die mit einander zu Tische sitzen, in dem Jahre leicht einer sterben kann. Das Licht hat mit seinem Tode nichts zu thun. Er wäre doch gestorben, wenn auch kein Licht auf dem Altar gestanden hätte. Oder es ist ein abergläubischer Mann gewesen, der es selbst geglaubt, und sich aus Einbildung todt gegrämt hat. Das Licht ist so unschuldig an seinem Tode, als der Stock im Winkel an dem Regen. Wenn zwey Dinge mit einander zugleich geschehen, oder kurz auf einander folgen; so ist ja darum das eine nicht die Ursache des andern.

Aber sagt mir auch einmal: wovon das Licht diese weissagende Kraft haben soll. Davon, daß es auf dem Altare, oder an der Seite des Predigers steht, der gestorben ist? Nimmermehr. Ich weiß ein Exempel, daß das Licht des Predigers ausgieng, der den Kelch austheilte. Alles prophezeyete ihm den Tod. Er lachte über den Aberglauben. In demselben Jahre starb der andere Prediger, dessen Licht nicht ausgegangen war. Und jener lebte noch drey und zwanzig Jahre. Wie hatte das Licht gelogen? Ich habe drey und dreyßig Jahr an verschiedenen

denen Kirchen gestanden. Wie oft ist in der Zeit eines von den Lichtern ausgegangen? — Und ich lebe noch. Wie ungewiß ist es also mit solchen Dingen, die keinen Grund haben?

Ich habe die Altarlichter oft betrachtet, und die natürliche Ursache gefunden, warum sie leicht ausgehen können. Insgemein sind sie sehr dicke, und das Tocht verhältnißmäßig zu dünne. Die Flamme desselben kann also den ganzen Umkreis der Oberfläche nicht schmelzen. Es tritt oben ein Rand von Wachs herum. Innerhalb diesem Rande sammelt sich zu viel geschmolzenes Wachs, und beläuft öfters das Tocht so, daß es ausgehen muß. Die Lichter von gelbem Wachs laufen weit stärker, und verlöschen auch desto leichter. Oefter verhält sich Luft darin, oder ein Paar Wassertropfen, oder es ist auch ein Knoten im Tocht. Lauter natürliche Ursachen zum Ausgehen, ohne auf den Tod anderer eine Beziehung zu haben.

LXX.

Die Stempelmade.

Schwerlich werden meine Leser diesen Namen verstehen. Er wird sich aber bald erklären. Als ich einmal wieder bey meinem Gärtner war, murrte er über die Menge von Blattläusen, die seine Rosenstöcke verdürben. Es ist wahr: die Menge an den

Rosen-

Rosenstielen war unbeschreiblich. Sie saßen fünf bis sechs Mann hoch über einander, und gleichwohl hatte jede ihren Saugstachel, zwischen der Schicht, wo sie saß, durch, und in den Stiel der Rosenknospe eingesteckt.

Als ich so davor stand, und den Greuel der Verwüstung — zugleich aber die Unzufriedenheit in dem Gesichte meines Gärtners sahe, erblickte ich auf dem einen Rosenblatte eine große grüne Made, und an einem Stiel mitten unter den Armeen der Blattläuse, eben eine solche, die im Begriff war, eine Blattlaus nach der andern zu verzehren.

Sehe er hier her, rief ich meinem Gärtner zu. Hier hat er den Tröster, der ihn wegen der Menge der Blattläuse beruhigen kann. Er weiß es ja schon, daß keine Thiere mehr Feinde haben, als die sich so ungeheuer vermehren. Also auch die Blattläuse, damit immer in der Natur das gehörige Gleichgewicht erhalten werde. Sonst würde das Pflanzenreich bald untergehen. Sehe er einmal, wie lustig sich dieser Würger unter den Blattläusen macht, und wie er eine nach der andern schmaußt? Hier hat er abermal ein klares Zeugniß der Vorsehung, die seinen Pflanzen nichts mehr nehmen läßt als was sie missen können. Ein Mann, wie er, der schon so viele Erfahrungen hat, muß nicht mehr murren, wenn er einen kleinen Schaden tragen, und den Geschöpfen Gottes, die doch auch leben wollen, etwas abgeben soll. Es ist von der Vorsehung immer schon

ein

ein anderer bestellt, der den Schaden entweder mindert, oder ersetzt.

„Was ist denn das für eine grüne Made," fragte mein Gärtner?

Es ist die Stempelmade, die ich ihm nun beschreiben will. Besehe er sie erst einmal durch dies Glas. Er wird finden, daß die Haut dieser Made ganz voll kleiner Punkte ist, und wie Chagrin aussieht. Betrachte er einmal den Patron da unter den Blattläusen, der sich eben in die Höhe richtet, und gebe er Achtung, ob er nicht in dem hellen Kanale des spitzigen Vorderkopfs einen schwärzlichen Strich bemerkt. Dies ist der merkwürdigste Theil dieses Insekts, von dem ich hernach mit ihm reden will. Nun aber wollen wir das Ding betrachten, wie wirs hier auf dem Blatte vor uns haben, und hernach will ich ihm seine merkwürdigsten Eigenschaften erzählen.

1) Seine Größe ist ohngefähr einen halben Zoll lang, und, wo es am breitesten ist, eine gute Linie. Die Farbe ist so grasgrün, daß man es kaum von dem grünen Blatte unterscheiden kann. Ueber den Rücken geht der Länge nach ein weißer Strich, der aus lauter kleinen Körnern besteht. Am Ende desselben zeigt sich eine Oeffnung, die den Unrath ausführt, die sich aber völlig auf dem Rücken befindet. Das ist schon eine Abweichung von andern Thieren, daß dieß Insekt den After auf dem Rücken hat. Eigentliche Füße, wie eine Raupe, hat es nicht; sondern es sind vielmehr, wie bey allen Larven dieser

Art,

Art, fleischige Warzen, von verschiedener Größe. Die ganze Gestalt des Körpers ist kegelförmig. Der spitzige Theil vorn, der dickere hinten. Den ersten, den ich seinen Rüssel nenne, kann es nebst den ersten Ringen des Körpers ungemein spitz und lang ausstrecken, wie denn der ganze Körper aus solchen beweglichen Ringen besteht. Recht lang ausgestreckt ist es einen halben Zoll lang. Bey der mindesten Berührung zieht es sich um zween Theile seiner Länge zusammen, daß es wie eine ovale Kugel aussieht. Dies das Allgemeine; nun das Besondere.

2) Hat ein Insekt besondere merkwürdige Eigenschaften an sich; so ist es dieses. Ich kann ihm viel davon erzählen, und will ihm jetzt nur viere nennen: die merkwürdige Bildung seines Kopfs; seine Blattlausjagd; seine Gefräßigkeit und seine Verwandlung.

Bey allen uns bekannten Thieren behält doch der Kopf immer einerley Gestalt; hier aber nicht. Denn der Kopf dieser Made verändert sich jeden Augenblick. Bald wird er lang, bald kurz, bald rund, bald platt. Bald zieht er sich in dieser, bald in jener Gestalt zusammen, und das alles mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit, daß man mit dem Auge kaum folgen kann. Sehe er selbst zu, ob sichs nicht so verhält. Schwerlich kann also der Kopf dieses Geschöpfs, wie bey großen Thieren, und den meisten Insekten, knochenartig, schuppicht oder knorplicht seyn; sondern er muß vielmehr aus sehr biegsamen Muskeln bestehen.

Wenn

Wenn sich die Made recht lang gestreckt hat; so wird der Vordertheil des Kopfs beynahe zwo Linien lang, und so durchsichtig, wie ein Schneckenhorn. Dann zeigt sich inwendig ein schwarzer Strich, dessen ich oben schon gedacht habe. Es ist kein bloßer Strich, sondern ein eigenes Instrument, das in dieser häutigen Röhre wie ein Stempel auf- und niedergeht, und inwendig wieder hohl ist. Von diesem Instrumente nenne ich die Made Stempelmade, und er soll gleich hören: warum?

Denn damit geht die Made auf die Blattlausjagd, die gewiß viel merkwürdiges hat. Der Feind liegt hier unter einer Menge von Thierchen, wie ein Wolf mitten unter den Schafen, und keins davon regt sich oder widersetzt sich gegen ihn. Er ist ein einziger, und viele hundert Blattläuse umringen ihn, ohne die geringste Furcht zu äußern. Sehe er selbst, wie dieser hier vielen Schichten von Blattläusen auf dem Rücken liegt, und sie tragen ihn geduldig. Nach Belieben holt er eine nach der andern aus der Schicht heraus, saugt sie aus, ohne daß auch nur eine derselben auf die Flucht bedacht wäre. Ist das nicht eine besondere Einrichtung, daß sich diese Thierchen, die sich so ungeheuer vermehren, mit der äußersten Geduld, ohne alle Gegenwehr, von einem einzigen Feinde, schlachten und würgen lassen?

Aber wie schlachtet und würgt er die Blattläuse? Ich muß sagen, daß ich in geraumer Zeit nicht erst habe hinter dieses Geheimniß kommen können. Was andere davon sagten, war mir nicht hinreichend.

Ich

Ich wollte es selbst sehen. Man sagt: er habe am Ende des Rüssels drey kleine Spitzen, wie ein Dreyzack. Damit bemächtige er sich seines Raubes, spieße die Blattlaus auf, ziehe sie unter seine ersten Ringe, und sauge sie aus. Nachdem ich die Art und Weise, wie er mit den Blattläusen zu Werke geht, mehr als hundertmal, mit guten Vergrößerungen, betrachtet habe; so habe ich gefunden, daß sein eigentliches Verfahren darin bestehe. Er faßt die Blattlaus mit den beyden Vorderränden des häutigen Rüssels, wie mit ein Paar Lippen. Dann sieht es aus, als ob derselbe vorn wie ein Dreyzack gestaltet sey. Alsdann sticht er den braunen Stämpel in den saftigen Körper derselben, und nun fängt der Stämpel an, mit der größten Geschwindigkeit auf und nieder zu gehen. Man kann zusehends wahrnehmen, wie der Saft in dem Körper der Blattlaus abnimmt und weniger wird. In Zeit von einer Minute ist sie so rein ausgesogen, wie ein ausgeblasen Ey, daß nichts, als die Haut übrig bleibt. Also bestehet die Art und Weise, wie er die Blattlaus aussaugt, in einem wirklichen Auspumpen des Safts. Wie sonderbar!

Ueber seine Gefräßigkeit geht fast nichts. Zwanzig bis dreyßig Blattläuse reichen kaum bey ihm zu einer seiner Mahlzeiten zu machen, und deren hält er viele in einem Tage. Sichtbar nehmen die Schichten dieser kleinen Rosenfeinde ab, und die Stängel werden leer, wo sich nur einer dieser Blattlausfeinde gelagert hat. Er hat unter den ohnfüßigen Blatt-

lausfressern den ersten Rang, und behauptet ihn auch. Denn er verzehrt vom Anfange seines Daseyns bis zu seiner Verwandlung viele Legionen. Die Vorsehung hat ihn also vorzüglich dazu bestellt, dies ungeheuer sich vermehrende Volk der Insekten in Respekt zu erhalten, damit es nicht zum Schaden der Menschen zu weit über die Gränze gehe.

Seine Verwandlung ist eben so merkwürdig. Ich habe mir oft das Vergnügen gemacht, sie zu beobachten, weil sie die wenigsten Umstände erfordert. Ich setze einen Rosenzweig in ein Arzeneyglas mit Wasser, und verklebe den Rand desselben mit Wachs, damit sich das Wasser einige Tage halte. Doch müssen an den Stängeln Blattläuse genug sitzen, damit dieser Heliogabalus unter ihnen keinen Mangel hat, sondern immer offene Tafel halten kann. Auf einem Blatte liegt er selbst, und verzehrt eine Schicht Blattläuse nach der andern. Unter Mittage ruhet er gemeiniglich; aber von Sonnenaufgang an bis gegen neun Uhr, und von vier Uhr des Nachmittags bis in die Nacht, würgt und frißt er.

Wenn er nun seinen vollen Fraß vollendet hat, und recht ausgewachsen ist; so schickt er sich zur Verwandlung an. Man kann es daraus abnehmen, wenn er die Blattläuse verläßt, und sich auf ein Blatt begiebt. Insgemein macht er dazu des Abends den Anfang, und am andern Morgen findet man ihn nicht mehr in seiner vorigen Gestalt. Er hat sich dann schon von einem Blatte ein kegelartiges perga-

mentähnliches Gehäuse verfertiget, welches man kaum für die Wohnung der vorigen grünen Made halten sollte. Wer es nicht weiß, wird nimmermehr sagen können, was es ist, was darin steckt, was darin vorgehet, und was es wird. Hierin ruhet er nun vierzehn Tage, höchstens drey Wochen, in welcher Zeit er erst den Puppen- oder Nymphenbalg annimmt, der wie eine kleine Dattel gestaltet ist. In diesem Nymphenstande findet man ihn, wenn man nach vierzehn Tagen die Verwandlungshülse öffnet. Ist die äußere Schaale des Balges schon bräunlich; so ist die Zeit seines Auskommens nahe. Denn die Verwandlungsgesetze dieser Made sind eben dieselben, als bey allen übrigen seines zahlreichen Geschlechts. Was meynt er wohl, was heraus kommt? eine ehrliche Fliege. Er hat sie oft gesehen, aber nicht gewußt, daß diese grüne Made, wenn ich so reden soll, ihre Mutter ist. Sie sitzt auf den Johannis- und Stachelbeerbüschen: vorzüglich auf den Rosenstöcken, wo die meisten Blattläuse wohnen; auch auf andern niedrigen Gesträuchen und Blumen. Es ist die Fliege, die so schwerfällig fliegt, wenn man sie aufjagt, und gleich wieder auf die nächste Pflanze niederfällt. Sie ist gar nicht scheu. Man kann sie mit den Fingern aufnehmen. Es ist eine eigentliche Blumenfliege. Denn sie geht nach keinem Aase. Sie unterscheidet sich durch ihre großen Augen und flachen Hinterleib von allen andern. An diesem befinden sich sechs halbmondförmige gelbliche Flecken, und der Brustschild ist bräun-

lich. Wegen ihrer großen Augen habe ich diese Fliege immer gern zergliedert. Denn sie zeigen unter dem Vergrößerungsglase die Sechsecke, sogar mit ihren Pupillen, am allerherrlichsten, deren sie auf jeder Seite, oder in jeder Halbkugel viertausend, also auf beyden Seiten achttausend Augen, hat. Sonderbar ist es doch auch, daß, da sonst jede auskommende Fliege ihre Größe, darin sie auskommt, behält, diese im Anfange ungleich größer ist, als nachher in ihrem vollkommenen Zustande, da sie gleichsam kleiner wird, und einkriecht, wenn sich alle ihre Theile völlig entwickelt haben. *) Das erste Geschäfte dieser ausgekommenen Fliegen ist dieses, daß sie sich paaren, und die Mutterfliege ihre Eyer ablegt. Man brauchts ihr nicht zu sagen, wo sie hinfliegen und ihre Eyer ablegen soll. Sie weiß es von selbst sehr gut, und begiebt sich blos an die Pflanzen, die mit Blattläusen am meisten bevölkert sind. Vorzüglich hab' ich sie des Morgens früh an den Rosenstöcken gesehen. Da spatziert sie erst eine Zeitlang, bald an den mit Blattläusen besetzten Stängeln, bald auf den Blättern herum, und ehe man sichs versieht, ist ein Ey auf ein Blatt, und dort wieder eins, gelegt. Sobald die kleine Made

*) Musca *Pyrastri* Linn. die Birnfliege. Wegen ihrer spatelförmigen Fühlhörner auch die Spatelfliege. Man hat noch eine ähnliche mit vier gelben Gürteln des Hinterleibes: Musca *Ribesii* Linn. Johannisbeerfliege, oder die Fliege des eigentlichen Reaumürischen Blattlausfressers: Ver mangeur des Pucerons.

auskommt, die bey der Geburt noch weißlich ist, sieht sie sich schon nach ihrer Nahrung um. Sie kriecht gleich an einen Stiel, der mit Blattläusen bevölkert ist, ergreift mit ihrem Rüssel eine, sie sey groß oder klein, und fängt an, sie auszupumpen. Da nun die Blattläuse des Rosenstocks alle einen hellgrünen Saft haben; so fängt auch in dem Augenblicke die Made an, grasgrün zu werden, und bis zu ihrer Verwandlung grün zu bleiben.

Nun sage er selbst, lieber Gärtner! was das für eine weise Einrichtung ist? Die Fliege thut nichts, als daß sie einige Tage von Blumensafte lebt, hernach die Eyer legt, aus welchen der Blattlausfeind kommt, der diese Insekten bey Tausenden verzehrt — Die Fliege stirbt, sobald sie ihr kurzes Lebensgeschäfte vollendet hat. Die Made verwandelt sich wieder in Fliege, und diese sorgt für die Erhaltung ihrer Art, wie eine Mutter nur für ihre Kinder sorgen kann. Ist das Zufall, oder ists weise Ordnung der Vorsehung, die uns vor einer Art schädlicher Insekten verwahren will, die wir sonst nicht zwingen könnten, und die in diesem Stück schon auf eine so wunderbare Weise für uns gesorgt hat, daß wirs nimmermehr begreifen, oder mit unserem Verstande darauf kommen könnten, wenn wirs nicht mit Augen sähen. — Ich dächte: er murrte nicht wieder.

LXXI.

LXXI.

Einige berichtigte Naturirrthümer im Thierreich.

Wenn auch die Naturgeschichte keinen weitern Nutzen hätte, als daß sie den Aberglauben vertilgt, und die Menschen von vielen Irrthümern und Vorurtheilen befreyet: wäre der nicht schon groß genug? Ich habe in meinem nützlichen Allerley schon einige dergleichen Naturlügen vom Wurme des tollen Hundes — von den sogenannten Zahnwürmern *) gerügt. Die Sache ist zu wichtig, als daß ich nicht noch einige derselben berichtigen sollte. Je mehr ihrer ausgemerzt werden, desto mehr gewinnt die Wissenschaft, und der Mensch selbst durch Erkenntniß der Wahrheit, die ein Jeder zum

*) Im 5ten B. S. 368. Ungeachtet ich in dieser Schrift, und im hannoverischen Magazine öffentlich gegen die Mittel wider die Zahnschmerzen, insonderheit gegen den Dampf des betäubenden und giftigen Bilsenkrauts geschrieben: so muß ich dennoch zum Erstaunen, in unserem quedlinburgischen Volkskalender von 1782, dieses Mittel als ein sehr bewährtes und empfohlnes lesen. Wie viele Unwissende werden dadurch, bey der fast allgemeinen Plage von Zahnschmerzen, zum größten Schaden ihrer Gesundheit, verführt. Eine vornehme Frau gebrauchte dies Mittel auf Anrathen eines Wundarztes. Die Folge war, daß sie betäubt wurde, und einige Tage und Nächte in eine ordentliche Schlafsucht verfiel. Ist

richtigen Denken und Handeln braucht, und die ihn allein von Vorurtheilen frey macht. Ich will in dieser Absicht das ganze Thierreich durchgehen, und

I. mit den Saugthieren den Anfang machen.*)

1) Der Mensch und sein Geschlecht ist von jeher sowohl, als andere Thiere durch einen fabelhaften Wust verunstaltet worden. Wie viel falsches hat man nicht von den Patagonischen Riesen erdichtet? Zwölf Fuß hohe Menschen hatten die Reisenden, auf eben so verhältnißmäßig großen Pferden, über die Gebirge wegreuten gesehen. Nachdem die Sache durch wahre Naturforscher untersucht worden, sind diese vermeynte zwölffüßige Riesen bis zu sechshöchstens siebenthalb Fuß eingekrochen, und haben sich wieder in ordentliche Menschenstatur verwandelt. So wie die Reisenden Riesen lügen konnten; so haben sie auch Zwerge gelogen, wovon man jetzt weiß, daß die Quimos und andere Zwergnationen ins Reich der Fabeln gehören. Wenn Klima und Lebensart Menschen von siebenthalb Fuß hervorbringen können — giebt es doch dergleichen schon in Europa

aber ein solcher Anfall auf die Kopfnerven noch nicht genug, uns zu warnen? Dessen ungeachtet bleibt man dabey: wir haben die Würmer aus den Zähnen mit ihren schwarzen Köpfchen, und ganz krumm, mit unsern Augen gesehen, ohne darauf zu hören, daß ihnen Erfahrne durch den Augenschein beweisen können, daß es die Saamenkeime des Bilsenkrauts sind.

*) Das mehreste aus Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte: dritte verbesserte Auflage. S. 1783.

Europa und in Deutschland — warum sollte nicht Grönland und Spitzbergen ebenfalls ungewöhnlich kleine Menschenstaturen bilden?

Gewisse Nationen hat man theils für eine Spielart, theils für besondere Gattungen ausgegeben, und sie daher auch mit besondern Namen ausgezeichnet. Dahin gehören die Kackerlacken, Blasards, Albinos oder weiße Mohren. Allein sie sind beydes nicht; nicht einmal eine Spielart; sondern wahre Schwächlinge und Patienten unter dem Menschengeschlecht, wie die weißen Mäuse unter dem ihrigen. Man muß sie also aus der Naturgeschichte in die Pathologie und menschliche Krankenhistorie verweisen.

Es hat viel gekostet, ehe die Menschengeschichte von diesen Irrthümern gereiniget ist, da selbst große Leute, sogar Linné, deren Ansehen viel gilt, lange Zeit damit behaftet gewesen sind. Des Letztern Troglodyten oder unterirdische Nachtmenschen sind ein Gemisch aus der Geschichte jener kränklichen Menschen und des Orangutans; sein Homo *Lar* aber ist zu den wahren Affen zu relegiren. Wer wird auch die in der Wildniß unter Thieren erwachsene Kinder für eine besondere Menschengattung halten, da es ausgeartete moralische Monstra geworden sind? Geschwänzte Menschen; von Natur geschürzte Hottentottinnen; Satyrs; Syrenen; Zentauren, und dergleichen, sind von gleichem Schrot und Korn, und aus Mangel der Kenntniß gewisser Thiere von ähnlichen Gestalten entstanden.

Es giebt also nur eine einzige Gattung im Menschengeschlecht, wie wir jetzt mit Gewißheit wissen, und es ist gar kein Widerspruch mehr darin, daß nicht alle Menschen aller Zeiten und aller Himmelsstriche von Adam herstammen sollten. Die Verschiedenheiten in der Bildung und Farbe des menschlichen Körpers werden bloß durch Klima, Nahrung und Lebensart hervorgebracht. Der Mensch hat ja sowohl einen organisirten Körper, als andere Thiere und Pflanzen. Also kein Privilegium, warum er nicht so gut, als diese: als ein Hund, als eine Taube und Tulpe, ausarten sollte? So brennt die Sonnenhitze den Mohren schwarz, und macht ihn kraushaaricht; so wie hingegen die Kälte in nordischen Zonen weiße Farbe, und kleine Statur bildet. Alle diese Verschiedenheiten aber fließen so unvermerkt zusammen, daß sich keine andere, als bloß willkührliche Gränzen festsetzen lassen. *)

Die Entstehung der Farbe hat zu vielen Zweifeln Anlaß gegeben. Man hat behauptet, daß die Mohren schon im Mutterleibe schwarz wären. Allein Fakta sind entscheidender, als Hypothesen. Im Göttingischen Naturalienkabinet befindet sich ein fleischfarbiger Hottentottenembryo und ein Negerfötus aus Curaßao von grauer Farbe. **) Ich selbst besitze einen Negerfötus, der ganz braungelb aussieht, und die erste Meynung zu begünstigen scheint.

Allein

*) Blumenbachs Handbuch der N. G. S. 60.

**) Göttingischer Taschenkalender 1779. S. 72.

dung, zwischen dem Menschen und der ganzen übrigen thierischen Schöpfung. Sie halten sich zwar in den innersten Wäldern von Angola, Congo u. s. w. auf, wo sie sich auf den Bäumen eine Art von Laube gegen Wind und Wetter machen; falsch aber ist es, daß sie sich vor Aufgang der Sonne in einen Kreis versammelten, und nach einem gewissen Tone, den der eine in der Mitte angäbe, und die andern nachmachten, eine Art von Gottesdienst halten sollten. Es sind Thiere und bleiben Thiere, und ob sie sich gleich gerne nach den Feuern der Indianer ziehen; so sind sie doch zu unvernünftig, als daß sie es mit nachgelegtem Holze zu unterhalten verständen.

b. Der eigentliche Orangutang: Simia Satyrus. Wie oft mit dem vorigen unter dem gemeinschaftlichen Namen: Waldmensch, Pygmäe, verwechselt? Bloß auf Borneo zu Hause. Wird nur vier Fuß hoch. Es ist keine Untergattung des Schimpansen; sondern von weit schlankerm, schmächtigerm Wuchs; kleinerem Kopf; ganz anderer Gesichtsbildung, und dicht behaartem Leibe. Es giebt noch andere Gattungen menschenähnlicher Affen, die von dem wahren Orangutang der Art nach verschieden sind, und große Zergliederer irre gemacht haben, als der langzottige Affe, mit einer stark gewölbten Stirn und [illegible] den selbst Schürze haben sollte. Es ist nichts als eine Verlängerung gewisser Theile, die vermuthlich von einer Schlaffheit herrührt, welche im Klima, im Salben

*) Göttingischer Kalender 1780. S. 40.

Es giebt also nur eine einzige Gattung im Menschengeschlecht, wie wir jetzt mit Gewißheit wissen, und es ist gar kein Widerspruch mehr darin, daß nicht alle Menschen aller Zeiten und aller Himmelsstriche von Adam herstammen sollten. Die Verschiedenheiten in der Bildung und Farbe des menschlichen Körpers werden bloß durch Klima, Nahrung und Lebensart hervorgebracht. Der Mensch hat ja sowohl einen organisirten Körper, als andere Thiere und Pflanzen. Also kein Privilegium, warum er nicht so gut, als diese: als ein Hund, als eine Taube und Tulpe, ausarten sollte? So brennt die Sonnenhitze den Mohren schwarz, und macht ihn kraushaaricht; so wie hingegen die Kälte in nordischen Zonen weiße Farbe, und kleine Statur bildet. Alle diese Verschiedenheiten aber fließen so unvermerkt zusammen, daß sich keine andere, als bloß willkührliche Gränzen festsetzen lassen. *)

Die Entstehung der Farbe hat zu vielen Zweifeln Anlaß gegeben. Man hat behauptet, daß die Mohren schon im Mutterleibe schwarz wären. Allein Fakta sind entscheidender, als Hypothesen. Im Göttingischen Naturalienkabinet befindet sich ein fleischfarbiger Hottentottenembryo und ein Negerfötus aus Curaßao von grauer Farbe. **) Ich selbst besitze einen Negerfötus, der ganz braungelb aussieht, und die erste Meynung zu begünstigen scheint.

Allein

*) Blumenbachs Handbuch der N. G. S. 60.

**) Göttingischer Taschenkalender 1779. S. 72.

Schürze haben ſollte. Es iſt nichts als eine Verlängerung gewiſſer Theile, die vermuthlich von einer Schlaffheit herrührt, welche im Klima, im Salben

*) Göttingiſcher Kalender 1780. S. 40.

menschenähnliches Ansehen, als der eigentliche Orang-utang. Es bleibt also immer ein mächtig großer Abstand, auch schon in Rücksicht der äußern Bildung,

*) Sparrmanns Reise nach dem V. d. g. H. S. 172.

dung, zwischen dem Menschen und der ganzen übrigen thierischen Schöpfung. Sie halten sich zwar in den innersten Wäldern von Angola, Congo u. s. w. auf, wo sie sich auf den Bäumen eine Art von Laube gegen Wind und Wetter machen; falsch aber ist es, daß sie sich vor Aufgang der Sonne in einen Kreis versammelten, und nach einem gewissen Tone, den der eine in der Mitte angäbe, und die andern nachmachten, eine Art von Gottesdienst halten sollten. Es sind Thiere und bleiben Thiere, und ob sie sich gleich gerne nach den Feuern der Indianer ziehen; so sind sie doch zu unvernünftig, als daß sie es mit nachgelegtem Holze zu unterhalten verständen.

b. Der eigentliche Orangutang: Simia Satyrus. Wie oft mit dem vorigen unter dem gemeinschaftlichen Namen: Waldmensch, Pygmäe, verwechselt? Bloß auf Borneo zu Hause. Wird nur vier Fuß hoch. Es ist keine Untergattung des Schimpansen; sondern von weit schlankerm, schmächtigerm Wuchs; kleinerem Kopf; ganz anderer Gesichtsbildung, und dicht behaartem Leibe. Es giebt noch andere Gattungen menschenähnlicher Affen, die von dem wahren Orangutang der Art nach verschieden sind, und große Zergliederer irre gemacht haben, als der langzottige Affe, mit einer stark gewölbten Stirn und horizontal hervorragendem Schnauze, den selbst Camper, als einen Orangutang beschrieben, und der gewiß mehr, als eine bloße Spielart desselben ist. Die Zergliederung des wahren Orangutang hat es schon dargethan, wie unrichtig es sey, solchen

für

für eine verunstaltete und ausgeartete Menschenrace auszugeben. Denn daraus ist erwiesen, daß dergleichen sogenannte menschenähnliche Geschöpfe nie einer menschlichen Rede, oder eines natürlichen aufrechten Ganges, fähig seyn können. Es sind blos Thiere mit vier Händen.

LXXII.

Fortsetzung des ein und siebzigsten Stücks.

3) Die Paviane, Papio. Diese haben gar nichts menschenähnliches, sondern mehrentheils eine breite Schweineschauze, wie denn auch ihre Stimme grunzend ist.

4) Die Meerkatzen, Cercopithecus. Wer diese in andern Welttheilen, als blos in Südamerika sucht, irrt sich.

a. Der Coaita, Beelzebub, Panisçus. Man möchte es beynahe unter die Fabeln rechnen, was von ihrer List und Jagd erzählt wird; allein es ist erwiesene Wahrheit: daß sie mit ihrem langen Rollschwanze Fische fangen: daß sie im Stande sind, sich von einem Baume zu einem andern, zwischen welchem ein schmaler Fluß ist, hinüber zu schwänken. Sie hängen sich, wie eine Kette, von einem Aste herunter an einander, und schwanken so lange über dem Wasser hin und her, bis der unterste den jenseitigen

Baum

Baum erreicht, und fest hält, da denn der erste los läßt, und die ganze Kette hinüber fliegt.

b. Die Sanguinchen. Der Uifiti oder Jacchus: so klein, daß er in einer Cocosnußschaale Raum hat. Diesen habe ich hier zu Anfang des Mayes 1788 gesehen. Er fraß gern kleine Fische.

5) Das Faulthier; der Ai, Bradypus. Ob dieses Thier gleich so faul ist, daß es nie mehr, als einen Fuß auf einmal aufhebt, und erst jedesmal wieder ausruhen muß, ja auf funfzig Schritt einen ganzen Tag zubringt; so kann man ihm doch deswegen, wie viele gethan haben, nicht alle Thierklugheit absprechen. Augenzeugen versichern: es sey listig genug, um seinen Feinden, den kleinen amerikanischen Tigern, auf allerhand Art zu entgehen, und stark genug, sich im Nothfall gegen sie zu wehren. Es ist ein Irrthum, wenn man behauptet, daß es viel genieße. Es frißt wenig, säuft gar nicht, und kann einen ganzen Monat hungern.

6) Das Schuppenthier, Manis, ist lange Zeit von den Reisenden und Naturforschern unter die Eidexen gezählt; allein es ist eine ganz eigene Gattung von Thieren, die zwar in der Bildung und Lebensart viel Aehnlichkeit mit dem Ameisenbär, Myrmecophaga, hat; ohne Zähne, mit einer langen runden Zunge, zum Unterschiede aber einen völlig mit den härtesten Schuppen bedeckten Körper hat, die den Tannenzapfen gleichen, und sehr sauber gestreift sind. Man hat diesem Thiere allerley Absichten

sichten wegen seiner Schuppen angedichtet; jetzt aber weiß man die eigentliche wahre. Sie sind ihm das, was dem Stachelschweine und Igel seine Stacheln sind. Wenn es zornig wird; so richtet es die Schuppen in die Höhe, welche alsdann mit den scharfen Rändern wie Scheermesser vorstehen. Zugleich wickelt sichs wie eine Kugel zusammen, daß sich ihm kein Thier, ohne gefährlich verwundet zu werden, nahen darf.

Ich besitze den Balg des kurzschwänzigten fünffingrichten, der mit dem Schwanze wohl zwey gute Ellen in der Länge hat.

7) Das Stachtelthier, Hystrix, wozu unser Schweinigel gehört. Es ist falsch, daß derselbe nur von Mäusen leben soll. Er fängt Ratten, Kröten und Insekten. Eben so unrichtig ist es, daß er seine Nahrung nur aus dem Thierreich nähme. Seine vorzüglichste Speise sind Früchte, die er sich öfters an seine Stacheln spießt, und in sein Lager trägt.

Der Malakkische Igel ist wegen einer besondern Panäze'e in falschem Ruf gewesen. Zuweilen erzeugt sich in seiner Gallenblase ein Stein, den man Piedra del porco nennt, und mit großen Summen als eine göttliche Medizin bezahlt hat. Es war aber ein kostbarer Irrthum.

Das afrikanische Stachelschwein rasselt im Zorn dergestalt mit seinen Stacheln, daß man erschrickt; falsch aber ist es, daß es solche ordentlich als Pfeile gegen seine Verfolger abschießen sollte. Man hat

es

es vielleicht daraus geschlossen, weil ihm im Herbste die Stacheln ausfallen, und sie alsdann gesammelt und verkauft werden.

8) Die Fledermaus. Bey diesen Thieren gehört es zur Fabel, daß man der bekannten geöhrten doppelte Ohren zugeschrieben hat. Ihre Ohren sind aber so einfach, wie bey den andern, und alle Theile ungeheuer groß. Daher das Thier ein sonderbares Ansehen hat.

12) Das Eichhörnchen, Sciurus. Unter diesen zeichnet sich das fliegende besonders aus, das man aber fälschlich mit der Fledermaus vergleicht. Sein Flug, und das dazu dienende Mittel ist von ganz anderer Art. Im eigentlichen Verstande fliegt dies Eichhörnchen gar nicht. Es thut nur weitere Sprünge, und dazu dient ihm dies schlappe Fell, das blos von den Vorderfüßen nach den Hinterfüßen zugeht, auf der Seite wegläuft, und wovon schon unsere gemeine Eichhörnchen eine Spur haben. Aufwärts und durch die Luft können sie damit nie fliegen, nicht einmal wagerecht; sondern nur immer schief herunterwärts.

Unsere gemeine Eichhörnchen werden in Norden, besonders an den Ufern des Obi und am Baikalsee, im Winter grau, und geben das bekannte Grauwerk (petit gris), wovon der Bauch unter dem Namen Vewam zu Futtern gebraucht wird. Es ist also ein Irrthum, daß das Grauwerk von einer besondern großen nordamerikanischen Gattung von Eichhörnern käme.

13) Das

13) Das Murmelthier, Marmota. Zu den Fabeln von diesem Thiere gehört die besondere Heufarth derselben zu ihren Höhlen. Eins legte sich auf den Rücken, würde mit Gras und Heu beladen, und so führten es die andern bey dem Schwanze nach dem Lager. Das aber ist keine Fabel, daß eins allezeit Wache hält, wenn die andern weiden, und sie durch ein helles Pfeifen warnt. Wenn sie im tiefen Schlafe liegen, kann man sie stückweise zerschneiden, ohne daß sie erwachen. Man findet sie sogar auf den isolirten Klippen in Savoyen, die im ganzen Jahre kaum sechs Wochen lang von Schnee befreyet sind, so daß es scheint, die dasigen Murmelthiere durchschlafen wenigstens zehn Monate vom Jahr, und bringen kaum sechs Wochen ihrer ganzen Existenz wachend zu.

Die norwegischen Lemminge, Lemmus, emigriren in ganzen Legionen wie die Zugheuschrecken von einer Gegend in die andere. Wahr ist es, daß sie bey ihrem Zuge, in gerader Linie, über Berg und Thal, durch Seen und Flüsse, bis zum Orte ihrer Niederlassung gehen. Viele Naturforscher haben behauptet, daß die Lemminge zuweilen aus den Wolken fielen, und daß es solche vom Himmel regne. In den neuesten und besten Schriften hält man dies Vorgeben für eine wunderliche Sage und Fabel. Theils, sagt man, habe ihre unerwartete und unbemerkte Ankunft, theils der Fall, daß die von den Raubvögeln aufgenommenen wieder heruntergefallen wären,

wären, dazu Anlaß gegeben. Allein Pennant *) hat neuerlich aus einigen Faktis erwiesen, daß der Fall nicht unglaublich wäre, da man Beyspiele habe, daß durch heftige Wirbelwinde auf den Feroinseln viele Fische aus dem Meer, und ganze Haufen Heringe, in einer außerordentlichen Weite, auf die höchsten Berge geführet würden. Es sey also eben so wohl möglich, daß es auf diese Art Lemminge, als daß es aus dieser Ursache Frösche regne.

14) Die Hausmaus ist nichts anders, als die kleine Ratte, nur daß sie nicht so wie diese umherschweift. Allein die weißen rothäugigen Mäuse sind keine besondere Art; sondern bloße Kackerlacken oder Schwächlinge in ihrer Art. Sie sind aber nicht blind, wie einige wollen; sondern nur lichtscheu, weil sie die Hellung nicht ertragen können, und in derselben die Augenlieder fest verschließen.

Der Rattenkönig ist ein wahres Naturfaktum, aber durch Volkssagen und Zusätze sehr verunstaltet. Falsch ist es, daß eine Ratte mit drey oder vier Köpfen zum König geboren werde. Wahr aber ist es, daß sich die Ratten, entweder bey ihrer hitzigen Begattung, oder wenn sie bejahrt sind, und der Ruhe pflegen, oder auch, wenn sie Gift gekriegt haben, und zusammenkriechen, bey sechsen, neunen und mehrern, mit den Schwänzen dergestalt verwickeln,

*) Pennant Thiergeschichte der nördlichen Polarländer von Zimmermann. Einl. S. 54.

wickeln, daß sie nicht wieder aus einander kommen können, und in diesem Zustande, wiewohl selten, gefunden werden. Dies ist der berufene wahre Rattenkönig, den man zu leugnen nicht Ursache hat.

LXXIII.

Abergläubische Sprüchwörter.

Dergleichen giebt es noch manche im gemeinen Leben. Einige gebrauchen sie zum Scherz; andere glauben sie noch. Es liegt aber allemal eine gewisse Zweydeutigkeit darin, die sowohl etwas Wahres als Falsches anzuzeigen scheint. Gemeiniglich aber verwahrt sich der Aberglaube dabey, statt einen Grund anzugeben, mit seinem gewöhnlichen: es ist nicht gut, oder man kann doch nicht wissen. Es ist so, wie es ist, u. s. w.

1) Es ist nicht gut, wenn es der Braut in den Kranz regnet. Freylich wird dadurch der Kopfputz verdorben, und das ist nicht gut. Aber das ist der Sinn nicht. Vielmehr soll es Uneinigkeit und Unsegen in dem künftigen Ehestande bedeuten. Was kann dazu der Regen in dem Brautkranz beytragen, den die Braut von nun an selbst ablegt? Wie kann der Regen Einfluß haben in das Glück und Unglück, in die Einigkeit und Uneinigkeit des künftigen Ehestandes, da dies allein von dem guten oder schlechten Betragen der Leute gegen einander abhängt?

2) Wenn

2) Wenn der Hausherr stirbt; so muß man die Bienen rücken; sonst sterben sie. Andere haben die Gewohnheit, daß sie alsdann auch die Pferde, insonderheit das Reitpferd des Hausherrn, umziehen lassen, damit sie nicht sterben. Zufälliger Weise kann das immer einmal geschehen seyn, daß bey dem Tode des Hausherrn ein Sterben unter die Bienen gekommen ist; allein es ist kein Gesetz, noch weniger liegt in dem Tode des Herrn, und der ungeschehenen Verrückung der Bienenstöcke ein Zusammenhang, und ein Grund, daß, wenn sie nicht geschiehet, die Bienen sterben müssen, und, wenn sie geschiehet, dieselben leben bleiben.

Es kann die Sache ganz natürliche Ursachen gehabt haben, davon aber der Aberglaube nichts wissen will. Die Bienen sind ein zärtliches und ekelhaftes Volk. Der mindeste Aasgeruch vertreibt und tödtet sie. Kommt eine Schnecke in den Stock, und sie können sie nicht gleich mit Wachs überziehen; so gehen sie gleich fort. Kanns nun nicht seyn, daß die Leiche eines verstorbenen Hausherrn bey heißen Sommertagen viele faule Ausdünstungen bis zum Bienenhause verbreitet, und ein Sterben unter den Bienen verursacht hat: die Stöcke mögen gerückt seyn, oder nicht? Der Aberglaube aber ruft: das kommt daher, daß die Stöcke nicht gerückt sind. Oder beym Tode des Hausherrn pflegt im Hause nicht alles so ordentlich, wie sonst, zuzugehen. Die Bienen werden nicht gehörig abgewartet. Es kann seyn, daß sie dann ihrem Herrn im Tode nachfolgen. Ich weiß aber hundert Beyspiele für eins, daß Bienen-

väter, Amtleute und Oekonomen gestorben; die Bienen nicht gerückt; aber auch nicht gestorben sind. Ob denn das bey den abergläubischen Leuten keinen Eindruck macht?

So ist es auch mit dem Umziehen der Pferde. Es kann einmal das Reutpferd des gestorbenen Herrn bald nachgefolgt seyn, weil es nicht oft genug geritten, abgewartet, und durch Stehen krank geworden ist. Was ist nun die Ursache seines Todes? Daß es nicht umgezogen ist. Wie viele Officiers sterben; ihre Pferde bleiben stehen, wo sie stehen, und sterben nicht. Sagt mir nur, lieben Leute! was kann die Veränderung und nicht Veränderung des Orts für ein Grund seyn, oder dazu beytragen, den Tod von den Thieren abzuhalten, oder zu befördern? Was kann auch der Tod des Hausherrn für Beziehung just auf die Bienen und Pferde, und nicht auch auf die Schafe, Rinder, Tauben und Hühner haben? Ja! heißt es: es trifft nur die, womit er sich am meisten beschäftiget hat. Von den Pferden kann es möglich seyn, daß sie die Abwesenheit ihres Herrn fühlen, sich grämen und sterben, wie man von Hunden und Katzen dergleichen Beyspiele hat; aber von den Bienen ist der Fall anders. Im ersten Fall würde das Pferd auch ohne Umziehen gestorben seyn. Doch wir haben die Sache noch näher. Sollte blos der Tod des Hausherrn durch solche Umstände des Orts dergleichen Wirkungen nach sich ziehen; so müßten, dächt' ich, Weib und Kinder weit eher, als Bienen und Pferde, nachfolgen. O! weg doch!

mit solchen unvernünftigen Gedanken! Es ist eine Vorsehung, ohne deren Willen kein Sperling vom Dache fällt.

3) Es ist nicht gut, wenn dir ein Hase über den Weg läuft. Wer dieses als ein Räthsel aufgiebt, pflegt die eben nicht sehr witzige Auflösung beyzufügen: besser ists, wenn du den Hasen in der Schüssel hast. Nach der Logik des Aberglaubens aber heißt das so viel: wenn dir ein Hase über den Weg läuft; so macht er eben durch sein Querlaufen gegen dich, der du in gerader Linie auf ihn zukommst, einen Kreuzweg — und auf dem Kreuzwege ist es nicht gar zu richtig. Da hausen die Hexen. Da kann dir leicht ein Unfall begegnen. Es giebt wirklich noch so abergläubische Leute, die sogleich umkehren, und ihre Reise einstellen, wenn ihnen des Morgens früh bey der Ausreise ein Hase über den Weg läuft, weil sie sich fest einbilden, daß ihnen nun auf der Reise ein Unglück zustoßen müsse.

Dieser Aberglaube ist alt. Die Römer hatten ihn schon, und es war unter ihren Augurs einer von den berüchtigten Grundsätzen bey ihren albernen Wahrsagereyen aus dem Lauf der Thiere, oder Fluge der Vögel: deine Reise wird nicht glücklich ausfallen, wenn dir ein Hase entgegen kommt.*) In den neuern Zeiten, da die Hexengeschichten dazu kamen, wurden die Hexen mit eingeflochten, und es hieß: wenn dir ein Hase über den Weg läuft; so

*) Inauspicatum dat iter oblatus lepus.

wirst du auch nicht glücklich reisen. Die Kreuzwege waren es sonderlich, wo die Hexen ihr Wesen haben sollten. Und da man fast jedes Thier, das einem entgegen kam, für eine verwandelte Hexe ansahe; so kann dieser Aberglaube dadurch seine nähere Bestimmung erhalten haben. Doch kann der Ursprung dieser Meynung auch darin liegen, daß man den Hasen als ein Sinnbild der Furchtsamkeit gebrauchte. Gleich war auch der Glaube bey der Hand: dir ist ein so furchtsames Thier begegnet; also wird dir gewiß auch etwas begegnen, was dich in Furcht und Schrecken setzt. War es ein Fuchs; so wird man dich bald betrügen.

Geht doch dieser alberne Aberglaube noch so weit, daß an einigen Orten die Sage ist: wenn ein Hase an eine Stadt, oder an ein Dorf läuft, oder sich an einem ungewöhnlichen Orte sehen läßt: so wird daselbst bald ein Feuer entstehen.

Auf einer Reise begegnen einem mancherley Thiere. Hat jedes eine Vorbedeutung, oder kann man jedem eine Vorbedeutung geben; so ist es ein Mittel, seinen Witz zu üben, und sich auf eine nicht unangenehme Art die Zeit zu verkürzen. Das Beste ist, daß die Bedeutungen und Wahrsagungen nicht eintreffen. Wenigstens weiß ich, daß sich der Jäger nicht daran kehrt, wenn ihm ein Hase über den Weg läuft. Er hat ihn in der Quer desto besser zum Schuß.

4) Wer einen Diebesdaumen im Bierfasse hat, der hat Abgang und Nahrung.*)

Dies ist eine der gottlosesten und unvernünftigsten Arten des Aberglaubens. Gottlos: weil man dadurch Diebereyen und Betrügereyen fortsetzen will. Unvernünftig, weil man dem Diebesdaumen die Kraft zuschreibt, dem Biere Abgang zu verschaffen. Wie kann ein abgesondertes Glied von einem Diebeskörper noch stehlen — noch eben das fortsetzen, was der Dieb in seinem Leben aus freyer Entschließung seines Willens that? Nein! der Daumen thut es an sich nicht. Der Teufel thuts durch dieses Mittel. Denn alle körperliche Theile gerichteter Missethäter mögen wohl ihm gehören. Ein schönes Eigenthum, das ich ihm nicht beneide! Der arme Wicht! Warum kann er denn nicht so schon dem Biere Abgang verschaffen? Warum muß er sich dazu eines so elenden und verworfenen Mittels bedienen? Warum muß es denn eben der Daumen seyn? Der Dieb hat ja immer mit beyden Händen gestohlen.

Andere pflegen auch das sogenannte Kleidchen, welches einige Kinder mit auf die Welt bringen, ins Bierfaß zu werfen, um die Nahrung zu befördern. Dergleichen Kinder werden auch für besondere Glücks- und Segenskinder gehalten, und eben darum soll auch ihr Geburtskleidchen Segen bringen. Es ist

*) S. das sieben und dreyßigste Stück dieses Bandes, wo dieser Aberglaube umständlicher abgehandelt ist.

aber in der Sache selbst gar nichts unnatürliches. Bey der Geburt sprengt das Kind gewöhnlich mit dem Kopfe das Wasserhäutchen, worin es gelegen hat, schiebt es zurück, und dies kommt, als die Nachgeburt, am Nabelstrange, nach. Dabey geschiehet es denn zuweilen, daß sich diese Haut nicht zurückschiebt, sondern, wenn das Wasser heraus ist, das Kind dicht umschließt, und mit ihm zur Welt kommt. Das wird nun als ein besonderes Glückszeichen angesehen. Wer sollte sich aber vorstellen, daß das Glück dieses Kleidchens sich bis aufs Bierfaß erstrecke? Ich möchte wohl den ersten Gedanken wissen, den der dabey gehabt hätte, als er auf den Einfall kam, dies Kleidchen zuerst, als ein Segensmittel, ins Bierfaß zu werfen.

LXXIV.

Fortsetzung des drey und siebzigsten Stücks.

5) Niemand will gerne der Katze die Schelle anhängen: Ein sehr bekanntes Sprüchwort, das von manchem ganz unrecht verstanden wird, weil ers von der Hexenfurcht auslegt. Denn die Hexen verwandeln sich, nach der Naturgeschichte des Aberglaubens, in keine Thiere lieber, als in Katzen. Dies ist aber eine ganz falsche Erklärung des Sprüchworts. Der wahre Ursprung rührt von einer alten Fabel von dem Reichstage her, den die Mäuse einmal

mal unter einander hielten. Die Hauptfrage war: wie sollen wir uns vor unsern grimmigsten Feinden, den Katzen, Sicherheit verschaffen? Lange saß die Versammlung in tiefem Stillschweigen. Endlich sprang ein naseweises junges Mäuschen hervor, und sagte: ich weis ein Mittel. Laßt uns doch den Katzen Schellen anhängen; so können wir sie hören, und gleich in die Löcher laufen. Vortrefflich, hieß es. So weit sahe keiner. Du bist würdig, Großkanzler zu werden. Gut! aber nun trat eine alte erfahrne Maus hervor. „Du hast gut sprechen. Das wäre kein übles Mittel. Aber wer will denn der Katze zuerst die Schelle anhängen? Hast du Lust; so gehe hin. Es wird dir wohl bekommen.“ Da schlich sich ein Mäuschen nach dem andern fort. Daher das Sprüchwort: in gemeiner Noth viel Rathgeber; aber keiner will der erste seyn, der ihn ausführt, oder der Katze die Schelle anhängt.

6) Wer eine Katze todt schlägt, hat kein Glück darnach. Wahrscheinlich wieder aus der Hexenschule, darin alle Katzen für Hexen gehalten werden. Freylich würde sich denn der Hexen Anhang und Patronschaft zu rächen suchen. Aber, wenn eine Hexe so viel kann, daß sie ein anderes Wesen annimmt, und sich in eine Katze verwandelt; so ist sie herzlich dumm, daß sie sich, als Katze, todtschlagen läßt. Es reichen keine zweyhundert Katzen, die ich bey Untersuchung der Eingeweidewürmer zergliedert habe. Es ist mir aber kein Unglück begegnet. Als Thier betrachtet, was kann die Katze für Unglück

bringen, wenn sie getödtet wird? Eher schadet sie im Leben, weil ihr Biß gefährlich ist, weil sie Kinder im Schlafe erstickt, weil sie Feuer verursachen kann, u. s. w. Aber freylich, als Hexe — Wer es glaubt, mag sich fürchten.

7) Wenn das Kind des Abends mit der Katze spielt; so schläft es nicht. Dies kann sehr natürlich zugehen. Die Katze ist gewohnt, bey dem Kinde in der Wiege zu schlafen, legt sich auch wohl über des Kindes Hals; dadurch wird das Kind gedrückt, und schläft sehr unruhig; ja es wird wohl gar durch seinen Beyschläfer erstickt.

Bey dieser Gelegenheit kann ich Aeltern und Kinderwärterinnen nicht genug vor diesen Gesellschaftern in den Schlafkammern der Kinder warnen. In dem Dorfe Hohndorf, im schlesischen Fürstenthum Jauer, wurde noch vor kurzem, im Jenner 1786, ein Kind von zwölf Wochen von einer Katze erstickt. Des Nachts hörte die Mutter das Kind wimmern, und jagte die Katze, die sich um dessen Hals geschlungen hatte, aus der Wiege — nicht aber zur Kammer hinaus. Des Morgens fand sie die Katze wieder auf des Kindes Halse; dieses aber erstickt *).

8) Wenn ein todtes Vieh aus dem Stalle gezogen wird; so muß gleich hinter dem Abdecker ein Eimer Wasser nachgegossen werden; sonst stirbt das übrige Vieh. Wie gut wäre es, wenn ein Eimer Wasser, der hinter dem Abdecker hergegossen wird,

*) Deutsche Zeitung 1786. S. 14.

wird, die Kraft hätte, das übrige Vieh zu erhalten? Wie viele hundert Eimer würde der Oekonom bey einem Viehsterben daran wenden? Allein was kann der eine Eimer thun? Und warum just hinter dem Abdecker her? Damit er nicht wiederkomme, und mehr nachhole? Das darf er so nicht, wenn kein Stück weiter stirbt. Also müßte der, auf diese Art nachgegossene Eimer, ein Erhaltungsmittel des übrigen Viehes werden. Er kann es natürlicher Weise, weil durch das Wasser vielleicht etwas Gift, das das herausgeschleppte Kadaver nachläßt, weggespühlt wird, wodurch die übrigen leicht könnten angesteckt werden. Er kann es nicht, wenn man dabey voraus setzt, das Stück Vieh sey keines natürlichen Todes; sondern durch Hexerey gestorben.

9) Wenn man zu Jemand ins Haus, oder in die Stube kommt; so muß man sich, ehe man wieder weggeht, wenigstens einen Augenblick niedersetzen; sonst nimmt man den Leuten die Ruhe mit. Ein sehr gemeines Sprüchwort, das fast noch an allen Orten im Gange ist, ohne daß die Leute den Grund davon wissen. Vermuthlich hat dadurch einmal Jemand einen eilfertigen Freund bewegen wollen, etwas länger zu bleiben. Bleibst du nicht; so nimmst du mir und den Meinigen alle Ruhe, die wir uns so lange nach deiner Ankunft gesehnt haben. Denn öfters hat man Besuch von Leuten, von denen man nicht einmal wünschen möchte, daß sie sich niedersetzen. Sie würden uns die Ruhe nehmen, wenn sie länger blieben.

10) Wenn deine Kinder Zähne bekommen, und sie wollen nicht durch; so gieb ihnen einen Erbschlüssel in die Hand, daß sie sich damit das Zahnfleisch reiben; so werden sie bald durchbrechen. Warum denn eben ein Erbschlüssel? Dies ist bey der Sache Aberglaube; das übrige geht sehr natürlich zu. Durch das Reiben des Zahnfleisches an einem harten Körper wird es weich und dünne, daß die Zähne leichter durchbrechen. Es thut das aber ein jeder anderer glatter harter Körper: polirter Knochen, Elfenbein und hartes Holz. Wird doch das Durchbrechen der Zähne durch das Ritzen des Zahnfleisches schon erleichtert.

11) Bey dem Niesen muß man zu dem, der nieset: Gott helf! sagen: sonst bekommt es ihm nicht.

Eine sehr alte Gewohnheit! Die Alten konnten sich in die gewaltsame Erschütterung des Körpers beym Niesen nicht finden, noch weniger den eigentlichen Ursprung desselben entdecken, da es nichts anders ist, als ein geschwindes krampfichtes Zusammenziehen des dünnen Häutchens der Nasenlöcher, das von einer Kitzelung entsteht. Daher sahen sie es als etwas außerordentliches an, wie denn die Griechen sich selbst einen eigenen Gott des Niesens erdichtet haben, und der Wunsch unter ihnen gebräuchlich war: Zeus erhalte dich.

In Siffrids Chronik stehet davon folgendes: Im Jahr 590 war die Pest in Italien. Wenn die Leute nießten; so fielen sie bald plötzlich zu Boden.

Daher

Daher sey der Gebrauch bey dem Niesen entstanden: Gott helfe dir. Mit dir wirds bald aus seyn. Und dieser Gebrauch habe sich nachher immer erhalten, den Niesenden einen Wunsch der göttlichen Hülfe zu thun, der sich fast noch bey allen Nationen und in allen Sprachen findet. Daher pflegen wir Deutschen, wenn wirs recht fein geben wollen: nicht mehr: Profit, oder Gotthelf; sondern Contentement, zu sagen. Ob aber das Niesen, auch ohne diesen Wunsch, schlechterdings übel bekommen müsse, ist eine Furcht des Aberglaubens.

LXXV.

Unglück und Glück beysammen.

Eine besondere Geschichte der Vorsehung.

Diese Geschichte, die ich jetzt erzähle, hat sich am 29sten May 1788, auf der Roßtrappe hinter Thale, zugetragen: an dem Orte, wo die Natur selbst schon furchtbar schöne Werke zusammengehäuft hat: an dem Orte, wo ich so oft mit Entzückung gewesen bin, und vor dieser Geschichte erst acht Tage vorher gewesen war. Eine Geschichte, wobey die Vorsehung des Weltregierers bey Erhaltung des Menschenlebens abermal bewiesen hat, daß sie Unglück mit Glück verbinden, und die Umstände so fügen kann, daß die Größe des Unglücks durch das dabey obwaltende Glück vermindert werde. Am

dreyßig-

dreyßigsten meldete mir ein Freund aus Thale folgendes:

„Gestern hat sich hier eine schreckliche Geschichte zugetragen: eine Geschichte, die fürchterlich, traurig und wunderbar erfreulich zugleich war. So widersprechend dieses zu seyn scheint; so ist es doch wahr. Hören sie die Geschichte nur vom Anfange bis zum Ende, und fragen sich hernach selbst, ob sie nicht Grausen, Verwunderung und Freude dabey empfunden haben.“

„In voriger Woche wollen sich zween Fremde auf der Roßtrappe besehen. Unbekannt mit dem Wege, fragen sie auf der Straße ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren, welches sich entschließt, sie herauf zu führen. Als sie oben sind, bemerkt das Mädchen, daß unter der Roßtrappe, wo man nach dem Kessel herunter sieht, auf der rechten Seite, wo der Brand geschehen ist, einiges trocknes Holz am Berge liege.“

Dies ist mir, aber nicht allen meinen Lesern verständlich. Die Roßtrappe ist ein gerader Felsen, der von unten aus der Tiefe, wie ein Zuckerhut, in die Höhe geht, und mit noch weit höhern Felsen umgeben ist, in deren Krümme unten die Bode in einer unabsehlichen Tiefe fließt, und auf der Seite herunter, wo oben die Vertiefung in dem Felsen wie eine Roßtrappe ist, unten den fürchterlich schäumenden Kessel formirt, der bey der strengesten Kälte nie zufriert *).

Wenn

*) Auch nicht in dem vorigen strengen Winter 1788 in 1789; nämlich der eigentliche Kessel.

Wenn man oben auf dem äußersten Rande der Roßtrappe steht, und über die Klippe hinuntersehen will; so muß man sich auf den Bauch legen, und so hinunter sehen, weil es sonst ohne Schwindel nicht möglich ist. Von hier aber geht der Felsen fast in gerader Schnur herunter. Auch die Absätze und vorragenden Klippen sind so steil, daß sich kein Thier halten kann. In dieser Gegend herum hat die Heide und das Strauchwerk durch Unvorsichtigkeit vor einiger Zeit gebrannt, und es ist daselbst alles Buschwerk entweder weggebrannt, oder bey der Gefahr weggehauen. Mithin ist kein Strünkchen am ganzen Felsen mehr zu sehen, und die Heruntersicht bis zum brausenden Kessel in der nachtvollen Tiefe völlig frey. Alle diese Umstände zusammen werden die Geschichte erst interessant machen. Also weiter.

„Als das Mädchen nach Haus kommt, erzählt es der Mutter, daß da oben trocknes Holz liege. Es wolle hin, solches zu holen.“

Das gute Mädchen! Aus kindlicher Pflicht will sichs in die Gefahr begeben, um seiner Mutter etwas Holz zu holen. Segnet die Gebeine dieses braven Mädchens, ihr guten Kinder! die ihr die süße Pflicht fühlt, euren Aeltern beyzustehen. Denn es ist nicht mehr auf dieser Unterwelt. Seine Seele ist schon im Himmel, und seine Treue belohnt. So gut es das Mädchen auch meynte; so wurde es doch von der Vorsehung gewarnt, daß dies für seine Jahre und Kräfte keine Arbeit sey. Eine Regel für alle Kinder, wenn sie es auch gut meynen, es mit Ueberlegung zu

thun

thun, und sich in keine Gefahren zu wagen, denen sie noch nicht gewachsen sind!

„Die Mutter will es erst nicht zugeben; das Mädchen versichert aber: es sey nicht gefährlich, und sie willigt ein.“

Dies war ein Fehler der Mutter, die vielleicht die Gefährlichkeit des Orts so nicht kannte. Sie hätte sich erst bey andern, die daselbst Bescheid wußten, erkundigen sollen. Doch was wagen nicht arme Leute, um eine Hand voll Holz zu bekommen! Es erfolgte aber Tags vorher eine abermalige Warnung.

„Als das Mädchen des Mittwochs früh fort will, wird es in dem Augenblick des Weggehens durch eine andere Frau abgehalten, die es für sich auf die Bleiche schickt. Allein am Donnerstag früh um vier Uhr macht sichs auf den Weg, und nimmt seinen Bruder von eilf Jahren, und seines Vaters Bruders Sohn von zwölf Jahren zur Begleitung mit. Die Knaben wollen anfänglich durchaus nicht; lassen sich aber endlich doch bereden.“

So gehts unter Kindern, die ohne Aufseher sind, und selbst noch nicht Verstand genug haben, sich zu regieren. Eins verführt das andere. Da wird bloß von der Lust gesprochen, die man sich machen will; aber an die Gefahr wird nicht gedacht. Die Weigerung der Knaben ist abermals ein Wink der Vorsehung. Diese beyden wurden auch erhalten. Wer hat des Herrn Sinn erkannt?

„Als

„Als sie oben hinkamen, kletterten sie rechts hinter der Roßtrappe etwas schräge herab (da wo wir standen, als wir nach dem Kessel hinuntersahen)."

Auf dieser Seite geht es erst wie ein flaches Dach herunter; hernach kommt gleich der schroffe gerade Abfall des Felsen bis in die Tiefe.

„Von hier klettern sie immer tiefer herab, ohne es selbst zu merken. Ehe sie sichs aber versehen; so rollt ein Stein, auf welchem der Knabe von zwölf Jahren steht, unter seinen Füßen weg, und der Junge fährt mit seinem Körbchen auf dem Rücken in den Abgrund. Die andern beyden stehen dabey, und indem sie so hinterher sehen, wo der Junge geblieben ist, und mit Aengstlichket daran gedenken, wie sie ihm helfen wollen, werden sie schwindlicht, und — stürzen hinterdrein. — Denken sie sich, liebster Freund! die rasende Höhe nur von oben bis in die Mitte; ferner die steilen Felsenwände, und sagen sie, ob es glaublich ist, daß nur eins dieser Kinder davon gekommen sey, ohne alle Knochen zerschmettert zu haben? Und dennoch sind zwey davon nicht nur am Leben geblieben; sondern auch nicht sehr beschädigt. Nun kommt erst das merkwürdigste, und der deutlichste Beweis einer liebenden und alles leitenden Vorsehung. Als sie ungefähr hundert und funfzig Ellen herabgestürzt sind — dies ist kaum der dritte Theil der ganzen Tiefe — kommen sie auf einen Absatz vom Felsen, auf welchem noch einige alte Stämme stehen, und bleiben liegen. Der eine Junge, der Bruder des Mädchens, von eilf Jahren, ist frisch

und gesund, außer daß er ein kleines Loch im Kopfe hat; der andere von zwölf Jahren hat auch nur einige kleine Löcher im Kopfe, und eine starke Kontusion am Arme; das Mädchen auch, nur hat sich dieses ein Loch in die Schläfe gefallen. Der erste Junge frägt seine Schwester, ob sie noch lebe; diese kann aber nur einige unvernehmliche Sylben stammeln und seufzen. Ein Beweis, daß sie schon einen tödtlichen Stoß bekommen hat! Erstaunen werden sie, wenn sie das folgende hören. Beyde Jungens mögen denn doch wohl so betäubt und zerstoßen seyn, daß sie da auf der Klippe ganz ruhig einschlafen, und einige Stunden schlafen. Wahrscheinlich ist ihnen eine Ohnmacht zugestoßen. Wie, wenn sich einer nur etwas im Schlafe umgekehrt hätte; so gieng er vollends in den Abgrund. O! du wachendes Auge des treuesten Menschenvaters, wie hast du diese verlassenen in so großer Gefahr bewahrt, da ihnen kein Mensch helfen konnte!«

„Als der Bruder mit seinem Vetter erwacht, sind sie ganz matt; doch frägt er abermal die Schwester, was sie mache; erhält aber keine Antwort. Vermuthlich ist da das Mädchen schon todt gewesen. Er aber — ein Junge von eilf Jahren — entschließt sich kurz und gut, zu versuchen, ob er nicht die vier hundert Ellen, die er heruntergestürzt war, auch wieder heraufklettern könne; braucht aber vorher die Vorsicht, seine Schwester mit einem Stricke, den er bey sich hat, an dem Stamme fest zu binden, damit sie nicht ganz in den Abgrund herunterstürzen möch-

te

te — und nun geht das Klettern los. — Der andere ist zu schwach, muß also zurück bleiben. Er aber klettert von neun Uhr bis um ein Uhr des Nachmittags immer im Zirkel an dem Felsen herum, und kommt endlich glücklich herauf. Wie aber, ist ganz unerklärbar, und er kann es auch selbst nicht sagen? Sie wissen selbst, daß da kein Büschchen steht — daß die Felsen so steil und perpendikular sind, als wenn man an einem Thurme herauf wollte. Eher ists möglich, mit Lebensgefahr eine Strecke herunter, als herauf zu kommen, weil die Absätze so überstehen, daß sich Niemand halten, geschweige herauf kommen kann. Gleichwohl kommt der Junge wohlbehalten an. Jeder Mensch hier im Orte erstaunt, da doch fast alle, besonders die Holzhauer, der Gegend kundig sind, und weiß sichs nicht zu erklären. Sie können leicht denken, daß verschiedene ihn schon, wie den Kayser Maximilian auf der Gemsenjagd, durch einen weißen Geist haben herauf führen lassen. Wir wollen aber den Geist fahren lassen, und die Vorsehung preisen, die dem Jungen doch Steige, Wege und Umstände gezeigt hat, wodurch er ohne Wunder herauf gekommen ist. Gerade auf — wars unmöglich. Er muß also immer im Zirkel, auf lauter Schneckenwegen, um den Fels herumgeklettert, und dadurch unvermerkt immer etwas höher gekommen seyn. Das erhellet auch schon daraus, daß er über vier Stunden auf dem Wege zugebracht hat. Kurz, hier muß man eine höhere Hand erkennen. Wäre der Junge nicht herauf gekommen; so wußte

kein Mensch, wo die Kinder geblieben waren, und beyde Jungens hätten auf die erbärmlichste Art verhungern müssen. Dieser eine aber mußte das Werkzeug werden, die traurige Begebenheit im Orte bekannt zu machen.“

„So fort wurde Anstalt gemacht, die beyden andern zu retten. Es wurden Waschlinien und Glockenseile genommen, an welchen man Leute herab ließ. Zehn Waschlinien mußten zusammengeschürzt werden, ehe sie bis zu den, noch an der Klippe hangenden Kindern, hinreichten. Eine gute Waschlinie mag immer funfzig Ellen lang seyn. An diesen ließ sich ein Holzhauer, Fricke, mit Lebensgefahr herunter, und brachte den Jungen, so vor sich sitzend, glücklich herauf. Er verdient öffentlichen Dank — den Namen eines Engels, der selbst mit Lebensgefahr eine Menschenseele gerettet hat; Gott segne dafür ihn, und seine Kinder! —“

„Das gute Mädchen aber war todt, und von der Klippe herunter gefallen. Es hieng noch an dem Stricke, woran es des Bruders Hand befestiget hatte. Vermuthlich war es durch das starke Gewitter und den Sturm, am neun und zwanzigsten Abends, heruntergeworfen. Es mußte die Nacht hangen bleiben. Morgen sollen andere Anstalten gemacht werden. Es sollen Leute hin, die es von oben herab, bis unten in den Kessel, lassen wollen, wo es die Fischer heraus holen wollen. Wenn nur nicht dabey noch einer unglücklich ist! — Aber die

arme Mutter! was mag die für eine Nacht gehabt haben?“

Hierbey wird mancher fragen: wenn dabey Vorsehung ist, wie ihr sagt, warum hat denn Gott nicht das Mädchen auch erhalten, wie die andern? Freund! der du so frägst: du gehest zu weit: du frägst zu viel. Kaum dürfen wir bey der Regierung eines sterblichen Königes so weit gehen, und nach den Absichten seiner Kabinetplane fragen. Aber bey der Regierung Gottes in Absicht der Schicksale der Menschen erlauben wir uns wohl noch mehr. Wir fehlen dadurch nicht allein; sondern wir verdunkeln uns auch das noch, was wir zu unsrer Beruhigung sehen könnten. Meine Gedanken davon sind kurz diese: Gott sahe dies alles vorher, auch die Entschließungen der Kinder, diesen gefährlichen Gang zu thun. Darnach waren die Umstände der Dinge, die dabey zusammen kommen, und folgen sollten, eingerichtet. Des Mädchens Leben endigte sich auf diese Art, und wir können den Schluß machen, daß es in Absicht der Folgen dennoch für dasselbe das Beste war, daß es so kam. Die beyden Knaben wurden erhalten, weil ihr Leben in der Folge nützlichere Absichten hatte, als des Mädchens Leben. Uebersehen können wir das nicht; können es auch nicht einmal verlangen. Genug der, von welchem es heißt: von ihm, und durch ihn, und zu ihm sind alle Dinge, muß schlechterdings besser regieren, als wir wissen, denken, glauben und verstehen. Das Mädchen starb denn doch in einer doppelten Wirk-

samkeit, Gutes zu thun. Erstlich für seine Mutter Holz zu holen, und ihr einen Vortheil zu stiften. Zweytens in der wohlthätigen Absicht, seinem gefallenen Bruder beyzustehen.

Vielleicht kann ich bald noch mehrere Umstände zu dieser merkwürdigen Geschichte liefern.

LXXVI.

Fortsetzung des zwey und siebzigsten Stücks.

Berichtigte Naturirrthümer im Thierreich.

15) Die Spitzmaus, Sorex. Unter dieser Gattung ist erst neuerlich eine ganz besondere Art bekannt geworden; nämlich die Wasserspitzmaus, die sich an kleinen Gewässern aufhält, und weit eher als ein eigentliches Wasserthier anzusehen ist, wie die gewöhnliche Wassermaus. Zwar haben die Füße keine Schwimmhaut; allein die Zehen sind mit kurzen Schwimmhärchen besetzt, wodurch das Rudern sehr erleichtert wird. Das merkwürdigste an diesem wirklich sonderbaren Thierchen ist, daß es die Oeffnung des Gehörganges, so lange es unter Wasser ist, durch eine Klappe verschließen kann. Da es wenig zum Vorschein kommt, und sehr schwer zu fangen ist; so hat man auch zeither wenig von ihm gewußt.

16) Bey dem Maulwurf, Talpa, ist es nunmehro als Wahrheit anzunehmen, daß er ein ganz sonderbares Brustbein habe, welches der Vögel ihrem ähnlich ist: ein Irrthum aber ist es, den man lange genug behauptet hat, daß er keine Augen habe, und völlig blind sey. Die Natur aber hat ihm wegen seiner unterirdischen Lebensart so kleine Augen gegeben, daß man sie fast gar nicht wahrnehmen kann. Sie haben auch eine besondere Lage und Einrichtung, damit ihm beym Wühlen die Erde nicht hinein falle. Daß er bey Ueberschwemmungen auf die Bäume klettert, ist auch keine Fabel.

17) Die Beutelratte, Didelphis marsupialis, ist ein so sonderbares Thier, daß es auch in der Einrichtung zur Erhaltung der Jungen, wo nicht selbst bey der Geburt derselben, die sonderbarste Ausnahme macht. Wäre es nicht durch die That selbst erwiesen; so müßte man es für Fabel halten, daß das Weibchen am Bauche eine große Tasche hat, die durch besondere Muskeln und dünne Knochen geöffnet und geschlossen wird, und in deren Boden die Zitzen liegen. Das Sonderbarste ist, daß die Jungen überaus klein, und noch als wirklich unreife Abortus geworfen werden. Doch leben sie, und verkriechen sich gleich in die Tasche, fangen an zu saugen, und die Tasche bleibt so lange geschlossen, bis sie ausgebildet sind, und aus der Tasche gleichsam von neuem geboren werden. Allein der Beutel bleibt auch nach der zwoten Geburt für sie noch immer eine sichere Retirade, worin sie sich bey Ge-

fahren verkriechen, und die Mutter nimmt die Flucht mit ihnen.*)

18) Der Springhase; die zweybeinichte Bergmaus, laculus lerboa. Ein ganz sonderbares Thierchen: des Salomo (Sprüchw. 30, 26.) Kaninchen. Auch auf alten Münzen von Cyrene abgebildet. Die Vorderfüße so klein, daß sie für keine Füße zu rechnen sind. Die Hinterfüße hingegen ungeheuer lang. Auf den letztern hält sichs lange aufrecht, und der steife Schwanz wird sein dritter Fuß. Es springt, nach Art der Heuschrecken, wohl sieben bis acht Fuß weit.

19) Der Hase: Lepus timidus. Es ist mit den gehörnten Hasen keine Fabel mehr. Schon oft, in ganz verschiedenen Gegenden und Zeiten, hat man dergleichen gefunden. Es gehen nämlich aus dem Stirnknochen ein Paar kleine Geweihe, völlig wie bey einem Rehbock, nur kleiner, mit Krone und verhältnißmäßigen Enden.

Unter den Kaninchen, Lepus cuniculus, sind die weißen rothäugigen eben sowohl Schwächlinge oder Kackerlacken, als die weißen Neger; sie können aber

*) Die wahre Beschaffenheit der räthselhaften Erzeugungsart bey diesem Thier ist nun völlig ins Licht gesetzt durch des Chevalier d'Aboville, (Brigadier) genauere Umstände von der merkwürdigen Fortpflanzungsweise der weiblichen Beutelratte; in Lichtenbergs Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte ꝛc. fortgesetzt von Voigt: V. B. 2. St. S. 29. die ich vielleicht in dem folgenden Theile näher beschreibe.

aber das Licht besser vertragen, als andere Thiere solcher Art.

20) Das gemeine Wiesel, Mustela vulgaris, trägt seine Jungen oft im Maule umher. Daher die alte Sage, als ob es die Jungen durchs Maul zur Welt bringe.

21) Das Stinkthier, Viverra putorius. Nicht der Urin dieses Thiers ist so stinkend; sondern ein Saft, der in einem besondern Behältnisse unter der Harnblase befindlich ist, giebt diesen unerträglichen Gestank von sich.

22) Der afrikanische Honigdachs, Meles mellivorus. Dieses sonderbare Thier lebt von Honig und Wachs der wilden Bienen. Es ist keine Fabel, wie er dazu gelangt. Entweder folgt er bey Sonnenuntergang dem Zuge der heimeilenden Bienen; oder der Anweisung des Honigkukuks, der auch den Hottentotten zum Verräther dient. Das sonderbarste an ihm ist, daß sein zottichtes Fell mit der starken Haut darunter, ganz locker, und gleichsam, wie ein Sack über das Fleisch des Thiers herumhängt. Dadurch ist er vor allen Bienenstichen sicher, und die Hunde mögen ihn zerren, wie sie wollen; so können sie ihm nicht schaden.

23) Der gemeine Dachs, Meles Taxus, lebt nicht nur von Früchten, sondern auch von kleinen Thieren. Zur Herbstzeit geht er in die Gärten, und schmaußt die faulen Pflaumen. Wahr ist es, daß er bey seinem Winterschlaf die Schnauze in den Fettbeutel am Hinterleibe steckt.

24) Der Bär, Vrsus arctos. Seine Geschichte ist mit vielen Fabeln verunstaltet. Das Wahre, was wir nun wissen, ist folgendes. In der Jugend nährt sich der Bär fast von bloßen Gewächsen. Nach dem dritten Jahre geht er erst auf Fleisch; doch ist Honig sein größter Leckerbissen. Zum Streit stellt er sich auf die Hinterfüße. Er kann es, und auch aufrecht gehen, weil sein Gerippe, außer dem Kopf und Brustbein, mit dem menschlichen viel ähnliches hat. Seinen Feind überwältigt er nicht sowohl durchs Gebiß, als daß er ihn drückt, und mit den Vordertatzen niederschlägt. Er kann ein ganzes Pferd fortschleppen, und mit seinen scharfen Krallen das Fleisch bis auf die Knochen durchhauen. Einige sagen, daß sie den Winter ohne Nahrung zubringen; die Muttrr aber dabey ihre Jungen säugen könne. Gewiß aber ist es, daß sie allerley Wintervorrath eintragen. Ihr Bleiben ohne Nahrung im Winter wird wohl so, wie bey den Hamstern seyn. *)

Der weiße See- oder Polarbär muß in seiner Natur und Lebensgeschichte ja nicht mit dem vorigen verglichen werden. Er übertrifft jenen an Größe,

und

*) Taube sagt in seiner Beschreibung von Slavonien ꝛc. S. 16. daß der Bär den Sommer so fleißig eintrage, als die Ameisen, und seine Höhle den ersten November mit wildem Obst, Ochsenknochen und Honigseim vollgepfropft sey, und er hernach den Eingang mit Moos und Gras verstopfe. Es sey ein Mährchen, daß sie den Winter mit Schlafen hinbringen, und sich vom Lecken ihrer Tatzen nähren.

und wird bey zwölf Fuß lang. Er hat eine ganz andere Stimme, weißes weiches langzottiges Haar, schwimmt mit dem Treibeise, nährt sich von Fischen, Vögeln, todten Seehunden und Wallfischen, gräbt Leichen aus, und geht Menschen an. Er hält auch keinen Winterschlaf, und, nach den Versicherungen der Reisenden soll seine Leber giftig seyn.

25) Was den Hund, Canis familiaris, betrifft; so ist es

a. ganz sicher und gewiß, daß man mehr, als eine ursprüngliche Stammart von Hunden annehmen muß, da der Bullenbeißer, Dachshund, das Windspiel ꝛc. einen so verschiedenen Körperbau haben;

b. gewiß, daß man sie eben so wenig für ausgeartete Schäferhunde, oder Schakale, als für Wölfe halten darf, da die, in Amerika verwilderten europäischen Hunde den Wölfen vollkommen gleichen;

c. gewiß, daß sich jetzt schwerlich bestimmen läßt, was unter den uns bekannten Verschiedenheiten von Hunden die wahre ursprüngliche, oder blos durch Ausartung entstandene Race, seyn möchte;

d. daß sich alle diese verschiedene Hauptracen nicht nur unter einander paaren und vermischen; sondern daß sie solches auch mit den verwandten Gattungen dieses Geschlechts: mit Wölfen und Füchsen, thun, und mit diesen letztern sogar fruchtbare Bastarde erzeugen.

Die Wölfe haben ihre größte Stärke im Nacken. Sie gehen gesellschaftlich auf größere Thiere. Aus Hunger

Hunger fressen sie alles, sogar Schilf und Erde; und graben auch Leichen aus. Ihre nächtliche Erscheinung auf Kirchhöfen soll zu der alten Sage von Währwölfen Anlaß gegeben haben. Wahrscheinlicher ist mir aber doch, was schon Herodot von den Scythen gesagt hat, daß sie sich jährlich auf eine gewisse Zeit in Wölfe verwandelten, und nachher wieder menschliche Gestalt annähmen. Gewiß haben sie sich in ein Wolfsfell gesteckt, um dadurch auf der Jagd die Thiere desto listiger zu betrügen. Thun doch dergleichen noch die neuentdeckten Amerikaner um den Nootkasund, daß sie sich mit den Fellen der Wölfe und anderer wilden Thiere bekleiden, und sich sogar die Köpfe über die ihrigen ziehen, damit sie die Thiere desto eher für ihres Gleichen halten sollen.

Der Schakal oder Goldfuchs, Canis aureus, zieht schaarenweise des Nachts, und ist ein sehr gefräßiges Raubthier. Es gräbt Leichen aus, und soll auch lebendige Kinder rauben. Verschiedene halten ihn für den ursprünglich wilden Hund, und für Simsons Füchse. Er ist auch oft mit der Hyäne*) verwechselt worden.

*) Was diese, und die folgenden katzenartigen Thiere betrifft; als den Löwen, Tiger, Parder, Pamerthier, den Jaguar, oder amerikanischen Tiger (die Onze); den amerikanischen Löwen, oder den Puma; so beziehe ich mich in diesem Bande auf das 9te und 26ste Stück, wo von ihnen das Wahre und Falsche bereits ist gesagt worden.

LXXVII.

Noch einige nähere Umstände zu der besondern Geschichte von den drey verunglückten Kindern im 75sten Stück.

Am dritten Junius erhielt ich mehr Licht über die besondere Geschichte der Vorsehung mit den an der Roßtrappe verunglückten drey Kindern. Ich hatte meinen Freund gebeten, mir einige Fragen zu beantworten. Hier ist die Antwort.

1) Ist das Mädchen Tags darauf noch heruntergelassen? Nein, weil man von unten zu auch nicht herankommen konnte, und der Kessel unten auch für die Fischer unzugänglich ist. Fricke, der sich Tags zuvor, ohne Rücksicht auf Belohnung, blos aus Menschen- und Vaterliebe, weil er selbst Kinder hatte, mit äußerster Lebensgefahr, an alten morschen Waschlinien, — wie wenn eine gerissen wäre — herunterließ, wagte es nochmals mit gleicher Menschenliebe, und Eifer, auch das todte Kind wieder in die Hände seiner Mutter zu bringen. Er fand es noch in eben der Lage, als er es Abends vorher verlassen hatte. Es lag mit dem Gesichte auf dem rechten Arm; der Strick aber hatte sich bis an die rechte Schulter heraufgezogen. Uebrigens hieng es in einer solchen Lage, daß Fricke die Füße gar nicht sehen konnte. Die Klippe, woran es hieng, war sehr gefährlich, und der letzte Absatz des Felsens.

Wäre es da noch heruntergefallen; so wäre es sicher noch ein Paar hundert Ellen tief bis ins Wasser gestürzt. Auf dieser Klippe stand ein Eichenbüschchen. An diesem mußte sich Fricke mit der einen Hand halten, mit der andern aber das Mädchen bis auf den Absatz der Klippe heraufziehen, um es hier an einem Seile zu befestigen, und dann von den oben dazu bestellten Leuten von einer Klippe zur andern ziehen zu lassen. Er selbst aber mußte nebenher folgen, und nachhelfen, damit es an den Klippen nicht zu sehr zerschlagen würde.

2) Ist das Mädchen sezirt? Nein! Es ist sicher an den Wunden der Schläfe gestorben. Die Kommission von Halberstadt hat es besichtiget. Der Wirbel im Genicke war zerbrochen; daher schlotterte der Kopf von einer Seite zur andern. Vor der Stirn war ein Loch. Die Nase zerstoßen, und hin und wieder noch harte Kontusionen im Gesicht, und an den Lenden. Nach Aussage des Landphysikus hat es nach dem Fall kaum sechs bis acht Minuten leben können.

3) Ist die Mutter eine Wittwe? Nein! sondern ihr Mann ist Kanonirer in Berlin, und jetzt auf der Revüe. Desto untröstlicher ist sie. Zumal da der Mann mit besonderer Aengstlichkeit weggegangen ist, und ihr die Kinder auf die Seele befohlen, und vorgegeben hat: er habe einen schrecklichen Traum gehabt, daß das Mädchen verunglückt wäre. Man hat ihr dieses auszureden gesucht, und vorgestellt, wie sie nachher erst die vorhergehenden Umstände

stände und den Traum dazu setze. Sie aber ist fest dabey geblieben: der Vater habe sie noch beym Weggehen an seinen Traum erinnert, und ihr die Kinder sehr empfohlen. Ist es wahr; so haben wir hier wieder ein Beyspiel von verborgenen Ahndungen und Vorempfindungen der Seele. Die wunderbare Erhaltung des Sohns tröstet sie zwar: auch daß sie das Mädchen vom Holzholen abzuhalten gesucht habe; allein die Vorwürfe des Mannes fürchtet sie am meisten. An sich selbst ist sie kränklich und schwach, und hoffte an der verunglückten Tochter Unterstützung zu haben. Sie verdient das gerechteste Mitleiden.

4) Wie ist der Bruder des verunglückten Mädchens wieder heraufgekommen? Der Felsen ist hier so beschaffen, daß es schlechterdings nicht möglich ist, um den Felsen herumzukommen, um etwa auf diese Art bequemer klettern zu können. Fricke hat es an Eydesstatt versichert, der Felsen gehe auf beyden Seiten so steil herauf und herunter, daß kein Thier sich halten könne. Er würde selbst sonst lieber diese Art heraufzukommen, und noch dazu am Seile gewagt haben. Der Knabe hat also gerade heraufklettern müssen. Dies ist eben das unerklärbarste, wobey der Aberglaube gleich entweder Wunder, oder Geisterhände zu Hülfe nimmt. Die Vorsehung aber weiß die Umstände so zu fügen, daß es doch möglich wird. Wir wollen die Schwierigkeiten hersetzen.

1. Der Felsen so steil, wie ein Thurm.

2. Die überhängenden Absätze machten das Aufklettern desto schwerer.

3. Die Absätze wegen der Trockniß so glatt, daß kein Fuß haften konnte.

4. Keine Vertiefungen, worin der Junge auch nur einen Fuß hätte setzen können.

5. In der ganzen Strecke von beynahe 300 Ellen, die sie herunter gefallen waren, kein Strauch, kein Strunk, kein Steinchen, woran er sich hätte halten können.

6. Blos hin und wieder etwas kurzes Moos, und zwischen den Felsritzen ein Paar Grasstängel, und kleine Törfe, die gleich losrissen, so bald sie Fricke nur anrührte.

Wie ist nun der Junge die 300 Ellen heraufgekommen? Nach seiner eignen Aussage vor der Kommission, die seinen Verstand, Entschlossenheit und Muth nicht genug bewundern können, da er selbst in der größten Gefahr noch den Gedanken hatte, ehe er fortkletterte, seine Schwester, die er nur für ohnmächtig hielt, an einem Stricke festzubinden — hätte ers nicht gewagt, wenn ihn nicht der unerträglichste Durst heraufgetrieben hätte. Dies der erste Wink der Vorsehung, ihn zu seiner Rettung anzuspornen, wodurch denn der andere auch gerettet wurde. „Wie hast du es denn nun angefangen, guter Junge! daß du heraufgekommen bist, ohne wieder zurückzufallen?“

Ich

Ich hielt mich bald an das Moos, bald an den Torf, bald an die Grasstängel, und so kam ich immer weiter. Ich war so leicht, so leicht, daß ich auch nicht einmal ausgefahren bin. Furcht hatte ich nicht; sondern der große Durst war es immer, der mich trieb, und ich freuete mich schon auf den ersten Trunk. Ehe ich michs versahe, war ich oben. Denn die Zeit hat mir nicht lang gewährt, ungeachtet andere sagen: ich hätte vier Stunden geklettert.

Dies ist das zweyte Mittel der Vorsehung, den Jungen durch den Durst so zu treiben, daß er an seine gegenwärtige Gefahr wenig gedacht, sich gar nicht gefürchtet; und dadurch natürlicher Weise seinem Körper eine Leichtigkeit gegeben, welche die Furcht erschwert, und beynahe unmöglich macht. Gewissermaßen ist der Junge in einem ähnlichen Zustande mit den Nachtwanderern gewesen. Was können diese mitten in der Nacht, im tiefen Schlafe, für gefährliche Oerter beklettern, und für sonderbare Abenteuer bestehen?

Die Kommission hat dem Jungen das Zeugniß der besondersten Gegenwart des Geistes, des männlichsten Muths, und einer unverkennbaren Anlage zu einem künftigen sehr brauchbaren Menschen gegeben. Vielleicht liegt in seinem Unglück, und in der Art seiner Errettung der Grund seines künftigen Glücks. Und das wäre denn wieder eine ganz besondere Vorsehung.

5) Wie ist der zweete Knabe durch Fricken eigentlich gerettet? Dieser arme Junge ist gleich-

sam eines zwiefachen Todes gestorben. Denn er ist zum zweytenmal gefallen. Als Fricke herabklettert, ihn zu holen, kann er ihn erst nicht finden. Da er ihm zuruft; so hört er ihn seitwärts unter einer Klippe winseln, kann aber nicht zu ihm kommen. Er ruft ihm also zu, ob er nicht ein wenig um die Klippe herumkriechen könne. Der arme Junge hatte vor Mattigkeit das Körbchen, das er auf dem Rücken trug, nicht los werden können. Dies war jetzt wieder sein Unglück; aber auch sein Glück. Man höre nur. Er sollte nach Gottes Absicht erhalten werden. Dazu mußte auch das, an demselben Tage gekommene Gewitter, und der starke Regen das seinige beytragen. Da der Junge an der Klippe vor Hitze und Durst verschmachten will; so kommt der starke Platzregen. Nun legt er sich auf seinen Korb rückwärts, sperrt das Maul auf, läßt sich immer hinein regnen, und wird erquickt. Der Windwirbel wirft das Mädchen herunter; er aber hält sich.

Auf Frickens Zuruf versucht ers, seitwärts etwas um die Klippe herumzukriechen; der Korb aber ist ihm hinderlich, stoßt an, und stürzt wieder einige zwanzig Ellen, mit dem lautesten Angstgeschrey, herab. Allein der Korb rettete ihn von dem unvermeidlichsten Untergange. Denn mit dem Korbe blieb er zwischen einem großen Stein und einer Ibenstange hängen, und wurde hier völlig eingeklemmt. Just in der Gegend war er stecken geblieben, wo das Mädchen etwas tiefer unter der Klippe hieng. Fricke mußte also herunter, und ihn holen; Tags darauf

aber das Mädchen. Ist hier die Vorsehung zu verkennen?

Dieser arme Schelm liegt noch im Bette, und ist ganz zerschmettert. Am Ellenbogen hat er sich den Arm aus dem Gelenke gefallen, der ihm aber wieder eingerückt ist. Unter dem Kinn ist ein Loch, und an der linken Seite des Kopfs eine starke Kontusion. Uebrigens klagt er über Steifigkeit und Schmerzen in allen Gliedern; doch soll dabey nach Aussage des Arztes keine Gefahr seyn.

Der muthige Kletterer aber, oder der Bruder der Verunglückten befindet sich sehr wohl. Das Loch am Kopfe ist unbedeutend. Nur etwas steif geht er noch, und folgte der Leiche seiner Schwester unter vielen Thränen. Da war denn wohl recht Unglück und Glück beysammen. Selbst beym Fallen hat ihn die Vorsehung erhalten. Denn er sagt selbst: er wäre so gut nicht weggekommen, wenn er nicht mehr gekollert, als gestürzt, und auf den schon unten liegenden Jungen gefallen wäre.

6) Was hat Fricke für eine Belohnung bekommen? Noch zur Zeit nichts. Er hat auch, wie er selbst sagte, darauf gar nicht gerechnet; sondern Menschenliebe hat ihn gedrungen — und Gottes Hand hat ihn bewahrt. Als ihn die andern, die mit ihm bis dahin, wo es zu gefährlich wurde, herabstiegen, abhalten wollten; sagte er: ich muß die Kinder retten. Beynahe ein zweeter Wolremade. Ihr Einwohner von Thale! setzt ihm an der

Stelle, wo er die Kinder rettete, ein Denkmal von Stein, das der Nachwelt sage, was er that!

Denn er dachte nicht an die Gefahr, als er sich hinabließ. Wenn er jetzt selbst hinter her daran denkt, wo er gewesen, und sich die Beschaffenheit der Klippen vorstellt; so schaudert ihn, und nicht für tausend Thaler, sagt er, möchte ers noch einmal auf die Art versuchen. Er wird aber vermuthlich eine Belohnung bekommen, da die Gefahr in dem Protokoll sehr lebhaft geschildert ist. Er frägt aber nicht darnach, ob er gleich eine Frau mit Kindern, und weiter nichts hat, als was er sich verdient. Belohnung genug für ihn, da ihm die Worte der Aeltern des geretteten Kindes ans Herz drangen! Der Ausdruck und die Minen, mit denen sie es sagten, kann keine Feder beschreiben. „Vetter! ihr seyd der Retter unsres Kindes. Ach! womit sollen wir euch das belohnen. Wir wollens auch nie vergessen. Ach! ohne euch war unser Kind verloren!“ Fricke fühlte diesen Dank so ganz, drehte sich um, und große Thränen fielen ihm aus den Augen. Man sahe es ihm an, daß ihm dieser redliche Dank Lohn genug war.

7) Es hat mir gefallen, was der Prediger in der Danksagung für das Mädchen sagte. Man sollte bey diesem Fall nicht sowohl darauf sehen, was durch Menschen mögliche Vorsichtigkeit hätte geschehen können; sondern was durch Gottes Vorsehung wirklich geschehen wäre, indem er zwey Menschenseelen habe retten lassen — empfahl aber mit Nach-

druck den Aeltern Vorsicht und Aufmerksamkeit auf ihre Kinder, und warnte vor allen lieblosen und harten Urtheilen. Des Nachmittags sagte er bey den Worten: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, wie wohlthätig dieses Gesetz für den Menschen wäre. Diese Kinder wären auch in ihren Geschäften gewesen, und hätten ihr Brod auf eine saure Art verdienen wollen, und in diesem Geschäfte wären sie verunglückt. Obgleich das eine dabey seinen Tod gefunden; so müßte doch das die Aeltern trösten, daß es nicht aus Leichtsinn und Muthwillen geschehen wäre, sondern daß es für die Mutter Holz holen wollen, und aus Liebe, das andere zu retten, sich zu weit gewagt hätte.

8) Haben sich dabey weiter keine Arten von Aberglauben geäußert? Mehr als eine. Es sey ehemals in diese Gegend eine Frau gebannt, welche die Kinder herabgestürzt habe. Ein Mann aus Warnstedt habe den Geist des Kindes, acht Taye vorher, unten in den Klippen, ängstlich winseln gehört. Andere wollen einen besondern Jäger im runden Hut mit bloßen Armen der Klippe gegen über, Holz abhauen gesehen haben. Da er aber nichts abkriegen können, habe er lauter Kapriolen gemacht, und sey um die Büsche herumgesprungen.

Mit solchen Possen beschäftigen sich die Menschen bey so ernsthaften Fällen; aber an die Wege der Vorsehung, die sie vor Gefahr warnen, und im Vertrauen zu Gott stärken sollte, denken sie nicht.

LXXVIII.

Fortsetzung des sechs und siebzigsten Stücks.

Berichtigte Naturirrthümer im Thierreich.

26) Die Hauskatze, Felis Catus, hat viel Besonderes, *) wovon ich jetzt nur diesen Umstand anführen will: wie die Katze das sogenannte Schnurren oder Spinnen verrichte? Dies hat erst neuerlich die Anatomie gelehrt. Es wird solches durch ein Paar eigene zarte gespannte Häutchen in ihrem Kehlkopfe bewirkt.

27) Unter den Pferden sind besonders die Englischen wegen ihrer Schnelligkeit im Wettrennen berühmt. Nur zwey haben vor allen den Vorzug erhalten, und ihre Namen stehen noch in den englischen Annalen. Das eine Sterling legte beym ersten Ansatz $82\frac{1}{2}$ Fuß in einer Secunde zurück, mithin schneller, als der Sturmwind, und ein Schiff mit vollem Winde. Das zweyte Childers nur sechs und vierzig Fuß und sechs Zoll; aber dies blieb sich immer gleich, ermüdete nie, und hatte seines Gleichen nicht.

Ueber die Bastarde von Pferd und Esel ist lange gestritten worden. Nunmehro aber weiß man mit

*) Ich beziehe mich, was die ganze Naturgeschichte der Katzen betrifft, auf die Monatsschrift für allerley Leser, I. Jahrg. S. 491. ff.

mit Gewißheit, daß sie sich beyde begatten, und Bastarde von großer Dauerhaftigkeit und Stärke geben, die selbst zuweilen, aber sehr selten, fruchtbar sind.

Eins ist das gemeine Maulthier (Mulus, le Mulet) vom Esel und Stute. Das andere der wahre Maulesel (Hinnus, le Bardeau) vom Hengste und der Eselin.

Dieser letztere ist seltener, und hat Gelegenheit zu der fabelhaften Sage von den sogenannten Jumars gegeben, oder von den vorgeblichen Bastarden, die von einer Stute und Ochsen, oder Kuh und Hengste erzeugt würden, und die nun gerade ins Reich der Fabeln gehören.

28) Unter dem Ziegengeschlecht, Capra, hat man doch wirklich Beyspiele von melkbaren Böcken, die Milch aus den Zitzen geben, dergleichen schon zu Aristotelis Zeiten auf der Insel Lemnos gewesen sind. Erst neuerlich hat sich auf einem Amte bey Göttingen ein solcher Bock gefunden. Die Ziege frißt den giftigen Schierling ohne allen Schaden. Von den unverdaulichen Zasern der Kräuter bilden sich in dem Magen der Gemsen runde Kugeln, wie Bälle, welche Aegagropilae heißen, von dem Aegagrus, dem Bezoarbock in den wildesten Gegenden des Caucasus, in dessen Magen zuweilen der orientalische Bezoarstein gefunden wird. Durch das Lecken mit der scharfen Zunge bey Kälbern, Ochsen und Kühen bilden sich ähnliche Haarkugeln in den Mägen dieser

Thiere. Wie jenen vor Zeiten seltsame Heilkräfte zugeschrieben wurden, so hat der Aberglaube aus diesen Hexenkugeln gemacht.*)

28) Unter allen Saugthieren finden sich am häufigsten unter dem Rindvieh (Bos), aber auch unter den Schafen, Lämmer und Kälber mit sehr mißgestalten männlichen Zeugungsgliedern, welche selbst berühmte Zergliederer fälschlich für wirkliche Zwitter gehalten haben. Gewöhnlich zeigt sich dieser monströse Bau bey Zwillingskälbern, die daher auch zur Fortpflanzung unfähig sind.

29) Das Elensthier, Cervus Alces, hat zu vielen Fabeln Gelegenheit gegeben. Es kratzt sich zuweilen mit der Hinterklaue hinter den Ohren; vermuthlich wenn ihm da ein Engerling, oder eine Oestruslarve sitzt. Es falle in die Epilepsie, und die Krankheit höre auf, wenn es sich auf obige Art blutig kratze. Daher wären Ringe und Halsbänder von Elensklauen bewährte Mittel wider die Epilepsie.

Eben so ist es Fabel, daß sich bey dem Hirsche die Zahl der Enden nach dem Alter richtete. Im vierten Jahre ist er sechsendigt, und nach dem achten ist die Zahl der Enden unbestimmt. Die größten Geweihe sind von vier und sechzig Enden. Falsch ist es, was man von dem hohen Alter der Hirsche sagt. Er wird ungefähr etwas über dreyßig Jahre alt.

30) Der

*) S. Nützliches Allerley: neue Auflage, I. B. 11tes St. S. 377.

30) Der Schweinhirsch, oder Hirscheber (Sus babirussa), hat am Oberkiefer eben so große Eckzähne, oder Hauer, als unten. Noch aber ist es nicht ausgemacht, wozu sie ihm eigentlich dienen mögen: ob zum Hauen, oder Aufrichten an den Zweigen, ist ungewiß.

31) Der Elephant. Es ist nun ausgemacht, daß sich die Elephanten, wie alle übrige Saugthiere, begatten, und sich das Weibchen nur mit dem Vordertheile niederbeuge, um das Hintertheil desto weiter in die Höhe stellen zu können. Ein neugeworfenes Junges hat die Größe eines wilden Schweins, und saugt ordentlich mit dem Maule; nicht aber mit dem Rüssel, wie viele geglaubt haben. Ein recht erwachsener Elephant ist wohl funfzehn Fuß hoch; seinen Rüssel kann er drey Ellen lang ausstrecken, und bis zu einer Elle wieder einziehen. Er frißt täglich so viel, als dreyßig Neger verzehren. Im vierten Jahr brechen die großen Eckzähne bey beyden Geschlechtern durch, die das Elfenbein geben. Sie werden sieben bis acht Fuß lang, und sind desto stärker gebogen, je älter sie werden. Ein einzelner wiegt oft hundert und sechzig Pfund. Das Alter eines Elephanten erstreckt sich doch über zweyhundert Jahre. Das wunderbarste an dem ganzen Thiere ist seine unbegreifliche Gelehrigkeit bey seinem plumpen Körper, und seine außerordentliche Geschicklichkeit, seinen Rüssel und seine übrige Glieder zu gebrauchen.

32) Das Nashorn. Es ist ausgemacht, daß das asiatische nur ein Horn; das afrikanische aber zwey Hörner auf der Nase habe. Das zweyte ist kleiner, und sitzt hinter dem längern nach der Stirn hinauf. Bey beyden Arten ist das Horn nicht, wie bey andern Thieren, am Knochen vest gewachsen; sondern es sitzt blos an einer Fingers dicken Haut, daher kann es schlottern, und, wenn das Thier zornig ist, wieder straff angezogen werden. Irrig ist das Vorgeben, als ob das Nashorn mit dem Elephanten im ewigen Streit lebe. Es fliehet vor ihm.

33) Ein erwachsenes Nilpferd, Hippopotamus, wiegt auf viertehalb tausend Pfund, und hat beynahe die Größe des Nashorns.

34) Die Robben, oder Seehunde, Phoca, sind die wahren Amphibien unter den Säugthieren, weil ihr ganzer Körperbau darnach eingerichtet ist, in beyden Elementen zu leben. Ein Seehundsauge hat eine überaus merkwürdige Einrichtung. Die Thiere sind dadurch im Stande, den Durchmesser desselben nach Willkühr zu verändern, um durch zweyerley Elemente von verschiedener Dichtigkeit, durchs Wasser eben so gut, als durch die Luft deutlich sehen zu können. Dies wird durch den Druck der überaus starken Augenmuskeln auf die äußerste Haut des Augapfels bewirkt, welche letztere an verschiedenen Stellen von verschiedener Dicke ist. Die durchsichtige Hornhaut ist dünne, und giebt nach; von der harten weißen Haut hingegen ist der, zunächst an die Hornhaut anstoßende Theil, so wie

auch der Hintergrund, dick und knorpelartig, ihr mittlerer Gürtel aber ist dünne und geschmeidig, so daß, wenn das Thier durch die Luft sehen will, durch den willkührlichen Druck der Augenmuskeln auf diesen mittlern Theil, die Axe des Auges verlängert, und die Hornhaut gewölbt werden kann, und hingegen unter Wasser, wenn die Muskeln nachlassen, auch die Axe wieder verkürzt, und die Gestalt des ganzen Augapfels der Fische ihrem wieder ähnlich gemacht wird.

35) Die Seekuh, Trichecus Manatus, ist wahrscheinlich das Thier, das ehedem zur Erdichtung von Syrenen, Meerjungfern, Meerweibern und Männern, wie auch Meermönchen und Seemenschen Anlaß gegeben hat. Die sogenannten Lapides manati aber sind gar nicht von diesem Thiere; sondern gewöhnlich ein Theil des äußern Gehörganges und der Pauke des Wallfisches.

36) Unter den Wallfischartigen Thieren, Cetacea, hat der Monodon Narhwal, das See-Einhorn, allerdings zween lange parallele Zähne, oder vielmehr gewundene Hörner von Elfenbein, und sollte eher Zweyhorn, als Einhorn heißen. Sie sind meist eben so lang, als der Körper des Thiers, und haben wohl achtzehn Fuß Länge, und drüber.

37) Der eigentliche Wallfisch, Balaena mysticetus, hält über hundert tausend Pfund am Gewicht. In ältern Zeiten hat man sie zu hundert Fuß gefangen. Es ist erstaunlich, daß dieses Thier

vielen Nationen alles giebt, was sie zur Nahrung und Kleidung gebrauchen. Aus seinen Därmen machen sich die Kamtschadalischen Insulaner Hemden; aus der Haut Schuhsohlen, und aus den Sehnen Bogenschnüre. Was giebt er nicht den Europäern an Thran und Fischbein, welches die Barden, deren er im Oberkiefer sieben hundert hat, liefern, darunter die mittelsten oft zwanzig Fuß lang werden. Im May und Junius ist der beste Fang, da oft viertehalbhundert Schiffe von allen Nationen, jedes mit fünf bis sechs Schaluppen, in einer Zeit von zween Monaten, bey zwey tausend Wallfische fangen.

38) Der Kaschelot oder Portfisch, Physeter macrocephalus, hat den ungeheuersten Rachen, und verschlinget große Hayfische. Von ihm kommt der eigentliche Wallrath, Sperma ceti; auch findet sich unter seinen Exkrementen zuweilen die wohlriechende Ambra.

39) Der Nordkaper, Butzkopf, Delphinus Orca, ist eigentlich der Fisch, der die Heringe durch einen Schwung mit dem Schwanze in einen Wirbel zusammentreibt, und Tonnenweise verschlingt.

LXXIX.

Ein gemeines, aber bewährtes Mittel wider das Blutspeyen.

Ich mag die Reisebeschreibungen besonders gern auch darum lesen, um zu sehen, was dem Menschen in andern Welttheilen schädlich und nützlich ist. Der unverderbten Natur der Wilden schadet das nicht, was der verwöhnten europäischen schon Gift ist. Der Wilde mag sich erhitzen, und gleich darauf ins Wasser springen, oder einen kühlen Trunk thun; es schadet ihm nicht. Nur durch den europäischen Branntwein ist er vergiftet.

In Nordamerika ist in einigen Provinzen, als in Neuyork, die Hitze schon sehr groß. Zwey Männer, erzählt ein Reisender,*) sind kürzlich in Princetown plötzlich gestorben, nachdem sie überhitzt sich mit einem kühlen Trunk zu laben gedachten. In Pensylvanien liegt Philadelphia schon so weit vom Lande, daß keine Seewinde ihr Kühlung zubringen. Der Boden sandicht; die Straßen enge; daher vorzüglich ein größerer Grad von todter Hitze in der Stadt. In den philadelphischen Zeitungen werden oft in solcher Zeit dreyßig und mehrere plötzliche Todesfälle angegeben, welche auf gerichtliche Besichtigung, als Märtyrer der Wärme, und vielleicht unvorsichtig kalten

*) S. Schöpfs Reise durch die nordamerikanischen Staaten, B. I. S. 52.

kalten Trinkens erkannt werden. Hinterher erst wurde das Volk durch öffentlichen Ausruf gewarnt, sich vor kaltem Trinken zu hüten.*)

Das geschiehet nun freylich unter uns nicht, daß das Volk, insonderheit die unvorsichtige Jugend beyderley Geschlechts, durch eine so gute Polizey, insonderheit bey öffentlichen Lustbarkeiten, Bällen, Redouten, Tänzen, wo die Erhitzung so leicht möglich ist, durch einen öffentlichen Herold der Gesundheit vor kaltem Trinken gewarnt würde; allein die Folgen sind auch betrübt genug. Ich habe aus der Erfahrung und aus den Mortalitätslisten anderer Oerter angemerkt, daß, seitdem der Luxus und Wohlleben eingerissen sind, viel mehr junge Leute, theils plötzlich, theils am Blutspeyen und an der Auszehrung, als sonst gestorben sind. Würde jeder Fall genau genug untersucht; so würde der erste Grund gewiß im kalten Trinken bey Erhitzungen gefunden werden. Kann man oft und ernstlich genug dagegen warnen? Kann man die Folgen eines plötzlichen oder langsam schleichenden, und noch schrecklichern Todes — die Wirkung einer einzigen unglücklichen Labeminute für die Sinnlichkeit — lebhaft genug schildern, um die sichere Jugend von diesem Uebel abzuschrecken? Ist es nicht ein Jammer, jetzt so viele blühende Jünglinge und Mädchen dahin welken zu sehen? Was verlieret die Nachwelt? Aus wahrem Mitleiden und Patriotismus schreibe ich dieses, und ich wache, als Vater, fast über keinen Gesundheits-

*) S. 84.

heitsartikel in der Diät meiner Kinder genauer, als über diesen: sie bey Erhitzungen vor kaltem Trinken in Acht zu nehmen. Lieber gebe ich ihnen alsdann etwas Wein, oder Wasser mit Weinessig, als kaltes Getränk. Ja! jeder erhitzte Mensch, er sey wer er wolle, thut besser: er genießt bey Erhitzungen etwas Brod in Franzbranntewein getaucht, als kaltes Getränk.

Wirkt gleich der kühle Trunk nicht immer einen plötzlichen Tod; so verursacht er doch durch die Stockungen des Bluts in den Lungen unheilbare Geschwüre, und ein höchst gefährliches Blutspeyen. Unter unserer Jugend jetzt fast eine Modekrankheit, aus gleichen, oben angeführten Ursachen. Bey dieser Gelegenheit will ich aus wahrer Menschenliebe ein sehr gemeines, aber bewährtes Mittel gegen dieses eingerissene Uebel aus der bereits erwähnten Reisebeschreibung *) anführen, das allerdings verdient gemeinnütziger gemacht zu werden. Bey Philadelphia heißt es unter andern:

„ein Irländisches Weib machte vor einiger Zeit einige glückliche Kuren im Blutspeyen durch gemeines Küchensalz. Sie empfiehlt diesem Uebel unterworfenen Patienten, täglich Morgens einen Theelöffel voll, und allmählich mehr, bis zu einem Eßlöffel voll, etlichemal des Tages zu nehmen. Im wirklichen Anfall vom Blutspeyen muß man kleine Dosen davon oft, und so lange nehmen, bis es aufhört, welches es immer, und unfehlbar in kurzer Zeit

*) Schöpfs Reise S. 117.

Zeit bewirken soll. D. Rush wurde vor etwa drey Jahren mit dieser Kurart bekannt, und hat solche seitdem in mehr denn dreyßig Fällen, und immer mit vollkommen gutem Erfolg, versucht. Es leistet auch dieselbe Wirkung im Nasenbluten und Mutterblutfluß, vorzüglich aber im Blutspeyen. Nur in zween Fällen leistete es die verlangte Wirkung nicht, nämlich bey einem Mann, der ein alter und unbezähmlicher Trinker war, und bey einem andern, der aus Mangel von Zutrauen gegen ein so gemeines Mittel, es nicht in hinlänglicher Menge nehmen wollte. Etwas ähnliches ist zwar schon lange vom Salpeter und Salmiak bekannt; da diese aber nicht so allgemein sind; so verdient diese Erfahrung vom Küchensalz allgemeiner bekannt zu werden.“

LXXX.

Nachlese zur Geschichte des Kraken.*)

Ueber die Wirklichkeit des Kraken sowohl, als des großen Seewurms, oder einer ungeheuren Meerschlange, ist seit geraumer Zeit unter den Naturforschern mit Gründen und Gegengründen gestritten worden. Da die Sache auf lauter Schiffer- und Fischernachrichten beruhet, und eigentliche Naturforscher solche wegen der Lokalhindernisse nicht selbst

*) S. das nützliche Allerley, erste Ausgabe, IV. B. achtes Stück. Neue Auflage, II. B. fünf und sechzigstes Stück.

selbst untersuchen können; so haben die Gegengründe bisher nichts weiter gethan, als die Gründe derer, welche die Wirklichkeit dieser Thiere behaupten, zu entkräften. Die Sache selbst aber, weil sie eine Thatsache ist, die der Augenschein bestätigen muß, ist dadurch noch nicht entschieden.

Da ich in den unten angeführten Schriften die ganze Geschichte des Kraken für Fabel erklärt habe; so will ich doch hier, um unpartheyisch zu seyn, noch eine kleine Nachlese davon liefern, und aus den neuesten Schriften etwas darüber, besonders was die große Wasserschlange, den Seeorm, betrifft, anführen.

Die erste Stelle steht im deutschen Musäum 1785. Jänner bis Junius S. 448. „Wenn ein Maldiver, sagt der V., ein großes Glück macht; so sagt man auf diesen Inseln im Sprüchwort: er habe Ambra oder Towarrbarre gefunden, welches so viel sagen will: er habe einen Schatz gefunden. Zu eben einem solchen Sprüchwort hat der Krak in dem Nordmeere Anlaß gegeben. Mir deucht: es wird den Lesern nicht unangenehm seyn, wenn ich das, was mir selbst von Normännern von diesem angeblichen ungeheuern Thiere gesagt worden, bey dieser Gelegenheit anführe, und mit dem Sprüchwort selbst beweise, daß wenigstens etwas wahres an der Sache seyn müsse.“

Nicht mehr wahres, als das Sprüchwort: der ist plötzlich reich geworden: also hat es ihm der Drache durch den Schornstein zugebracht. Sprüch-

wörter beweisen zwar das Innere Wahre einer geschehenen Sache; aber nicht das, was sich die Leute davon vorstellen, oder wie sie sich die Sache erklären. Das obige Sprüchwort beweiset, daß ein feuriger Strahl könne in den Schornstein gefahren seyn; aber nicht, daß es der Drache sey, der die Leute reich mache. So auch die Sache mit dem Kraken. Ich werde mich unten weiter darüber erklären.

Das angeführte Zeugniß des Pontoppidan von dem Kraken und der Meerschlange als bekannt übergehe ich. Der V. fährt fort:

„Es ist wahr, beyde Thiere lassen alle Behemote und Leviathane weit hinter sich; doch sind die Beweise des Bischofs nicht gerade zu zu verwerfen. Seinen Nachrichten will ich nur hinzufügen, was mir von mehr, als einem Normann bekräftiget worden.“

„Es ist wahr, daß man in Norwegen ein Sprüchwort hat: Han har Fisbet paa Kraaken. Er hat auf dem Kraken gefischt. Damit will der Normann so viel sagen: er hat sein Glück geschwind gemacht. Nichts mehr, und nichts weniger also, als wenn der Maldiver sagt: er hat Ambra gefunden. Der Ursprung beyder Sprüchwörter ist weiter nicht bekannt. Sie sind nun einmal da. Nur dieses sagten mir die Normänner, ohne daß einer jemals behauptet hätte: die Fischer hätten das Thier gesehen. Allein das Sprüchwort hätte vermuthlich seinen Ursprung daher bekommen. Die Fischer bemerkten auf der hohen

See manchmal eine Art von Anzug des Wassers. Sobald sie diese Bewegung entdeckten, schifften sie in der größten Geschwindigkeit in diesen Wirbel, würfen die Netze aus, und wären jederzeit eines reichlichen Fanges versichert. Aus Furcht aber, mit in den Wirbel gezogen zu werden, suchten sie sich eben so geschwind wieder von dem Wasserzuge zu entfernen."

„Das ist die allgemeine Erfahrung. So viel kann man also ziemlich natürlich annehmen, daß, wenn das Wasser nicht durch Etwas angezogen würde, die Fische nicht nach dem Schlunde, wo gezogen wird, zusammengetrieben werden könnten, und dieses geschiehet wirklich. Es bleibt also, seitdem wir mit den Polypen näher bekannt worden sind, immer wahrscheinlich, daß eine solche ungeheure Masse die Fische an sich ziehe, und die Fischer, wenn sie das Phänomen bemerken, sich dessen bedienen, einen glücklichen Fischfang, welcher ihnen niemals fehl schlägt, zu thun."

Wenn wir weiter nichts von dem großen Meerpolypen wissen, als daß wir nur aus dem Anzuge des Wassers muthmaßen: es könnte wohl ein Polyp seyn, weil die kleinen Wasserpolypen ihren Raub anziehen; so möchte wohl die Wahrscheinlichkeit für die Existenz des Kraken sehr schwach seyn, weil dabey ohne Beweis vorausgesetzt wird, daß das Anziehen des Wassers von einem Polypen geschehe, und nichts anders, als er, die alleinige Ursache desselben sey. Wider die Erfahrungen von dem Anzuge

des Wassers, von dem dadurch erregten Wirbel, von den dadurch fortgerissenen und zusammengetriebenen Fischen, von dem dadurch veranlaßten glücklichen Fischfange habe ich nichts einzuwenden. Kann aber nicht eben sowohl dieser Anzug des Wassers durch einen unterirdischen, und durch unbekannte Ursachen in Bewegung gesetzten Wirbel, als durch einen Polypen, bewirkt werden? Haben wir davon nicht im Caspischen, und in andern Meeren, selbst am Bodensee, Beyspiele genug? Kann damit nicht alles übrige: der Strudel, das Zusammentreiben der Fische, der reiche Lokalfischfang, u. s. w. bestehen?

Die zwote Stelle steht im grauen Ungeheuer eilften B. S. 252, und bezieht sich auf den Aufsatz im Musäum. In derselben sind auch die neuern Zeugnisse der Schiffer aus Dunder ꝛc. angeführt, auf welche ich mich bereits im vierten B. des Allerley S. 83. berufen habe. Der V. hat aber noch einige besondere Gründe für die Existenz des Kraken, und seines Kameraden, des Seewurms; letztern auch in Kupfer, beygefügt.

„Es sey mir erlaubt, sagt er, anzuführen, was ich davon denke. Gewiß ists, daß diese Thiere wohl eher da seyn können, als der Noek, oder der norwegische Proteus, und hier sind meine Beweise.“

„Pontoppidan, (der nicht immer Schwärmer ist,) behauptet: daß das Aas eines solchen Ungeheuers im Jahr 1638 zwischen den Felsen bey Alstaburg entdeckt worden sey, welches eine Pest erregt habe.

habe. Dieses Thier hätte man für den Jungen des Kraken, des ungeheuersten Polypen in der Natur, erkannt.“

Bey so wenigen Datis, die wir von dem Kraken haben — gesetzt seine Existenz wäre erwiesen — kommt es mir sehr voreilig vor, ihn schon in die Klasse der Polypen zu setzen.

„Einige französische Schiffe, und sogar Admiral Rodney, wollen dergleichen Thiere in der Nordsee gesehen haben.“

— wollen gesehen haben, weil sie vielleicht alle Fischernachrichten davon schon glaubten, und ein dergleichen Thier zu sehen wünschten. Wie trüglich ist oft das Sehen auf dem Lande, geschweige auf der See?

„Dieses ist es alles, was wir von der Existenz des Kraken bisher historisch wußten. Lange dacht' ich dieser Nachricht nach. Umsonst bemühte ich mich, auf mehrere Data zu kommen.“

Ich gestehe gern, daß dieses einzige Faktum von dem zwischen den Felsen umgekommenen und verfaulten jungen Kraken, wäre es durch mehrere Zeugnisse bestätiget, mich mehr von seiner Existenz überzeugen würde, als alles übrige, was davon bisher gesagt, — geschrieben — beschworen worden.

„Endlich ereignete sich der Feldzug der dänischen Armee an die Elbe. Hier fand ich Gelegenheit, mit mehrern aufgeklärten und gründlich denkenden Officieren zusammen zu treffen, welche eingeborne Norweger, und in der Geschichte ihres Vaterlandes auf-

erzogen waren. Ich befragte sie darum. Sie gestanden einstimmig und freymüthig: alles, was man für das Daseyn dieses Thiers anführen könne, wäre ein in Norwegen geläufiges und uraltes Sprüchwort: er hat auf dem Kraken gefischt; welches einen durch einen Strudel erregten reichen Fischfang, und mithin nachher im Sprüchwort ein grosses und geschwindes Glück anzeige. Diesen Wirbel aber schrieben die Großväter einer ungeheuern Spinne zu, welche sie den Kraken nennten.“

Also eine großväterliche Sage! Sie beweiset die Gewißheit des Fakti von dem, sich zu gewissen Zeiten ereignenden Wirbel, der die Fische anzieht; die Erklärung aber von einer ungeheuern Seespinne ist großväterlich, und hat sich erhalten, bis unsere Naturforscher und Krakenadvokaten einen Polypen daraus gemacht haben. Nichts ist allen Völkern gemeiner, als bey großen und außerordentlichen, ihnen unerklärbaren Naturbegebenheiten, ein ebenfalls ungeheuer großes Thier, zur Ursache desselben anzunehmen. Die Indianer machen aus der Erde einen Elephanten, und andere schreiben den Donner dem Hauch und Athemholen eines ebenfalls ungeheuern Thieres zu. Die alten Normänner sahen den Wasserwirbel in der See, — sahen die dadurch bewirkten Phänomene, sahen sich jedesmal im Fischfange beglückt — was konnte das anders, als in der Tiefe eine große und ungeheure Spinne seyn?

„Nun vom Seewurm. Lange las man von diesem zweyten Monstro nichts, bis im vorigen Jahr

ein Protokoll in den dänischen Zeitungen erschien: Dunder d. 16ten August 1786. (S. Allerley 4. B. S. 8.) Der, durch mancherley Schriften nicht unbekannte Herr Leyding hat von dieser unglaublichen Schlange einen Kupferstich in einem seiner Bienenkörbe geliefert. Sie steigt dort in die Höhe, und reicht bey weitem über ein, neben ihr vorbeyseegelndes dreymastiges Kriegesschiff. Alles, was die Fabel dichtet, was die menschliche Einbildungskraft erfinden kann, was die Bibel vom Behemoth und Leviathan spricht, was Lucian vom Wallfisch singt, in dessen Magen Flotten seegeln, und Kriege geführt werden, was die Chronik vom Rübezahl sagt, der das Carpathische Gebirge auf den Achseln trägt, das wird also vom Kraken und vom Seewurm übertroffen."

„Laßt uns sehen, was das Alterthum davon spricht. Die Galeeren der Normänner, das ist, die größten und längsten ihrer Schiffe, nannten sich, wie wir aus den ältesten Geschichten wissen, See-Orm. König Olaf, welcher das Christenthum in Norwegen zuerst einzuführen bemühet war, führte ein Schiff, welches der lange Wurm hieß. Es ist höchst glaublich, daß dieser Name das Sinnbild eines wirklichen Thiers war, welches die alten Normänner kannten, welches einst in der Natur war, und noch darin seyn kann."

„Mehr weiß man mit Zuverläßigkeit nicht von diesem Ungeheur. Herr Pastor Wilse schreibt: „was

den Drommensfiord mit berühmt gemacht hat, ist der See-Orm, oder der große Wurm, der daselbst gesehen seyn soll.“ Professor Stroem, auf den er sich insonderheit beruft, hat sich in seiner Beschreibung von Sundmön, gleichwohl auf eine Art darüber erklärt, welche zu erkennen giebt, daß er nicht selbst Augenzeuge war. Aber, fährt Herr Wilse fort, was soll ich von einer Unterredung in dieser Sache anführen, die ich im abgewichenen Sommer (1781) in Friedrichshold mit dem Herrn Kommandeur Abrenfeld, der bey Tönsberg wohnt, in Gesellschaft hatte. Er versicherte mich, daß er selbst, und seine Gemahlin, die aus Furcht darüber in eine tödtliche Krankheit gefallen wäre, den See-Orm mit leiblichen Augen gesehen hätten, in seiner ganzen riesenmäßigen Größe, in einer Entfernung von tausend Schritten. Eine Antwort auf mein Schreiben an ihn, wegen der nähern Umstände, wird mich in Stand setzen, von diesem Phänomen mehr zu sagen.“

Was der Verfasser zuletzt sagt, ist das richtigste Resultat von diesen allen:

„Alles dieses scheint mir wenigstens so viel zu beweisen, daß die Untersuchungen über diese für die Naturgeschichte so interessante Materie noch nicht erschöpft sind.“

Noch ein Zeugniß wider den Kraken muß ich beybringen, welches gewiß bey allen Naturforschern Gewicht haben wird. Es ist des großen Campers Urtheil über die Nichtexistenz des Einhorns.

horns. *) Er hat so wohl aus mechanischen als anatomischen Gründen dargethan, daß das Einhorn, besonders das Sparmannische, ein bloßes Spiel der Einbildung sey, und in die Klasse

der großen schweizerischen Schlangen;
Kirchers Drachen;
Seba's siebenköpfigen Drachen;
Kraken;
Sirenen, und
des mit Fischschuppen versehenen Bischofs und Mönchen des Rondelet, gehöre.

LXXXI.

Wintergedanken.**)

Ein strenger Winter, der alles bindet, was Bewegung, Leben und Athem hat, ist eine eben so merkwürdige Naturbegebenheit, als ein schöner und angenehmer Frühling; der alles wieder aufschließt, was der Winter durch seine eiserne Hand gefesselt hatte, und der fast erstorbenen Natur gleich-

*) S. Beobachtungen und Entdeckungen aus der Naturkunde von der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin I. B. No. 7.

**) In dem außerordentlich strengen Winter 1788 in 1789, verglichen mit meinen Wintergedanken und Beobachtungen in dem kalten Jänner 1776. in den neuen Mannigfaltigkeiten III. Jahrg. S. 657.

sam wieder neue Kraft und Leben giebt. Sollten wir also nicht im Winter ebenfalls Gelegenheit genug haben, vernünftige und würdige Betrachtungen über ein Werk der Natur anzustellen, zu dessen Hervorbringung gerade alle gegenseitigen Kräfte und Wirkungen des Sommers gebraucht werden? Ich will es versuchen, einige derselben meinen Lesern vorzulegen, um sie zu gleichen Empfindungen über die Größe und Herrlichkeit eines Werks zu erwecken, das allenthalben sowohl das Gepräge der Vorsehung hat, als der Sommer.

Zuerst aber ein Wort an die Unempfindlichen, die weder Sommer noch Winter aufmerksam machen kann. Wirklich nur wenige haben sich gewöhnt, die Begebenheiten der Natur auf die rechte Art zu empfinden, und über dieselben vernünftig nachzudenken.

Einige sind darum gegen die Natur unempfindlich, weil sie nichts, gar nichts davon verstehen, und sich schämen, solches zu bekennen. Daher verachten sie eine Wissenschaft, die sie nicht kennen. Oder sie verlangen unmögliche Dinge, welche über die Gränzen des menschlichen Verstandes gehen. So fragte mich ein Verächter der Naturwissenschaft, in dem vergangenen kalten Winter: warum wir Naturforscher diesen Winter nicht gehörig hätten vorhersagen können? Was es also mit unserer ganzen Naturwissenschaft sey? Er verdiente aber keine bessere Antwort, als die Ursache anzugeben: warum wir nicht nach dem Monde reisen, und bey seinen Bewohnern einen Besuch abstatten könnten?

Andere

Andere sind dagegen unempfindlich, weil sie das Wort Natur gar nicht hören können. Wenn wir ihnen sagen: der Winter ist ein furchtbar schönes und prächtiges Werk der Natur; so halten sie die Ohren zu, und nennen das die Sprache des Heidenthums. Ihnen ist der Glaube alles in allen; aber was für ein Glaube; ein höchst unvernünftiger Glaube, der in Schwärmerey und falsche Andacht ausartet, und über welchem sie zuletzt selbst vergessen, daß sie Menschen sind, und zu der Natur gehören, die mit dem vernünftigen Glauben, oder der, durch die Offenbarung erhöheten Vernunft, einen Urheber hat.

Noch andere sind aus Leichtsinn, und Mangel des Nachdenkens kalt und gleichgültig gegen die Wunder der Natur: sie mögen den Winter mit seinen furchtbaren und majestätischen Schönheiten, oder den alles verjüngenden Frühling mit seinen sanften Reizungen vor Augen haben. Ein bereifter Baum rührt sie so wenig, als ein blühender Garten, und sie empfinden bey dem Lächeln grünender Wiesen nicht mehr, als bey dem Anblick beschneyeter Gebirge. Alles ist ihnen gleichsam ein Ungefähr, und die meisten sind nur froh, wenn sie entweder sich nothdürftig vor der Strenge des Winters bergen, oder bey dem warmen Ofen einer ausschweifenden Lustigkeit überlassen, und ihr Glas Wein trinken können, um sich selbst zu vergessen.

Lassen sie uns, meine Leser! diese Unempfindlichen bedauern, und uns glücklich schätzen, daß wir uns, auch im Winter, zu edlern Empfindungen,

und

und würdigern Gedanken aufschwingen können. Denn zum Glück friert das Vermögen zu denken und zu empfinden nicht mit ein.

Das erste, worauf ich sie aufmerksam machen will, ist das Wunder der Kunst, welches Winter und Sommer scheidet. Dies ist eine dünne Glasscheibe. Ein würdiger Gegenstand des Nachdenkens, so klein er auch zu seyn scheint! Haben sie daran wohl gedacht? Haben wir nicht Ursache, wenn wir die Gewalt der Kälte bewundern, vor welcher in einer Nacht die Erde erstarrt, und die reißendsten Ströme Brücken werden, den Verstand und die Erfindungskraft der Menschen eben so sehr zu bewundern, daß sie durch Zubereitung des Glases vermögend sind, zwey so widerwärtige Dinge: Winter und Sommer, Kälte und Wärme, in einem geheizten Zimmer, so nahe an einander gränzen zu lassen, daß nur eine dünne Glasscheibe, in der Dicke einer halben Linie, die Scheidewand ausmacht, und der Winter, er wüthe draußen, so strenge er wolle, mit aller seiner Gewalt abgehalten, und ihm gleichsam Trotz geboten werde? Dieses nicht allein; sondern das Glas hat noch dazu die wohlthätige Eigenschaft der Durchsichtigkeit, daß es uns alle Lichtstrahlen gestattet, da wir sonst in warmen oder stockfinstern Stuben, wenig Freude haben würden. Würdige Wintergedanken, die uns an solche, obgleich Vielen unerkannte, Wohlthaten erinnern!

Das zweyte, worüber wir Ursache haben nachzudenken, ist dieses: daß es dem menschlichen Verstande

stande zu einer besondern Ehre gereicht: ein Werkzeug erfunden zu haben, welches im Winter und Sommer, die Grade der Wärme und Kälte auf das genaueste und richtigste anzeigen kann. Man nennt es den Thermometer, oder den Wärmemesser. Und wenn das Instrument weiter keinen Nutzen hätte; so wäre es darum schon zu schätzen, daß man dadurch erfahren kann, wie viele Wärme in einer Stube nöthig sey, um gesund zu bleiben, weil sich viele Menschen durch zu warme und feuchte Stuben ungesund machen.

Wenn ein kalter Winter ist; so pflegen die Grade von Kälte von allen Orten her geschrieben zu werden. Aus der Vergleichung kann man sehen, wie es an einigen Orten viel kälter, als an andern gewesen sey. Und das alles, nach einem einzigen Instrument, welches ein gelehrter Naturkündiger, Fahrenheit, erfunden hat, und welches in Petersburg sowohl, als in Magdeburg, und hier so gut, als in Boston in Amerika, die Probe hält.

Unsere Bürger lesen dieses in den Zeitungen; aber sie wissen sich doch in die Anzeigen des Thermometers nicht zu finden. Daher glaub' ich, manchem einen Gefallen zu thun, wenn ich es ihm erkläre, so gut sichs Ungelehrten will erklären lassen. Das ganze Instrument bestehet aus einer dünnen, völlig von Luft gereinigten, oben zugeschmolzenen, und mit Queckfilber gefüllten Glasröhre, an welcher unten eine Kugel sitzt, in welcher sich das Queckfilber befindet, damit es aus diesem kleinen Magazin

in

in der Glasröhre aufsteigen, und die an den Seiten des Brettchens, woran die Röhre befestigt ist, bemerkten Grade von Wärme und Kälte anzeigen kann. In der Glasröhre erscheint es wie ein dünner Silberfaden. Die Erfahrung lehrt, daß die warme und kalte Luft dennoch durch das Glas auf das Queckſilber wirke. Die Kälte drückt es nach der Kugel nieder, und dann sagt man: der Thermometer ist gefallen. Die Wärme hebt es wieder, und man sagt: es sey gestiegen. Nach Fahrenheits Thermometer richtet sich beynahe die halbe Welt.

An der Winterseite sind zween Hauptpunkte, die zu bemerken sind. Der erste ist der natürliche Gefrierpunkt des Wassers. Von diesem an zählt man 32 Grade bis auf den zweeten, welcher der künstliche Gefrierpunkt, oder Nummer Null heißt. Wenn die Kälte auf diesem steht; so muß sie schon 32 Grade gestiegen, und das Queckſilber unter dem Gefrierpunkte heruntergefallen seyn. Mit diesem aber fängt gleichsam ein unnatürlicher, und ungewöhnlicher Grad von Kälte an, weil bey derselben, wenn das Queckſilber nur auf Null steht, schon Salmiakgeist, und andere geistige Flüssigkeiten frieren, die bey jenen Graden unter dem natürlichen Gefrierpunkt, nicht einmal Mine machen, zu frieren. Je weiter aber das Queckſilber unter Null herabsinkt, desto strenger ist die Kälte. Hieraus werdet ihr nun, meine gute Mitbürger! verstehen, was es in den Zeitungen heiße: der Thermometer habe am 16ten Dezember voriges Jahrs, in Bremen $14\frac{1}{2}$, in

Hanno-

Hannover 20 Grad, in Quedlinburg 18¾ Grad unter Null gestanden.

Denkt nicht, dieses sey ein bloßes Spielwerk der Gelehrten, oder es sey ein angenehmer Zeitvertreib, die Grade der Kälte und Wärme aufzuschreiben. Nein! es hat dieses Instrument fast in allen Vorfällen des menschlichen Lebens den größten Nutzen. Wie viel hat dem Naturkündiger, dem Oekonom, dem Arzt vor der Erfindung desselben gefehlt? Wie stark ist der Einfluß desselben bey den Beobachtungen der Natur, bey verschiedenen Professionen, die nach gewissen Graden von Wärme und Kälte ihre Geschäfte einrichten müssen; — wie stark der Einfluß von Wärme und Kälte in das menschliche Blut, in die Gesundheit, in das Leben selbst? In Krankenstuben, Arbeitshäusern, Gefängnissen, auf den Schiffen, wer kann da des Thermometers entbehren? Und hundert andere Arten von Nutzen zur Kenntniß der Eigenschaften und Beschaffenheit der Luft — dieses für die menschliche Gesundheit und Leben so fürchterlichen und wohlthätigen Elements — gewähret uns dieses Werkzeug, die ich aber jetzt übergehen muß.

Ich komme nun auf einen sehr wichtigen Punkt, zugleich aber auf ein sehr schädliches und Gott entehrendes Vorurtheil: daß ein harter und strenger Winter auch eine große Strafe Gottes sey. Ich bitte euch, liebe Mitbürger! auf diese beyde Punkte recht aufmerksam zu seyn.

Der erste betrifft den großen Gedanken: daß der Winter ein Werk Gottes — auch der strengste Winter ein Werk der weisesten Güte und Vorsehung des Höchsten, und also allezeit für die Erde, für die Menschen, im Ganzen, eine wahre Wohlthat sey. Dieses zu erkennen, dürfen wir uns nur fragen: was können wir dazu beytragen, wenn ein harter Winter entstehen soll, und was können wir thun, solches zu hindern? Nichts, gar nichts, weder für das eine, noch für das andere. Nie offenbart sich unsere menschliche Thorheit und Schwachheit deutlicher, als wenn wir uns unterfangen wollten, in den Jahreszeiten eine Aenderung zu machen. Der Winter ist also kein Menschenwerk, und kein König, so mächtig er ist, kann ein Schneeflöckchen bilden, oder gebieten, daß es friere, und wieder aufthaue, wenn ers haben wolle.

Wenn ich mir vorstelle, welche verschiedene Ursachen, — und wie viele — in der Natur dazu mitwirken müssen, daß ein solcher Grad von Kälte entstehen, noch höher steigen, und bey diesem, oder jenem Winde, wenn er fest steht, eine geraume Zeit dauern kann; so schämt sich meine Vernunft, dieses alles einem Ungefähr und bloßen Zufall, oder auch der Natur allein zuzuschreiben. Ich erblicke Weisheit, Ordnung, Plan und Gesetze, welche die Natur so wenig von sich selbst haben kann, als wenn ich sagen wollte: eine Uhr habe sich selbst gemacht. Wenn ich mir ferner vorstelle, daß ein jeglicher Grad von Kälte sein besonderes Klima, seine eigene Stellung

des

des Windes, seine eigene Ursachen, seine eigene Absichten und Folgen habe; auch kein einziges Schneeflöckchen, das vom Himmel fällt, seine künstliche Bildung umsonst empfängt; so freue ich mich, daß ich den Winter auch als ein Werk der weisesten Vorsehung meines großen Schöpfers betrachten kann.— Würdige Materien zu angenehmen und nützlichen Gesprächen in langen Winterabenden!

Ist der Winter also ein Werk Gottes; so gehört er mit zu dem ganzen Schöpfungsplan, und kann aus der Ordnung des Ganzen so wenig weggenommen werden, als der Sommer. Müßte nicht die Sonne nach unserm Klima gegen die Erde einen ganz andern Stand bekommen, wenn wir keinen Winter haben sollten? Allein die verschiedenen Grade der Winter, strenge sowohl als gelinde, hangen von hundert Nebenursachen ab, die eben sowohl, nach der Verbindung unsers Erdkörpers mit andern Himmelskörpern, nach richtigen Gesetzen, Maaß und Ziel dazu mitwirken, als die Ursachen, welche dem Winter gebieten zu weichen, und den, alles belebenden, Frühling herbeyführen. Wer kann diese unendliche Kette übersehen? Genug! die Erscheinung des Winters mit allen seinen Gefährten ist noch immer eine Wirkung vom Schwur des Allmächtigen: so lange die Erde stehet, soll nicht aufhören — Winter und Sommer. Beyde stehen also in der weisesten Verbindung, die der Vater der Menschen selbst geknüpft hat. Ich bin gewiß: wir würden das in dem gegenwärtigen strengen Winter nicht seyn,

was wir sind, wenn nicht ein so außerordentlich heißer und trockener Sommer vorhergegangen wäre, daß zu Hannover der Fahrenheitische Thermometer an einem der letzten Tage des Julius, in der Sonne, darin doch an dem Tage viele Leute arbeiten mußten, 122 Grad gestanden hat. Ja! der gegenwärtige Winter mit seiner Witterung, mit dem Stande seiner Winde, mit seinem vielen Schnee, mit seinen gesamten Veränderungen hat seinen gewissesten Einfluß in tausendfache Veränderungen und Begebenheiten der Erde, und in den ganzen künftigen Sommer. So aber ist es in einer unzertrennlichen Kette fortgegangen, von dem ersten Winker an, den die Erde sahe, bis auf den gegenwärtigen 1788 in 89. Welche Verwickelungen von Ursachen und Wirkungen! Welche Ordnung und Harmonie! Alles hat die Ueberschrift: groß sind die Werke des Herrn! — Er hat sie alle weislich geordnet.

Und ein so weises, — ein so wohlthätiges Werk Gottes, das der Erde so viele Fruchtbarkeit bringt, als der Winter, — sollte weiter nichts, als eine Strafe Gottes seyn? Liebe Mitbürger! werdet ihr noch so denken, wenn ihr das vorige recht gefaßt habt? Ich habe nicht nöthig, dieses niedrige Vorurtheil, das den Vater der Liebe in einen Tyrannen verwandelt, zu widerlegen. Damit ihr aber doch recht fühlet, wie leicht solches sey; so frage ich nur: wen trifft denn die Härte und Strenge des Winters? Trifft er denn alle Menschen ohne Unterschied? Nein! nur die Armen, die weder Dach noch Fach, kein

Brod, kein Holz, kein Bette haben. O! wie viel sind derselben in allen Landen. Also sind diese vor andern Sünder, und strafbar, weil sie das erleiden müssen, und sich der Noth und Strenge des Winters erwehren können? Also sind die Reichen, die alles voll auf haben, und das Winterelend nicht fühlen, die Lieblinge Gottes, und seine Schooßkinder, die er verschont, weil sie sich gegen Frost und Kälte bergen können? Was dünkt euch bey diesem Urtheil? Ich will nicht richten; aber wo sollten wohl die meisten Versündigungen und Laster herrschen, unter den Reichen, oder unter den Armen, wenn es gleich auch wahr genug ist, daß Armuth viel Böses lehret? O! ich bin gewiß, wenn die Reichen nur den zehnten Theil dessen, was sie in bloßer Eitelkeit und Ueppigkeit verschwenden, und was keinem Menschen zu Gute kommt, den Armen zufließen ließen: sie würden die Härte des Winters nicht so fühlen, und es würde Niemand, oft aus Verzweiflung gedrungen, zu sagen Ursache haben: Der Winter sey eine Strafe Gottes. Aber freylich, was soll der Arme denken; womit soll er sich trösten? wenn er halb nackend, hungrig und durstig, auch wohl krank, mit erfrornen Gliedern, im tiefen Schnee vor der Thür des Reichen, wo alles in Wohlleben und Freuden schwimmt, vorbeyzittert, und bey der grimmigsten Kälte, wenn der Abend, der traurige Winterabend kommt, kein Obdach, keine Kleider, keine Hand voll Stroh, kein Bette, in seiner steinkalten Hütte, findet, seine erfrornen Glieder

zu decken — keinen menschlichen Freund, der ihm etwas von seinem Ueberfluß mittheilte; aber eine Menge Kutschen und Fußgänger nach Redouten und Bällen eilen siehet, die bey ihm wegrauschen, und ihn keines Anblicks würdigen! — Was soll er denken? Muß er nicht denken: ja der Winter ist doch eine große Strafe Gottes: Ihr aber, ihr Unbarmherzigen! ihr, ihr bringt ihn dazu.

Zu den angenehmen und würdigen Wintergedanken rechne ich noch die Betrachtung: daß Gott einigen Thieren ein so besonderes Vorgefühl von der Ankunft des Winters gegeben hat, sich, wenn dieser Trieb erwacht, entweder auf denselben anzuschicken, oder lieber gar das ganze Klima, wo er herrscht, zu verlassen, und in andere wärmere Länder wegzuziehen. Dies allein ist schon ein Beweis, daß der Winter ein Werk Gottes sey, und daß er darin, als der Vater der Natur, für Millionen seiner Geschöpfe, und ihre Erhaltung sorge. Wie merkwürdig sind die Anstalten, die verschiedene Thiere gegen den Winter machen, damit er sie nicht übereile, und unbereitet finde, und wie bewundernswürdig die Naturtriebe, die ihnen der Schöpfer in dieser Absicht eingepflanzt hat? Der Bär, das Murmeltbier, der Dachs, der Hamster und verschiedene Arten von Erdratzen werden Winterschläfer, weil sie den größten Theil des Winters in der Erde verschlafen. Wie künstlich aber bereiten sie ihre Winterquartiere; wie sorgfältig tragen sie ihren Wintervorrath ein, um etwas zu haben, wenn sie einmal vom Schlaf erwachen,

wachen, oder der Winter lange im Frühjahr anhalten sollte?

Der Bär wählt sich eine Höhle, die er mit Baumzweigen so auszufüttern, und mit Moos so zu verstopfen weiß, daß ihn kein Schnee und Eis erreichen kann. Dabey vergißt er aber nicht, vorher allerley Lebensmittel von Knochen, wildem Obst, u. s. w. einzutragen. Der Hamster ist uns mit seiner unterirdischen Wohnung und Kornkammer bekannt genug, und der Oekonom ist unwillig, daß man öfters nach der Aernte darin auf drey Viertel Scheffel des besten Weizens findet. Verschiedene dieser nagenden Thiere fallen in eine Art von Erstarrung und einen so tiefen Schlaf, daß sie den ganzen Winter durch keine Nahrung zu sich nehmen. Sie haben dies mit manchen Amphibien, als Fröschen, Kröten, Eidexen, u. s. w. gemein. Doch lehrt es die Erfahrung auch von den Fledermäusen, die sich öfters in hohlen Weidenbäumen an den Nägeln ihrer Füße wie eine Kette in ganzen Klumpen aufgehangen haben. Die Vögel, die unsere Winter nicht ertragen können, ziehen weg, und heißen Zugvögel; andere werden doch vor der Ankunft des Winters unruhig, und ziehen in ganzen Schaaren von einem Holze zum andern, bleiben aber doch den Winter durch hier, und führen den Namen der Streichvögel. Wie viel merkwürdiges zeigen uns in dieser Absicht die Störche, Schwalben, Kraniche, Turteltauben, u. s. w. daß sie Gott selbst als Bilder der Klugheit aufstellt: sie

merken ihre Zeit, wenn sie wegziehen und wiederkommen sollen?

Die Insekten haben nicht minder ein besonderes Vorgefühl des Winters. Würde sonst wohl die Mutter der Stammraupen ihre Eyer in so starkes Pelzwerk einfüttern, daß ihnen keine Kälte schaden kann? Würde sonst wohl der Ringelvogel seine Eyer mit so festem Leime überkleben, und die Spinne ihre Eyer mit einem undurchdringlichen Gespinste verwahren? Wie viele Raupen, die den Winter durch liegen bleiben, und nicht in die Erde gehen, verpuppen sich in den künstlichsten Hülsen, und selbst einige Arten von Blattläusen überziehen ihre Eyer mit der zartesten Wolle, die an den Blättern und Zweigen mancher Bäume sitzt? Giebt es doch unter den Schmetterlingen und Fliegen ebenfalls Winterschläfer, die sich in hohlen Mauern und Bäumen verstecken, und in eine Art von Erstarrung fallen, bis sie die ersten Strahlen der Frühlingssonne erwärmt und wieder hervorlockt. — Lauter — zu Gott führende — Wintergedanken!

LXXXII.

Merkwürdigkeiten des kalten Winters 1788 in 1789.

Die erste Frage hierbey soll diese seyn: hat man Gründe gehabt, diesen kalten Winter vorher zu muthmaßen? Giebt es wohl wirkliche Vorboten von kalten Wintern?

Ich kenne das Vorurtheil zu gut: wenn eins vor dem andern hergeht, und eins auf das andere folgt; so ist das erste die Ursache des andern, als daß ich im geringsten darauf bauen sollte. Eben aus diesem Vorurtheile sind unzählige abergläubische Meynungen entstanden. Wie lange hat man den Kometen zum Vorboten des Krieges gemacht, weil einmal ein Krieg auf seine Erscheinung gefolgt ist?

Allein in der Natur giebt es doch gewisse Fälle, da verschiedene Veränderungen vor manchen Begebenheiten hergehen, und als Vorboten derselben anzusehen sind. Man kann desto sicherer auf solche Vorboten rechnen, wenn sich die darüber ereignenden Erfahrungen unter allen Umständen gleich bleiben.

Wer kann es leugnen, daß die Thiere nicht Vorempfindungen des Wetters haben sollten; also auch gewiß ein Vorgefühl vom Winter, und zwar ein desto stärkeres, je strenger, kälter und anhaltender der Winter seyn möchte, zumal wenn es ihre Natur

und Lebensart erfordert, sich entweder dazu gehörig vorzubereiten, oder bey Zeiten wegzuziehen, damit sie nicht umkommen.

Folgende Erfahrungen hat man daher schon als Vorboten kalter Winter angenommen. Wenn sich das Hausgeflügel stark befiedert, — die Füchse einen außerordentlich dicken Pelz anlegen, und die Hasen im späten Herbst schon sehr fett sind; so kann man sicher einen kalten Winter erwarten. Vor dem Winter 1740 habe ich davon merkwürdige Beyspiele erlebt, und ob ich gleich den Grund der Bauernregel nicht angeben kann, warum die Brustknochen der Gänse vor kalten Wintern braunroth sind; so waren sie doch um Martini 1739 durchaus ganz schwarzbraun, da sie sonst kaum etwas über die Hälfte braun zu seyn pflegen, und die Hasen konnte man kaum vor Fett genießen.

Allein recht auffallend und sichtbar waren vor dem frühen und kalten Winter 1788 in 1789 die Vorboten desselben. Es wurden nämlich noch im Oktober auf dem Harze so viele Seidenschwänze*) und Kreutzschnäbel gefangen, daß sie in großer Menge in den umliegenden Städten zu Markte gebracht

*) Ampelis *garrulus* Linn. Seidenschwanz. Loxia *curvirostris* Linn. Kreuzschnabel. Die erstern wohnen im nordlichsten Europa, kommen aber in manchen Jahren, vermuthlich wenn es in ihrer Heimath strenger Winter werden will, häufig nach Deutschland, zumal auf den Harz. S. Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte. Dritte Auflage, S. 228.

bracht wurden. Nach meinen Erfahrungen sind diese Vögel Vorboten eines kalten Winters, wenn sie in solcher Menge unsere Harzwälder besuchen. Denn vor dem kalten Winter 1775 in 1776 ließen sie sich ebenfalls sehr häufig sehen.

Als ich dieses geschrieben hatte, fand ich die angenehmste Bestätigung eines meiner würdigsten Freunde, des Herrn D. Kühn in Eisenach, in seinen lehrreichen Beyträgen zur Geschichte der Vögel,*) die er 1784 geschrieben hatte, als wir den ebenfalls strengen Winter von 1783 in 1784 gehabt hatten.

„So häufig im vergangenen Herbst die Seidenschwänze in unsere Hecken und Wälder um Eisenach einfielen, daß sie korbweise zu Markte gebracht wurden; eben so stark und ungewöhnlich war die Menge der Kreuzschnäbel, die gleich nach Johannis des verwichenen Sommers in den Gärten und Wäldern zugweise sich einfanden. So wohl die eine, als die andere Gattung dieser Vögel ist von je her sehr rar bey uns gewesen, ungeachtet die gemeine Sage ist: sie kämen alle sieben Jahre zu uns; so weiß ich gewiß, daß sich seit zwanzig Jahren keine Züge davon hier haben sehen lassen, und man mußte einen dergleichen Vogel mit sechs bis acht Groschen bezahlen, wenn sie ihn manchmal vom Harz, oder aus dem Thüringer Walde in Käfichen zu uns brachten.“

*) Lichtenbergs Magazin für das Neueste aus der Physik ꝛc. I. B. 3. St. S. 66.

2) Zu den Merkwürdigkeiten dieses Winters rechne ich zweytens die besondern Vorfälle, die sich dabey in der Natur selbst zugetragen haben.

Zuerst die Grade von Kälte, wie sie von verschiedenen Orten, alle nach dem Fahrenheitischen Thermometer, angegeben sind. Weil man aber gemeiniglich frägt: ist die Kälte so groß, als 1709 und 1740, als in den beyden härtesten Wintern dieses Jahrhunderts gewesen; so will ich eine Berechnungstabelle der Grade von Kälte voranschicken, wie sie an verschiedenen Orten in dem kalten Winter 1740 ebenfalls nach Fahrenheit sind beobachtet worden.*)

Größte Kälte:		Unter Null		Grad
Danzig 1739	December	30	—	10
Frankfurth am Mayn		30	—	46
Hamburg	—	30	—	8
Haag	—	30	—	9
Harlem	—	31	—	1½
Wittenberg	—	31	—	10
Petersburg	1740 Jan.	25	—	30
Berlin	—	27	—	9
Upsal	— Febr.	5	—	18
Basel	—	14	—	4
Leipzig	—	14	—	20
Weimar	—	14	—	11
London	— ohne Tag	—	—	8

Ein

*) S. Krafts Beschreibung des im Monat Januar 1740 zu Petersburg aufgerichteten Hauses von Eis. 4. 1741. S. 30.

Ein Jeder kann sie nun mit den Graden von Kälte der Winter vergleichen, die wir nach 1740 erlebt haben.

Im Jahr 1776 stand mein Fahrenheitischer Thermometer hier in Quedlinburg in freyer Luft gegen Norden, am ein und zwanzigsten Jänner, Morgens bey Aufgang der Sonne, gleich nach sieben Uhr, vierzehn und einen halben Grad unter Null. Vier Meilen von hier in der Grafschaft Mansfeld auf einem hohen Observatorio gegen Nordost, an eben dem Tage dreyzehn Grad unter Null. Gleichwohl ist die Kälte 1767 am dreyzehnten und ein und zwanzigsten Jänner an verschiedenen Orten achtzehn bis neunzehn Grad unter Null gewesen.

Was nun den gegenwärtigen Winter betrifft; so fieng sich derselbe bereits den zwey und zwanzigsten November an. In dieser ganzen Woche, beynahe acht Tage lang, fiel Ellen hoher Schnee, und zwar, allen Nachrichten zu Folge, durch ganz Europa, worauf gleich die ungewöhnlichste Kälte erfolgte.

Der kälteste Tag war der sechszehnte und siebenzehnte December. Nach Fahrenheit hier in Quedlinburg am sechzehnten Morgens bey Aufgang der Sonne, ein Viertel auf acht Uhr, an der Ostseite in freyer Luft, an einem sehr hohen Orte, achtzehn und drey Viertel Grad unter Null; am siebenzehnten Morgens um eben die Zeit neunzehn Grad unter Null. Die übrigen Tage allmählig gelinder. Am ersten und zweyten Weyhnachtstage Thauwetter, und

und das Thermometer fünf und dreyßig Grad über Null. Welche Veränderung!

Von Dresden aus wurde um diese Zeit gemeldet: unter dem siebenzehnten December 1788. Die größte Kälte in diesem Jahrhundert ist gewesen am acht und zwanzigsten Jänner 1776, nämlich sechs und zwanzig und einen halben Grad unter Null nach Reaumür; aber am siebenzehnten December 1788 nur fünf und zwanzig und drey Viertel Grad; also drey Viertel Grad weniger, als 1740.

Einer der kältesten Tage nach dem siebenzehnten December voriges Jahrs, war der achte Jänner 1789, da vom vierten an der Ostwind unbeweglich gestanden hatte, Morgens bey Aufgang der Sonne eilf Grad unter Null.

Daß es aber aus wirklich noch verborgenen Ursachen an manchen Orten kälter sey, als an andern, bezeugen folgende gesammelte Nachrichten aus diesem Winter.

London, vom acht und zwanzigsten November 1788.

„Die Witterung im Oktober und auch den größten Theil des Novembers war so angenehm und trocken, daß man sich einen sehr milden Winter versprach; allein seit ein Paar Tagen hat sich ein heftiger Frost mit Schnee eingefunden, so daß das Land mit einemmale ein fieberhaftes Ansehen gewonnen. Das Thermometer stand diesen Morgen acht Grad unter dem Gefrierpunkt. — So milde ist die Witterung bisher gewesen, daß man in voriger Woche

in

in einem Gehölz unweit Opland, ein Schwarzdrossel-nest mit fünf Eyern fand, über welchen das Weibchen brütend saß.*)«

Bremen, den siebenzehnten December 1783.

»Seit dem ersten dieses Monats haben wir einen heftigen Winter, der den von 1740 und 1783 übertrifft.**) Der Fahrenheitische Thermometer hat mehrentheils des Morgens auf vier bis sechs Grad über Null gestanden, ob es zwar des Tages und abwechselnd sechs bis acht Grad gelinder war. Den dreyzehnten Morgens wurde die Kälte sehr strenge, so daß der Thermometer in der Mittagszeit auf vier Grad unter Null fiel; Abends war er wieder zwölf Grad über Null. Den vierzehnten Morgens sechs Grad und Abends vier über Null. Den funfzehnten Morgens ein Grad und Abends vier Grad unter Null.«

»Den

*) Gleichwie der vorige Sommer durch ungewöhnliche Trockniß und Hitze alles zu zeitigen und zu zwingen schien, so daß die Aernte hier am Harz schon den dritten September, und mit diesem Monat auch die Saatzeit geendigt war; so scheint es fast, als wenn sich der Winter eben so früh einstellen, und die Monate antizipiren wolle. Ohne ein Wetterprophet werden zu wollen, sollte ich fast denken; wir würden auch ein frühes Frühjahr bekommen; allein wie viele Nebenursachen können es hindern? Anno 1740 erstreckte sich der Winter bis in die Mitte des Mayes. Der Herr der Natur wird uns geben, was im Ganzen das Beste ist.

**) Dies möchte wohl nach meinen vorhergehenden Bemerkungen nicht ganz richtig seyn.

„Den sechszehnten Morgens spürte man eine so heftige Kälte, dergleichen Niemand in unserer Gegend bekannt ist. Um halb acht Uhr Morgens stand der Thermometer auf zwölf Grad, gegen neun und ein hald Uhr auf vierzehn und einen halben Grad unter Null, welches bis eilf Uhr dauerte, da sich die Kälte etwas legte. Bis Abends spät der Thermometer auf fünf Grad über Null, und der Wind Süd-Süd-Ost. — Heute, als am siebenzehnten, etwas gelinder mit Nordostwind. Der Thermometer zwölf Grad über Null.“

„Unsere Gegend ist mit vielem Schnee bedeckt, so daß die Feldfrüchte keinen Schaden leiden können. Im Jahr 1740 ist die strengste Kälte vier Grad unter Null; aber sehr lange anhaltend gewesen. Im Jahr 1783 war die strengste Kälte am ein und dreyßigsten December Morgens auf acht Grad unter Null, die aber nur bis zehn Uhr Morgens anhielt.“

Hannover, den drey und zwanzigsten December 1788. Hamb. Korresp. Nr. 208. Beylage 1788.

„Beyliegendes Verzeichniß bestätiget die Meynung, daß es an großen Flüssen und Weltmeeren, die mit andern Orten auf dem festen Lande beynahe unter einem Himmelsstriche liegen, selten so kalt sey, als an den letztern. Z. B. daß es in dem, an dem weit größeren Flusse, die Elbe, belegenen Hamburg, bey dem, in diesem Monate eingetretenen ungewöhnlichen Frost, wärmer, als während der Zeit, in

dem,

dem, an dem weit geringeren Flusse, die Weser, liegenden Bremen gewesen. Desgleichen, daß man die Kälte zu Hannover, welches an dem kleinen Flusse die Leine, vom Weltmeere ziemlich entfernt liegt, strenger gefunden, als an beyden obgedachten Orten bemerkt worden.*)

December 1788. Fahrenheit unter Null: Sonnen Aufgang: gegen Norden in freyer Luft.

Am zweyten December — zwey Grad.
Am funfzehnten — — ein Grad.
Am sechszehnten — — zwanzig Grad.
Am siebenzehnten — — fünf Grad.
Am achtzehnten — — fünf Grad.

Seit dem vier und zwanzigsten November hat es sowohl Tags als Nachts gefroren. Der ein und zwanzigste December ist der gelindeste gewesen: nämlich neun und zwanzig, ein und dreyßig und fünf und dreyßig Grad.

Weimar

*) Fast schließe ich daraus, daß die in Bremen gemachten Beobachtnngen nicht ganz richtig gewesen seyn müssen, oder der Thermometer nicht am rechten Orte gehangen habe. Denn man bedenke nur:

Bremen am 16ten Dec. $14\frac{1}{2}$ Grad unter Null.
Hannover — — 20 Grad.
Quedlinburg — — $18\frac{3}{4}$ Grad.

Daß dieses letztere vollkommen richtig sey, erhellet daraus, weil der Fahrenheitische Thermometer meines Freundes, an diesem Tage, um eben die Zeit mit meinem gleich gestanden hat.

Weimar, am siebenzehnten December 1788.

Am sechszehnten war die Kälte allhier drey und zwanzig Grad unter Null nach Reaumür (nach Fahrenheit zwanzig Grad;) in Gotha neunzehn und einen halben Grad. Am achtzehnten zu München über neunzehn Grad, und den neunzehnten Morgens um zehn Uhr bis auf ein und zwanzig Grad.

Einige Personen sind daselbst erstarrt auf dem Felde gefunden worden.*) Bey dem scharfen Ostwind sprang einigen Landleuten auf dem Wege nach der Stadt, die Haut auf den Backen und Nasen auf.**) Seit 1782 wurde auf dem Gotthardsberge keine stärkere Kälte als von neunzehn Grad beobachtet. Wenn nun bekannt ist, daß unser Blut zwey und dreyßig Grad Wärme hat; bey dem zwey und sechszigsten Grad Wärme gerinnt, bey dem neun und zwanzigsten Grad Kälte aber friert: der wird erstaunen, wie Menschen Kälte von zwanzig, dreyßig, und mehreren Graden überleben können. Allein wir empfinden nie Wärme und Kälte selbst; sondern nur das Zu- und Abnehmen.

„In Paris ist die anhaltende Kälte strenger, als 1740. Eine größere Anzahl von Menschen leidet an

*) Ich wünschte, am Schluß dieses Jahrs die Sterbelisten nur von Deutschland, vergleichen zu können.

**) Von einem benachbarten Amte sind vierzehn Knechten am sechszehnten December auf dem Wege von Leipzig Nasen, Hände und Füße erfroren; sie sind aber alle glücklich kurirt.

an Holz, Brod, u. s. w. Mangel. Keine Mühle kann mahlen. Die Herren Perrier haben eine Mahlmühle errichtet, die durchs Feuer getrieben wird, und täglich für dreyßigtausend Menschen Mehl liefert. Mehr als zwanzigtausend Wagen sind von der Administration angenommen worden, um Früchte, Mehl und andere Bedürfnisse in die Hauptstadt zu bringen."

Warschau, den vier und zwanzigsten December 1788.

„Der Schnee liegt hier vier Fuß hoch, und die Kälte ist sehr strenge. Eben dieses wird von der türkischen Gränze gemeldet. Es sind daselbst bey dem Militair in einer Nacht über hundert Pferde, und einige dreyßig Soldaten erfroren.

Lüttich, den ein und zwanzigsten December 1788.

Der Winter ist hier strenger, als 1709. und 1740.

London, den drey und zwanzigsten December 1788.

Die Themse bey Kingston ist völlig zugefroren, daß man darüber geht, welches vor Weihnachten in einem Jahrhundert nicht geschehen ist.

Wien, den sieben und zwanzigsten December 1788.

Die Kälte ist so strenge, daß verschiedene arme Menschen erfroren sind. Die Wölfe nähern sich den bewohnten Orten. Das Geflügel drängt sich

in Städte und Dörfer, und hier in der Stadt hat man Rebhühner auf den Straßen gefangen.

Aus einem Schreiben von Stockholm, vom dreyßigsten December.

Hier ist die Kälte fünf und zwanzig Grad; in Finnland aber dreyßig Grad unter Null gewesen.

Aus Polen, den siebenten Jänner.

Die Kälte ist sechs und zwanzig Grad unter dem Gefrierpunkt nach Reaumür gewesen. In Danzig neunzehn Grad.

Haag, den dreyzehnten Jänner.

Den achten ist Jemand mit einem Schlitten mit zwey Pferden und fünf Passagiers, über das Eis der sogenannten holländischen Tiefe gefahren, welches 1740 und 1709 nicht geschehen ist.

Aus der Schweiz, vom siebenten Jänner.

Den ein und dreyßigsten December 1788. war die Kälte zu Luzern zwey und zwanzig Grad unter dem Gefrierpunkte nach Reaumür; also sechs Grad tiefer, als 1709. Der St. Gotthardsberg ist wegen der herabfallenden Schneeklumpen einige Tage gesperrt. Es sind schon Menschen, Vieh und Gebäude verschüttet.

Von der Weichsel, den sechszehnten Jänner.

Die stärkste Kälte zu Danzig ist am zwanzigsten December 1788 gewesen, da das Thermometer nach

Reaumür drey und zwanzig Grad unter dem Gefrierpunkt stand.

Frankfurth am Mayn, den siebenzehnten Jänner.

In Rom und Neapel ist so viel Schnee gefallen, als man sich daselbst bey Menschen Gedenken nicht zu erinnern weiß.

Damit aber meine Leser sehen, daß wir nicht vor andern die Sünder gewesen sind, welche Gott mit einem kalten Winter hat bestrafen wollen; so will ich ihnen Nachrichten mittheilen, daß unsere gute Vorfahren dergleichen seit fünf hundert Jahren schon oft erlebt haben. *)

— 1305. waren in Frankreich, die Rhone und alle Flüsse zugefroren, wie auch das Meer an den Küsten von Flandern und Holland, drey Meilen in der Breite.

— 1358. fiel in Italien zu Bologna der Schnee zehn Ellen hoch. Junge Leute machten darunter Gewölbe, worin sie zum Andenken einer so außerordentlichen Naturbegebenheit Feten gaben.

— 1364. fror die Rhone nebst andern Flüssen völlig zu. An gewissen Stellen das Eis funfzehn Fuß dicke.

1460, 1507, 1564, 1601. sind vor andern in Frankreich kalte Winter gewesen. Fast stehet zu glauben, sagt der Geschichtschreiber, daß es in der

*) Aus des Abbé *Papon* histoire de Provence Vol. III. IV.
Aus dem Journal de Paris in dem Courier du Bas — Rhin.
No. 4. den ein und dreyßigsten December 1788.

Natur periodische Zeiträume gebe, da dergleichen Phänomene in solchen Epochen zurückkommen.

1493. fror am ersten und zweeten Weihnachtstage das Meer in dem Hafen von Genes. Die Witterung des Winters 1495 desto gelinder. Da die im Sommer 1494 abgegangene französische Armee im Jänner des folgenden Jahrs nach Neapel kam, glaubte sie: die Jahrszeit hätte sich nicht geändert.

1506. der Winter so gelinde, daß im Januar die Rosen blüheten, und im May Aernte war. Der folgende Winter 1507 desto strenger. Der ganze Hafen bey Marseille gefroren. Am heil. Dreykönigstage drey Fuß hoher Schnee, der das Korn deckte. Die Kälte war schon am Ende des Novembers angegangen.

1599. vom November an, bis zu Ende des Mayes 1600 fast immer gleiche Kälte, daß alle Früchte, Bäume, viele Thiere und Menschen verloren giengen.

1638. ebenfalls strenge. Dagegen der Winter 1639 außerordentlich gelinde, und so trocken, daß auf den höchsten Alpengebirgen kein Schnee zu sehen war. Im April die Ufer der Rhone so tief, daß man trockenes Fußes durchgehen konnte. Die Trockniß dauerte bis zu Ende des Sommers, und der Wassermangel war so groß, daß die Städte Aix und Marseille in den Mühlen von Durance mahlen mußten.

LXXXIII.

Fortsetzung des zwey und achtzigsten Stücks.

Es kann nicht fehlen, daß nicht bey einem so allgemeinen Winter, und auf dem, allenthalben vier Fuß hoch mit Schnee bedeckten Erdboden, besondere Revolutionen in der Natur entstehen sollten, welche die weise Hand der Vorsehung zu den besten Absichten hinzuleiten weiß. Am achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten December war nicht nur das ganze Feld dergestalt mit Schnee bedeckt, daß auch auf den Bergen nicht ein freyes Plätzchen zu sehen war; sondern es waren überdem alle Bäume mit einem so dicken Reif, der hart gefroren war, weil immer noch Schnee zufiel, überzogen, daß die Zweige hätten brechen mögen. Alles Wild auf dem Felde: Hasen, Hühner, sogar Füchse, drängten sich nun nach den Städten und Dörfern, und die Vögel, besonders die kleinern, konnten auch an den Bäumen, und unter der Borke derselben, nichts mehr loshacken. Nur noch einige Tage, so wären sie vielleicht alle verhungert. Allein in der Nacht auf den ein und zwanzigsten kam mit einemmale, bey außerordentlich tief stehendem Barometer, ein so wohlthätiger Orkan, der den Schnee von den Bergen, Feldern und aus den Gründen wegfegte, auch den gefrornen Reif völlig von den Bäumen abschüttelte, daß nun die Feldthiere wieder zur Erde, und

die Vögel zu den Bäumen kommen konnten. Man merkte es Tags darauf deutlich, daß sich die Schneekrähen in der Stadt verminderten, und auf einem Baume vor meinem Hause waren die Meisen, Baumläufer, Finken, u. s. w. wieder geschäftig, etwas Futter unter der Borke zu suchen. In unsern Feldern wurden im Anfange die Hasen mit Esperset und Klee; die Hühner aber mit Körnern gefüttert; allein es reichte nicht hin, da bald alles wieder verschneyete. Wie leicht ist es doch der Vorsehung, in der Natur selbst zur Erhaltung ihrer Geschöpfe, Mittel vorzukehren, und durch ein Paar Stunden Wind ihnen wieder Futter zu verschaffen.

So ungewöhnlich die Kälte des Winters war; so ungewöhnlich war auch die Veränderung der Witterung, der Winde, und anderer dahin gehörigen Erscheinungen. Am drey und zwanzigsten December, und in der Nacht auf den vier und zwanzigsten habe ich an meinen Barometern eine Bemerkung gemacht, dergleichen ich in meinem Leben noch nicht erfahren habe. Insgemein pflegen dieselben durch ihr Fallen vier und zwanzig, höchstens zwölf Stunden vorher, Sturm und Regen zu verkündigen. Allein am drey und zwanzigsten December Abends gegen zehn Uhr standen sie noch so hoch, daß ich daraus in der Nacht, und den folgenden Tag starke Kälte vermuthete, da der Thermometer um diese Zeit nur zwey Grad über Null stand. Kaum hatte es eilfe geschlagen: so kam ein Orkan, dessen sich die ältesten Leute nicht zu erinnern wissen. Gegen

ein Uhr donnerte es einigemale bey blauen Blitzen sehr dumpficht und hohl. Gleicher Orkan ist den vier und zwanzigsten in Prag gewesen. Als ich um diese Zeit aufstand; so waren die Barometer auf den Augenblick, da der Orkan entstand, zu einer solchen Tiefe gesunken, daß der Merkurius bis auf ein Paar Linien in der Kugel war. Hier war also Ursache und Wirkung bey dem Barometer völlig gleichzeitig, welches ich noch nie erlebt habe.

Des andern Morgens, als am vier und zwanzigsten, dauerte der Orkan fort, und der Thermometer stand auf dreyzehn Grad über Null. Das Wetter schien sich aufzuklären; allein gegen neun Uhr trübte sich der Himmel dergestalt, daß es in den Stuben fast Nacht wurde. Zugleich entstand ein solcher Orkan und Schneegestöber, daß man nicht einen Schritt weit auf der Erde sehen konnte. Die Luft war so dicke voll, daß man fast kein Licht mehr bemerkte. Auf den Straßen konnten Menschen, Wagen mit Pferden, Esel, u. s. w. nicht fortkommen. Vor meinem Hause ist ein Winkel, in welchen sich ein Paar arme Kinder retirirt hatten, die völlig im Schnee begraben wurden, hätte ich es nicht gemerkt, sie herausgezogen, und in meiner Stube aufgethauet. Dieser schreckliche Schneeorkan dauerte über anderthalb Stunden. Es war öfters nicht anders, als wenn man unterirdische Donner hörte und Stöße vom Erdbeben fühlte. Nach einer Nachricht von Frankfurth am Mayn, hat man daselbst an gedachtem Tage wirkliche Stöße vom Erdbeben bemerkt,

welches sich auch durch Privatbriefe, und durch neue Erderschütterungen am achtzehnten Jänner 1789 bestätiget hat.*) Gleich nachher erfolgte gelindes, und Tags darauf schnelles Thauwetter, welches aber am sechs und zwanzigsten Abends eben so schnell aufhörte, und die Kälte wieder eintrat. Vom fünften bis achten Jänner 1789. stieg solche, bey feststehendem Ostwinde täglich, bis am achten Morgens, bey Sonnenaufgang, der Thermometer wieder auf eilf Grad unter Null stand. Am neunten setzte sich der Wind bald in Abend, bald in Mittag, und so blieb er bis den eilften Nachmittags, da er wieder nach Morgen gieng. Es war in diesen Tagen gelinder, doch ohne zu thauen. In der Nacht auf den zwölften fiel wieder ein schrecklicher Schnee, der den schon liegenden noch um einen Fuß hoch vermehrte. Der Ostwind stand, aber es war gelinde, und die Fenster froren nicht. Der Thermometer am zwölften Morgens gegen zehn Uhr, da es noch immer fortschneyete, sechzehn Grad über Null. Den ganzen zwölften schneyete

*) Merkwürdig war es doch, daß am achtzehnten das Quecksilber ganz in die Kugel des Barometers gesunken war. In gleicher Tiefe stand es am fünften Febr. 1783, da das Erdbeben in Messina war. Des Morgens gegen eilf Uhr hatten wir ein Paar Windstöße von ungewöhnlicher Heftigkeit. Ich merkte diesen achtzehnten in meinem Tagebuche an, und schrieb dabey: was werden wir von diesem Tage aus andern Gegenden erfahren? Eben an diesem Tage ist in Maynz des Nachmittags eine heftige Erderschütterung verspürt worden, wie am neunzehnten von Frankfurth berichtet wurde.

schneyete es durch, und obgleich an demselben Abend der volle Mond gegen neun Uhr ziemlich helle hervorkam; so dauerte es doch nicht lange; sondern der Himmel wurde trübe, und es schneyete die Nacht durch. Am dreyzehnten des Morgens noch gerader Morgenwind, der Thermometer bey Aufgang der Sonne eilf Grad über Null, der Himmel helle, und die Kälte schneidend.

Eine solche ungeheure Masse von Schnee ist denn doch in vielen Wintern nicht gefallen. Nach einem Bericht aus Wien vom siebenten Jänner, sind daselbst täglich einige sechzig Wagen mit hundert und achtzig Tagelöhnern beschäftigt gewesen, den Schnee aus der Stadt zu bringen, und bis jezt ist kaum ein Drittheil weggeschafft. Schon den dreyzehnten Nachmittags setzte sich der Wind in Ostsüd, und die Kälte wurde immer schneidender. Niemand vermuthete Thauwetter. Allein des andern Morgens, als am vierzehnten, war es bey völligem Südwinde, tiefen Barometer, und dem Fahrenheitischen Thermometer fünf und zwanzig Grad über Null, gegen sieben Uhr, so gelinde, daß es völlig thauete, und das Wasser nicht anders von den Dächern lief, als ob ein Platzregen gefallen wäre. Dieses Thauwetter dauerte bis zum dreyßigsten ununterbrochen fort, ohne daß es auch nur einen Nachtfrost gethan hätte. Der viele Schnee kam vom Felde weg, daß man nicht wußte, wie, und das Wasser gieng eben so unvermerkt auf, ob es gleich an einigen Orten Ellendicke gefroren war. Eine große Wohlthat der Natur,

daß vor dem großen Schneefall das Erdreich wenig oder gar nicht gefroren war. Es konnte sich also das Wasser gleich in die Erde ziehen, und ich weiß, daß bereits am neunzehnten und zwanzigsten in den Gärten Erbsen bestellt sind, und am vier und zwanzigsten konnten die Leute völlig graben. Blos am dreyßigsten that es in der Nacht einen ziemlichen Frost, worauf am ein und dreyßigsten wieder etwas Schnee fiel, der aber am ersten Februar des Morgens völlig wieder geschmolzen war.

— Und bis hieher geben diesesmal nur meine Wetterbeobachtungen —

3) Auch in dem Menschenleben hat dieser Winter seine Merkwürdigkeiten. Unsere Bürger haben sich selbst ermuntert, für die Hausarmen eine Kollekte zu sammeln, und sich nicht geschämt, Haus vor Haus selbst herumzugehen. Der ansehnliche Beytrag ist in Holz, Mehl und andern Bedürfnissen ausgetheilt.

Die Polizeyanstalten haben dabey ebenfalls gewonnen. Da binnen drey Wochen zweymal Feuer entstand; so hat unsere Obrigkeit für gut befunden: unter das Wasser in den Spritzen Salz werfen zu lassen, um das Frieren zu verhüten, weil sie einsahe, daß das warme Wasser in dem kalten Metall geschwinder gefriere, als das kalte. Es sollen auch künftig die Spritzen und Sturmfässer mit Salzsole angefüllt werden, und so stehen bleiben. Was doch ein kalter Winter für gute Anstalten befördern kann?

Einen

Einen Punkt, dächte ich, sollte man bey so kalten Wintern in der Polizey nicht vergessen. Es sollten nämlich alle Hauswirthe, und alle, welche Hunde halten müssen, auf dieselben wohl Achtung geben, weil sie gern bey so strenger Kälte, zumal wenn ihnen erlaubt wird, öfters mit dem Kopfe unter den heißen Ofen zu kriechen, toll zu werden pflegen.

4) Allein die, auch in solchen Zeiten der Noth, als ein kalter Winter bringt, über die Menschen wachende väterliche Vorsehung Gottes hat in diesem Winter, an allen Orten und Enden, sich durch besondere Proben ihres Schutzes und Erhaltung ausgezeichnet, deren ich zum Beschluß noch einige anführen will.

Erstlich sind durch die Umstände und Bedürfnisse dieses kalten Winters an verschiedenen Orten weise und wohlthätige Armenanstalten zu Stande gekommen, die es sonst vielleicht nicht wären. Von unserem Orte habe ich vorher nur etwas angeführt. Allein der Churfürst von Maynz hat sich vorzüglich hierbey als ein Landesvater bewiesen. Nach einem Bericht von Frankfurth am Mayn vom ein und dreyßigsten Jänner 1789 heißt es:

„Alle Stadträthe und Bürgerofficiere in Maynz gehen auf Befehl des Churfürsten von Haus zu Haus, um die Umstände der Eingesessenen zu untersuchen, ob sie Brod und Holz bedürfen — ob ihre Betten gut beschaffen sind. Die es bedürfen, erhalten sogleich Matratzen, Brod und Holz. Der

Churfürst hat auch sogleich alle Abgaben und Zölle auf die Lebensbedürfnisse aufgehoben."

Hat doch auch der Bischof von Freysingen und Regensburg erlaubt, daß es wegen der jetzigen Witterung verstattet seyn solle, Freytags und Sonnabends, bis zu Ende des Februars, Fleisch zu essen. Also kann die Natur durch ihre Wirkungen Gelübde aufheben; aber die Vernunft nicht.

Zweytens hat die Vorsehung an verschiedenen Orten bey ausgebrochenem Feuerunglück solche Umstände vorgekehrt, daß es entweder zeitig genug entdeckt, oder auf andere Art verhütet worden. Bey dem allgemeinen Wassermangel, bey der strengen Kälte, bey welcher schon ein nach einem andern Hause getragener Eimer mit Wasser fror, wie groß hätte da nicht die Noth noch durch Feuer werden können? Selbst an unserem Orte ist in drey Wochen zweymal Feuer entstanden, und zwar Abends nach zehn Uhr, aber nicht zum Ausbruch gekommen. Das erstemal hatte ein armes, aber dem Trunk ergebenes Weib, den Kohlentopf mit ins Bette genommen. Das Bette geräth in Brand, ohne daß sie es merkt. Die Nachbarn riechen den Qualm, brechen die Kammer auf, und finden sie schon halb gebraten. Gleichwohl ist sie mit dem Leben davon gekommen, und glücklich kurirt. Welche Vorsehung! Das zweytemal hätte das Unglück noch grösser werden können, da in eines Branntweinbrenners Hause an der Blase schon alle Säulen der Nachbarwand im Brande waren, und die Straße so enge war, daß keine Spritze ankommen

men

men konnte. Es wurde aber bey Zeiten entdeckt und gelöscht.

„Nach einem Bericht aus Bonn den dreyzehnten Jänner, hatte ein Bösewicht in der Nacht auf den vierten Feuer in dem Hofschauspielhause, und zwar in der Fürstlichen Loge angelegt, welches aber durch einen unbekannten Zufall wieder erloschen war. Wäre es ausgebrochen; so wäre die ganze Stadt, bey der großen Kälte, da alles zugefroren war, ein Raub der Flamme geworden, besonders, da dieser Bösewicht vorher drey Röhren abgeschnitten hatte, welche Wasser in die Stadt führen. Er ist aber noch nicht entdeckt.“

Was drittens durch keine menschliche Vorsicht erreicht werden kann, das können die Umstände eines kalten Winters befördern. Er ist eine Gelegenheit zur Ausrottung vieler schädlichen Thiere geworden, die sich, durch die Kälte gedrungen, zusammen gerottet, und sich selbst den Menschen haben in die Hände liefern müssen, da sie sonst in den Wäldern zerstreuet geblieben wären, und noch viele Jahre Schaden hätten anrichten können. Aus Polen wurde vom siebenten Jänner berichtet: „Die Dörfer sind vor Wölfen nicht sicher. Einige polnische Kavaliers haben auf einer angestellten Jagd auf einmal hundert derselben zusammengebracht.“ Ist das alles ein Ungefähr?

Viertens war es eine besondere Vorsehung, daß es vom vierzehnten bis zum dreyßigsten Jänner auch nicht einmal wieder gefroren hat. Gleichwohl geschahe

schahe das Thauen sehr langsam. Wo hätte sonst bey dem erstaunlichen Schnee das viele Wasser bleiben wollen? Hätte es in der Zeit härt wieder gefroren; so würde das Korn auf vielen, tief liegenden Aeckern, da sie unter Wasser gesetzt wurden, gänzlich verloren gewesen seyn. So groß die Furcht an unserem Orte vor großem Wasser war; so hat die Vorsehung dennoch die Umstände so weise gefügt, daß das Harzeis sich vor dem sieben und zwanzigsten nicht rührte. An diesem Tage war ein heftiger Wind, der die erste Eisfarth brachte, die aber von keiner Bedeutung war. Die zwote etwas stärkere, erfolgte in der Nacht auf den acht und zwanzigsten; allein ohne Schaden. Der Fluß trat wenig aus seinen Ufern, und ein warmer langsamer Regen hatte das Eis mürbe gemacht, daß es in kleinern Stücken, als 1784, fortgeführt wurde. Zwar schwoll der Fluß noch einige Tage an; allein da in der Nacht auf den dreyßigsten ein ziemlich starker Frost einfiel; so fiel auch das Wasser merklich, und wir haben, Gott sey Dank! nichts mehr zu besorgen.

Wollte doch die gnädige Vorsehung unsern besorgten Mitbrüdern am Rhein, Mayn, Necker, Elbe und Donau eben diese Wohlthat schenken! Der die Umstände im Kleinen so verschonend und väterlich einrichten kann, kann es auch im Großen. Wäre ich noch in keiner Sache ein Prophet gewesen; so wünschte ich es hier zu seyn. Die zerstörende Macht unsers Schöpfers in seinen Elementen: Kälte und Hitze, Feuer und Wasser, ist groß; allein er bleibt

doch

doch der, der in wenigen Augenblicken, wenn alles von Frost und Eise starrt, — und zwar zu rechter Zeit — seinen Wind senden kann, daß es thauet, so daß der Mensch anbetet und staunt, und nicht weiß, wo die ungeheure Menge von Eis und Schnee geblieben ist.

Dieser allwaltenden, und an Güte unerschöpflichen Vorsehung empfehlen wir auch den großen Schaden, den die Kälte dieses Winters, vermuthlich in ganz Europa, an allen Obstbäumen gethan hat. In unsern Gegenden sind sie beynahe alle vom Froste getroffen; die Birnbäume mehr, als Apfelbäume. In allen, die ich untersucht habe, ist das inwendige Mark schwarz, und das Holz der jungen Triebe wie verkohlt. Hätte der Frost stärker in die Erde gehen können; so hätte er den Bäumen nicht geschadet. Durch die große Menge von Schnee wurde solches gehindert. Daher gieng er in die Bäume, und die Säfte erstarrten. Doch glauben die meisten, daß die Bäume deshalb noch nicht alle verloren seyn sollen.

Abermal ein redender Beweis von der zerstörenden Macht des Herrn der Natur — und von deiner Ohnmacht, armer Mensch! Sey stille! Bete jene in tiefster Demuth an, und in dem Gefühl dieser erwarte von der unerschöpflichen Güte und Weisheit des Höchsten, daß sie auf andere Art Schaden und Verlust in der Natur wieder ersetzen kann.

LXXXIV.

Nachtrag zu den Merkwürdigkeiten des kalten Winters in den beyden vorigen Stücken.

Zu den Merkwürdigkeiten dieses strengen Winters gehört die Allgemeinheit, mit welcher er sich nicht nur über Europa, sondern bis nach Alexandrien in Egypten erstreckt hat, und die Gleichheit, mit welcher er am vierzehnten Jänner 1789 an einem Tage, durch ein allgemeines Thauwetter in Europa Abschied nahm. Die Nachrichten davon aus Portugall, Italien, England, Frankreich, Deutschland, Ungarn und Böhmen, lauteten einerley. Sonderbar war indessen das Phänomen, das sich zu Lissabon am vierzehnten Jänner,*) bey dem plötzlich eintretenden Thauwetter, in der Natur und unter den Menschen ereignet hat.

„Die unerträgliche Kälte, welche wir hier seit drey Wochen gehabt haben, gieng am Freytage plötzlich Abends um sieben Uhr in warme Witterung über. Es erfolgte ein solcher Platzregen, daß zween Menschen durch das Wasser längs einer Straße in den Fluß geworfen wurden, und umkamen, ohne daß man ihnen zu Hülfe kommen konnte. Nach diesem Sturz-

*) S. Hamb. Korresp. Nr. 28. 1789. Lissabon vom funfzehnten Jänner.

Sturzregen erschien ein Nordlicht, welches mit einer drückenden Hitze und so großem Nebel begleitet war, daß ein Jeder glaubte: es sey Feuer in seinem Hause. Dieses sonderbare Phänomen setzte die ganze Stadt in Bewegung. Die Garnison war in Waffen. Man stürmte mit allen Glocken, und die Spritzen fuhren in der Stadt herum, ohne zu wissen, wohin sie eigentlich gehen sollten, indem sie bald hier, bald dort hin gerufen wurden. Verschiedene Leute räumen ihre Häuser aus, und suchten ihre Mobilien in Sicherheit zu bringen. Endlich entstand um Mitternacht ein schrecklicher Sturm aus Südost, welcher die ganze Nacht dauerte, und Tags darauf stürmte es aus Südwest."

Eben dieser Orkan aus Südost erhob sich auch am verzehnten Jänner in diesen Gegenden, und am funfzehnten stürmte es ebenfalls aus Südwest bey völligem Thauwetter. Die Barometer waren tief gesunken, und das Thermometer fünf und zwanzig Grad über Null.

Dieses gelinde Thauwetter dauerte bis zum fünf und zwanzigsten Februar, da die Barometer mit einemmale, des Abends um zehn Uhr, ganz ungewöhnlich gesunken waren. Des andern Morgens stürmte es aus Nordwest mit Schneewetter. Es fiel hoher Schnee, welcher mit unterbrochenen Nachtfrösten bis zu Ende des Märzes gestanden hat, und diesen ganzen Monat hindurch immer frischer zugefallen ist, so daß den ersten April noch kein Pflug in die Erde kommen konnte. Der viele Schnee in der

vorigen Kälte zu Wien hat doch dem Magistrat, wegzubringen, an die dreyßig tausend Gulden gekostet.

Am siebenten Februar, Abends um sechs Uhr, war mein Barometer so erstaunlich tief gefallen, daß noch einige Linien übrig waren, so floß der Spiritus, nach der ihm eigenen Einrichtung, oben aus der Kugel. Gegen acht bis zehn Uhr sank es noch um eine halbe Linie, und ich fürchtete den stärksten Orkan. Sogleich schrieb ich in meinen Kalender bey dem siebenten Februar.

„Diesen Abend von sechs bis zehn Uhr ist das Barometer so tief gefallen, als im Jahr 1783 den fünften Februar, da das große Erdbeben in Kalabrien war. Was wird an diesem Abend in andern Ländern vorgegangen seyn?“

Unter dem acht und zwanzigsten Februar wurde durch eine Nachricht aus Italien das Unglück angekündiget, welches an diesem nämlichen Abend, am siebenten Februar 1789, um sechs Uhr, in Kalabrien geschehen war.

„Am siebenten dieses wurde abermal ein großer Theil des südlichen Kalabriens durch drey schreckliche Erderschütterungen verwüstet. Die erste, welche den Einwohnern noch Zeit zur Flucht verstattete, war Abends um sechs Uhr; die übrigen zwey aber waren so stark, wie jene vom fünften Februar 1783, und haben besonders in Monte Leone, Reggio, und den dortigen Gegenden viele hundert der neu erbaueten Wohnungen in Schutt verwandelt.“

Die Florentinische Zeitung hat es nachher bestätiget; und nähere Umstände sind noch nicht bekannt.

Vom fünf und zwanzigsten Februar bis zum neun und zwanzigsten März, da ich dieses schreibe, haben die Barometer immer sehr tief, über Sturm, oder gleich unter demselben gestanden. In dieser ganzen Zeit ist es auch beständiges anhaltendes Winterwetter gewesen, nicht anders, als wenn wir noch vor Weihnachten wären. Die Kälte war indessen gemäßigt, und das Thermometer stand nur ein einzigmal, den siebenten März Morgens um sieben Uhr, auf neunzehn Grad unter dem Gefrierpunkt, und am zwölften bey Nordostwinde, um eben die Zeit, auf achtzehn Grad. Die meiste Zeit haben wir in dieser Periode Nordostwind gehabt, wobey es aber stets naß niedergieng und fror. Ueberhaupt hat sich der Wind öfters in einem Tage von Nordost in Südost, gegen Mittag nach Südwest, gegen Abend in Westnord, und des andern Morgens gerade in Norden gedrehet.

Noch eine Naturmerkwürdigkeit muß ich anführen. In der großen Kälte, und bey dem hohen Schnee im vorigen December 1788, haben die Vogelsteller zu Lyon, unter andern seltenen Vögeln, welche bey dem großen Frost ein milderes Klima gesucht, eine sibirische Lerche, und verschiedene Schnee-Ortolane gefangen. Die erstere ist so selten, daß selbst Büffon keine zu sehen bekommen hat. Die letzten halten sich in den Gegenden von Spitzbergen auf.

Unter den moralischen Merkwürdigkeiten will ich zwo gegen einander stellen: eine böse und gute. Die erste hat sich zu Bonn am zwölften Jänner zugetragen. Ein Bösewicht (kaum möchte seines Gleichen noch vorhanden seyn) hatte in der Nacht auf den vierten, Feuer in dem Hofschauspielhause, und zwar in der Fürstlichen Loge angelegt, welches aber durch einen unbekannten Zufall wieder erloschen — O! Vorsehung! wie väterlich wachest du! — Wäre es ausgebrochen; so wäre das Schloß, und vermuthlich die ganze Stadt bey der großen Kälte, da alles zugefroren war, ein Raub der Flammen geworden; besonders da dieser Unmensch die Röhren abgeschnitten hatte, welche Wasser in die Stadt führen. Der Thäter ist noch nicht entdeckt.

Die Herzogin von Bourbon hat sich it gegenwärtigem Winter der Armen in Paris aufs wohlthätigste angenommen. Täglich werden in ihrem großen prächtigen Gartensaale, welcher beständig geheizt wird, an zwey hundert Arme von früh bis auf den späten Abend angenommen. Jeder erhält hier um Mittagszeit zwey Pfund Brod, eine Reißsuppe und ein Stück Fleisch. Ueber dieß läßt sie auch außer ihrem Pallast viele arme Leute durch sichere Personen aufs wohlthätigste unterstützen. „Gebt, sagte sie neulich, einem Jeden, der etwas bedarf; bezahlet ihnen die Miethe, ihr Holz, ihren Unterhalt. Der Himmel wird uns schon helfen; aber laßt es Niemand wissen, von wem es kommt.“

In einem der vorigen Stücke habe ich bereits einen Wink gegeben, nach diesem kalten Winter auf die Hunde ein wachsames Auge zu haben. Unsere Polizey hat sich daher um die Menschheit höchst verdient gemacht, und am neun und zwanzigsten März folgende Verordnung von den Kanzeln velesen lassen:

Warnung an das Publikum.

Da die Erfahrung lehret, daß nach einer großen Käle in dem folgenden Frühjahre sich bey den Hunden Wuth und Tollheit einzufinden pflegt, und nach dem desmaligen außerordentlich strengen Winter zur Verhüung alles besorglichen Unglücks hierauf um so mehr möglichster Bedacht zu nehmen ist; so werden Polzey wegen die sämmtlichen hiesigen Einwohner und Unterthanen hierdurch erinnert:

1) daß Jedermann zur Vermeidung des durch tolle Hunde zu besorgenden Unglücks auf seine Hunde genaue Acht habe, und, so bald an ihnen Mangel an Freßbegierde oder Traurigkeit bemerkt wird, solche so fort todt schlage, oder sicher einsperren lasse, indem, wenn durch Nachläßigkeit des Eigenthümers ein Unglück entstehen würde, derselbe zur schweren Verantwortung gezogen werden solle.

2) Daß die Verordnung vom dreyßigsten Jänner 1788, worin das Herumlaufen der Hunde auf den Straßen verboten worden, hierdurch aufs neue eingeschärft werde. Alle Hunde müssen schlechterdings in den Häusern behalten, und die größern an

Ketten gelegt werden. Wenn aber Jemand die Hunde in Geschäften gebraucht; oder sonst auf der Straße bey sich führt; muß er sie beständig bey sich behalten. Alles bey einem Thaler Strafe; und unter der Warnung, daß die auf der Straße herumlaufenden Hunde bey fernerm Ungehorsam durch des Scharfrichters Leute ohne Unterschied todt geschlagen werden sollen.

Bey dieser Gelegenheit will ich noch ein Mitel wider den Biß des tollen Hundes bekannt machen, welches sehr bewährt seyn soll, und welches ich aus der Zeitung eines berühmten, und nicht alles gerade zu annehmenden Mannes genommen habe *).

Ein alter Schäfer, Wilhelm Sears, von Stuteley in der Grafschaft Buckingham in England, hat folgende zwey Mittel, als untrüglich gegen den tollen Hundebiß bekannt gemacht. Man zerquetscht Knoblauch, und reibt damit die Wunde so lange, als möglich. Dann zerstoßt man Klettenwurzel, vermischt den Saft davon mit Küchensalz, macht eine Art Pflaster daraus, und legt es alle Tage frisch auf.

Das zweyte Mittel. Man siede weiße Zwiebeln und Rauten in einem Quart (Maaß) Weinessig, und wasche damit die Wunde des Tages öfters. Dabey lasse man den Patienten weiße rohe Zwiebeln so lange genießen, bis er in einen tiefen Schlaf verfällt. Beyde Mittel sollen niemals fehl geschlagen haben, wenn sie bey Zeiten angewendet worden.

*) Jenaische politische Zeitung. Intelligenzblatt Nr. 23. 1789.

LXXXV.

Merkwürdige Anekdoten von Dankbarkeit, Gerechtigkeit und Großmuth *).

Die Türken sind als ein barbarisches und grausames Volk von jeher verschrieen, und der vorjährige Krieg hat fast in allen Gemüthern den alten Haß gegen den Erbfeind des christlichen Namens wieder angefacht. Sollte denn aber unter diesem Volk gar keine Tugend — auch nicht einer seyn, der sich durch Dankbarkeit, Gerechtigkeit und Großmuth ausgezeichnet hätte? Folgende Menschenanekdoten verdienen auch an Türken bewundert zu werden, die sie gewiß unter christlichen Nationen eben so selten seyn möchten.

1) Topal Osmann, in seinem Jahrhundert einer der größten Staatsmänner und Generals im türkischen Reiche, wurde im Jahre 1608 mit Befehlen vom Sultan zu dem Bassa von Cairo geschickt. Er gieng zu Lande nach Saide, (das alte Sidon in Syrien,) und aus Furcht vor den Arabern, die in den angränzenden Landen raubten, Reisende und Karavanen plünderten, gieng er an Bord

*) Aus dem Universal Magazine. Febr. 1788. p. 70 und 88: von dem Herrn Kriegsrath Göckingk übersetzt, und mir gütigst mitgetheilt. Sie werden desto mehr interessiren, da sie neu, und noch in keiner Uebersetzung erschienen sind.

eines türkischen Schiffes, das nach Damietta bestimmt war: einer Stadt, die am östlichen Theil des Nils liegt. Auf dieser kurzen Farth begegneten sie einem spanischen Kaper. Ihr Schiff war diesem nicht gleich; allein die ganze Mannschaft beschloß, zu fechten, und sich gegen Sklaverey zu vertheidigen. Ein blutiger Streit begann. Osmann, nebst fünf und zwanzigen, gab hier die ersten Proben von der Unerschrockenheit, durch die er sich nachmals so oft auszeichnete. Die übrige Mannschaft, durch sein Beyspiel angefeuert, fochte mit großer Tapferkeit; aber die größere Anzahl behielt endlich die Oberhand, und Osmann ward gefangen, nachdem er am Arm und Schenkel gefährlich wer verwundet worden.

Die Proben von Tapferkeit, die Osmann gegeben hatte, machten, daß ihm der spanische Capitain vorzüglich begegnete, zumal, als man erfuhr, daß er Befehle vom Großherrn bey sich hätte, und daß man folglich ein beträchtliches Lösegeld für ihn erwarten konnte. Indessen waren seine Wunden in schlechter Beschaffenheit, als er zu Malta ankam, wo der Kaper einlief, um sich auszubessern. Die Wunde am Schenkel war die gefährlichste, und er ward dadurch auf seine ganze Lebenszeit lahm, wovon er den Beynamen Topal, oder der Krüppel, bekam.

Damals war Vinzenz Arnaud, aus Marseille gebürtig, Kommendant des Hafens zu Malta, der seinem Dienste gemäß, an Bord des Kapers kam,

sobald

sobald dieser Anker geworfen hatte. Sobald Osmann Arnaud sahe, sagte er: Kannst du eine großmüthige und edle That thun? Ranzionire mich, und nimm mein Wort zum Pfande; du sollst nichts dabey verlieren. — Ein solches Anmuthen von einem Sklaven in Ketten war in der That sonderbar; aber die Art, womit es angebracht wurde, machte auf den Franzosen so viel Eindruck, daß er sich gleich zu dem Kapitain des Kaperschiffes wandte, und ihn fragte, wie viel er für ihn an Lösegelde fordere? Er antwortete: tausend Zechinen (beynahe drey tausend Thaler). Arnaud wandte sich hierauf zu dem Türken um, und sagte: ich weiß kein Wort von dir, und du willst, daß ich tausend Zechinen auf dein bloßes Wort wagen soll? — Jeder von uns, antwortete der Türke, handelt hierin nach seiner Lage. Ich bin in Ketten, und versuche daher alles mögliche, meine Freyheit wieder zu erlangen; du hingegen thust nicht unrecht daran, wenn du dem Worte eines Fremden nicht traust. Jetzt habe ich dir nichts, als mein Ehrenwort zu geben; doch fällt mir es nicht ein, dir Gründe anzuführen, warum du dich darauf verlassen sollst. Dem sey, wie ihm wolle: ich sage nur noch einmal: daß, wenn du ihm traust, du keine Ursache haben sollst, es zu bereuen.

Der Kommendant gieng hierauf weg, um seinen Bericht an den Großmeister Don Perellos abzustatten. Die Art, wie Osmann sprach, — die anscheinende Aufrichtigkeit, so wie die Sonderbarkeit

des Vorfalls, machten so vielen Eindruck auf Arnaud, daß er sogleich nach dem spanischen Schiffe zurückkehrte, und mit dem Kapitain auf sechs hundert Zechinen einig ward, die er als den Preis für Osmanns Freyheit bezahlte. Hierauf brachte er ihn an Bord eines seiner eignen Schiffe, gab ihm einen Wundarzt mit, und versorgte ihn mit allem, was er zu seinem Unterhalte und seiner Kur nöthig hatte. In kurzer Zeit war Osmann außer Gefahr.

Osmann hatte gegen seinen Wohlthäter geäußert, daß er wegen des Geldvorschusses, den er gethan hatte, nach Constantinopel schreiben wollte; sobald er sich aber in den Händen eines Mannes befand, der so viel auf seine Ehre vertrauet hatte, machte ihn dieß kühn genug, ihn noch um eine andere Gunst zu bitten, nämlich, ihm lediglich selbst die Wiederbezahlung seines Lösegeldes zu überlassen. Arnaud sah ein, daß man in solchem Falle ein Ding nicht halb thun müsse. Daher willigte er nicht nur gefällig in Osmanns Vorschlag; sondern übertrug ihm auch das Kommando des Schiffes, auf das er ihn gebracht, und gab ihm jedes andre Merkmal von Großmuth und Freundschaft. Darauf trat Osmann mit diesem Schiffe die Reise an.

Nunmehr schützte ihn die französische Flagge vor den Kapern. Bald erreichte er Damietta, und fuhr auf dem Nile nach Cairo. Hier war er nicht so bald angekommen, als er dem Schiffsmeister tausend Zechinen zustellte, um sie, mit einigem kost-

baren Pelzwerke, seinem Wohlthäter Arnaud zu geben; dem Schiffsmeister selbst schenkte er fünf hundert Kronen. Er richtete den Auftrag des Sultans an den Bassa von Cairo aus, kehrte nach Konstantinopel zurück, und war der erste, der die Nachricht von seiner Gefangenschaft überbrachte.

Sein Gefühl für die ihm erzeigte Wohlthat, und die großmüthigen damit verbundenen Züge, ward durch die ersten Aufwallungen seiner Dankbarkeit noch nicht beruhiget. Während seines ganzen Lebens hörte er nicht auf, durch Briefe und andere Zeichen den tiefen Eindruck zu erkennen zu geben, den dieß auf ihn gemacht hatte.

Im Jahre 1632 ward Topal Osmann zur Großvezierwürde erhoben, die, obgleich vielleicht die höchste, die irgend ein Unterthan in der Welt bekleidet, dennoch jederzeit gefährlich ist, und es besonders damals war. Er war kaum in Konstantinopel angekommen, um von seiner neuen Ehrenstelle Besitz zu nehmen, als er zu dem französischen Gesandten schickte, und ihn ersuchte, nach Malta zu schreiben, seinem ehemaligen Wohlthäter von seiner Erhebung Nachricht zu geben, damit dieser eilen möchte, nach Konstantinopel zu kommen, während alles noch in der gegenwärtigen Lage sey: denn er fügte hinzu, daß ein Großvezier selten lange in seiner Stelle bleibe.

Arnaud kam im Januar 1632 mit seinem Sohn von Malta zu Konstantinopel an, und brachte verschiedene Geschenke, auch zwölf Türken mit, die er

los

los gekauft hatte. Auf Verlangen des Großveziers wurden diese vor ihn geführt. Er empfieng Arnaud und seinen Sohn in Gegenwart der ersten Staatsbedienten, mit den größten Zeichen von Achtung. Darauf wandte er sich zu den Umstehenden, und, indem er auf die ranzionirten Türken wies, sagte er: „Sehet da, diese eure Brüder! die nun die Süßigkeit der Freyheit schmecken, nachdem sie in der Sklaverey geschmachtet haben. Dieser Franzose ist ihr Befreyer. Ich selbst war ein Sklave, mit Ketten beladen, von Blut triefend, mit Wunden bedeckt! Dieß ist der Mann, der mich los kaufte, und mich rettete! Dieß ist mein Herr und Wohlthäter! Ihm bin ich mein Leben, meine Freyheit, mein Glück und alles schuldig, dessen ich genieße. Ohne mich zu kennen, bezahlte er für mich ein beträchtliches Lösegeld, ließ mich auf mein bloßes Wort gehen, und gab mir ein Schiff, mich hinzubringen, wohin ich wollte. Wo ist selbst ein Muselmann, der einer so erhabenen Großmuth fähig wäre?“

Indem Osmann dieß sagte, waren die Augen aller Gegenwärtigen auf den alten Arnaud gerichtet, der des Großveziers Hand dicht in seine Hände geschlossen hielt. Der Vezier that darauf an Vater und Sohn verschiedene Fragen über ihre Lage und Glücksumstände, hörte ihre Antworten mit Güte und Aufmerksamkeit an, und beschloß mit der arabischen Sentenz: Allah Kerim!, Groß ist Gottes Barmherzigkeit!

Die

Die Geschenke, welche sie mitgebracht hatten, vertheilte er in ihrer Gegenwart. Den größten Theil davon schickte er dem Sultan, der Sultanin-Mutter, und dem Obersten der schwarzen Verschnittenen. Darauf empfohlen sich die beyden Franzosen, und giengen weg. —

Topal Osmann war einer von den wenigen, die während eines langen Lebens, die überzeugendsten Beweise von einer, über den gemeinen Beyfall, erhabenen Seele gaben. Seine Größe war eine Folge seiner Tugenden, seines Verstandes und seiner Unerschrockenheit. Seine Ehrbegierde aber handelte so, wie man nur handelt, wenn man einen Gott, und einen zukünftigen Zustand von Belohnung und Strafe glaubt. Wenn dieser edelmüthige Türke von Vincenz Arnaud sagte: wo ist selbst ein Muselmann, der einer so erhabenen Großmuth fähig wäre? — so möchte man sagen: wo soll man selbst einen Christen finden, der auf eine edlere Art, als Osmann, eine großmüthige That erkannte? Beyspiele von der Art sind so gut unter Christen, als Mahomedanern selten, und verdienen daher, wenn sie sich zutragen, um so mehr aufbewahrt zu werden.

Ich setze nur noch hinzu: — und das war ein Türke!

LXXXVI.

Fortsetzung des fünf und achtzigsten Stücks.

a) Zwote Anekdote; von Mahmud, einem berühmten Sultan.

Die morgenländischen Geschichtschreiber sagen von diesem Sultan: er habe Glückseligkeit über die Welt gebracht — mit Ruhm den Glauben Mahomeds bedeckt — mit dem Tage seiner Thronbesteigung die Erde mit der hellen Fackel der Gerechtigkeit erleuchtet, und mit dem Balsam der Wohlthätigkeit erquickt.

Dieser Monarch hatte in seinem Aeußerlichen viel mangelhaftes. Als er sich einst in einem Spiegel sahe, sagte er: das Gesicht eines Königes sollte die Augen derer vergnügen, die es ansehen; aber die Natur ist so eigensinnig gegen mich gewesen, daß mein Anblick ein Gemählde des Unglücks zu seyn scheint. Sein Vezier antwortete: es ist nicht einer unter zehntausenden, der mit einem Gesicht beglückt wäre, das den Ausdruck hätte, als Eurer Hoheit Gesicht; denn eure Tugenden sind durchgehends darauf verbreitet.

Einst drang Jemand zu ihm, und schriee laut um Gerechtigkeit. Der König befahl ihm, seine Klage vorzubringen, welches er dahin that: „daß

des Königs Neffe sich unglücklicher Weise in des Klägers schöne Frau verliebt hätte, alle Nacht mit einem bewaffneten Gefolge in sein Haus komme, und ihn hinausstoßen, und auf die Straße werfen lasse, und mit der Frau in dem vertrautesten Umgange lebe. Er habe seine Klagen darüber schon oft bey denen angebracht, wovon er geglaubt habe, daß sie ihm würden Gerechtigkeit wiederfahren lassen; aber der Stand des Ehebrechers habe ihre Ohren vor ihm verschlossen."

Der König gerieth, als er dieß hörte, in einen solchen Zorn, daß ihm vor Rache und Mileiden die Thränen in die Augen traten. Er verwies es dem armen Mann, daß er seine Klage nicht eher angebracht habe. Dieser antwortete, daß er es oft versucht habe; allein keinen Zutritt erhalten können. Der König befahl ihm, er sollte nach Hause gehen, und beym erstenmale, daß der Neffe sich eines gleichen Verbrechens schuldig machen würde, ihm sogleich Nachricht davon geben. Denen, die bey diesem Verhöre zugegen waren, verbot er bey Lebensstrafe, nichts davon laut werden zu lassen, und befahl zugleich, dem Kläger zu jeder Stunde den Zutritt zu gestatten.

Darauf gieng dieser nach Hause, und in der dritten Nacht kam, wie gewöhnlich, des Königs Neffe, der den Mann, nachdem er ihn derb durchgeprügelt hatte, auf die Straße warf. Der Arme lief zum Könige, und, nachdem er vorgelassen war, gieng der Sultan sogleich mit ihm nach seinem

Hause.

Hause. Er fand seinen Neffen bey der Frau. Ein Licht stand neben dem Bette auf dem Teppich. Der Sultan löschte es aus, zog seinen Säbel, und hieb dem Neffen den Kopf ab. Darauf hieß er dem Manne, das Licht anzuzünden, rief nach Wasser, und nachdem er einen starken Trunk gethan hatte, verließ er das Zimmer.

Der arme Mann fiel ihm zu Füßen, dankte für seine Gerechtigkeit, und bat, der Sultan möchte ihm doch sagen, warum er erst das Licht ausgethan, und hernach so heftig nach Wasser gerufen habe? Der König antwortete: jenes sey geschehen, damit kein Mitleiden seine Hand in Ausübung der Gerechtigkeit an einem jungen Manne, den er zärtlich liebte, aufhalten möchte: dieses aber, weil er ein Gelübde gethan habe, als er zuerst seine Klage gehört, nicht eher zu essen oder zu trinken, bis er den Schuldigen bestraft hätte, — und er sey auf dem Punkt gewesen, vor Durst zu sterben. —

In der christlichen Welt — wie viele Richter würden das Gelübde thun, nicht eher zu trinken, als bis sie der Unschuld Gerechtigkeit verschafft, und das Laster bestraft hätten?

3) Dritte Anekdote: Chan Zigan.

Zigan, der große Chan der Calkumischen Tartaren, war im Jahre 1715, mit seiner ganzen Hofdienerschaft auf der Jagd in einem Walde. Unglücklicher Weise verwundete ihn ein ungeschickter Sklav mit einem Pfeil an dem rechten Auge, so daß

er

er den Gebrauch davon verlor. Das Gefolge des Chans fiel entrüstet über den elenden Sklaven her, und war im Begriff, ihn auf der Stelle der Wuth aufzuopfern. „Laßt ihn ruhig gehen, sagte der gute Chan; man muß die Absicht allein, nicht die That richten. Dieser Mensch hat mich zufällig verwundet. Würde sein Tod mir ein verlornes Auge wiedergeben?“ Nicht zufrieden damit, ihm das Leben geschenkt zu haben, schenkte der großmüthige Fürst ihm auch die Freyheit.

LXXXVII.

Persianische Denksprüche.*)

Der Gelehrte kennt den Dummkopf, weil er selbst einst unwissend war; aber der Dummkopf kennt den Gelehrten nicht, weil er selbst nie gelehrt gewesen ist.

Der ist unglücklich, der nichts weiß; der aber noch unglücklicher, der etwas weiß, ohne es zum Guten anzuwenden.

Ein Naseweiß fragte den berühmten persischen Weisen Aly um etwas, worauf dieser antwortete: ich weiß es nicht. Jener erwiederte: das sey ein Zeichen von Unwissenheit. Nein! sagte Aly, meine Antwort

*) Aus des Ritter Chardin's Voyages en Perse, vom Hrn. Kriegsrath Goeckingk übersetzt.

wort giebt zu erkennen, daß ich etwas weiß; aber daß ich manches auch nicht weiß. Gott weiß alles.

Man fragte einen Araber, wie er so viele Dinge habe behalten können? Ich machte es, antwortete er, wie der Sand unserer Wüsten, der alle Regentropfen einsaugt.

Zweyerley Menschen sind zu bedauern: die, welche suchen, und nicht finden, und die, welche finden; aber nicht zufrieden sind.

Für zwey Freunde ist ein Nadelöhr genug, zwey Feinden ist die Welt zu enge.

Wer die Güter dieser Welt genießt, und dankt dem Urheber nicht dafür, der macht sich zu einem Diebe an Gott.

Almosen ist das Salz des Reichthums. Wenn du dein Gut nicht salzest; so wird es bald angehen.

Die Gabe eines Mildthätigen ist allein ein Geschenk; die Gabe eines andern, bloß eine Gabe.

Was du issest, verwandelt sich in Koth; was du weggiebst, verwandelt sich in Freude.

Dreyerley Dinge erkennt man nur bey dreyerley Gelegenheiten: die Tapferkeit im Kriege; den Weisen im Zorn, und den Freund in der Noth.

Wer einen Freund ohne Fehler verlangt, wird bald gar keinen Freund mehr haben.

Geduld ist ein bitteres Kraut; trägt aber süße Frucht.

Die Geduld ist die Pforte der Freude; die Uebereilung das Thor der Reue.

Wenn selbst Christi Esel nach Mecca gienge, würde er doch als Esel zurückkommen.

Ein Huhn, das Korn für Korn aufnimmt, füllt endlich doch den Kropf.

Wenn Lügen ja verzeihlich wären; so würde es gegen Lügner seyn.

Das Meer gewähret tausend Schätze; doch Sicherheit gewährt das Ufer nur.

Wer sein Kind gar nichts lernen läßt, der scheint es zu einem Spitzbuben zu erziehen.

Seine Fehler gestehen, ist noch die beste Entschuldigung.

Die Zunge eines Stummen ist mehr werth, als die Zunge eines Lügners.

Wer nur einen Garten auf einmal bauet, der wird die Vögel aufessen; wer zwey Gärten zugleich bearbeitet, den essen die Vögel auf.

Wer eine schlechte Handlung lobt, der begeht sie auch selbst.

Ein Schwätzer ist wie eine Mühle, wobey man wohl das Klappern hört, aber kein Mehl siehet.

Gutes mit Gutem vergelten, das thut der Esel.
Böses mit Bösem vergelten, das thut der Hund.
Gutes mit Bösem vergelten, das thut der Teufel.
Böses mit Gutem vergelten, das thut der Schöpfer.

Wenn du eine gute That auszuführen suchst; so wird die Mühe vorübergehen, und das Vergnügen bleiben; findest du aber Vergnügen darin, etwas Böses auszuführen: so geht das Vergnügen vorüber, und die Reue bleibt.

Wer gern weise Leute frägt, ist schon selbst halb weise.

Als man einen Araber fragte, woher er wisse, daß ein Gott sey? antwortete er: wie ich es aus den Spuren im Sande weiß, ob da ein Thier oder ein Mensch durchgegangen ist.

Die wahre Weisheit besteht in drey Dingen: in der Ehrerbietung gegen die Religion, der Geduld im Unglück, und der Klugheit zu leben.

B S B
MÜNCHEN